Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Casanova, Giacomo Girolamo,

Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Casanova de Seingalt oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb

Bd.: 4

Leipzig (1823)

Rem.II 11-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10780222-3

Biogr. 193n Casanova
Rem. II 11-4

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36625210960017
<36625210960017
Bayer. Staatsbibliothek

S

Aus
den Memoiren
von
Jacob Caſanova de Seingalt.

Vierter Band.

Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Caſanova de Seingalt, oder ſein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederſchrieb.

Nach dem Original-Manuſcript bearbeitet von

Wilhelm von Schütz.

Vierter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1823.

31

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

Vorrede des deutſchen Herausgebers . . . VII

Erſtes Capitel. Reiſe über Prag nach Wien. — Aufenthalt in Wien I

Zweites Capitel. Wiederſehen von Venedig. — Bekanntſchaft mit Demoiſelle C. C. . . . 33

Drittes Capitel. Demoiſelle C. C. in einem Kloſter zu Muran 84

Viertes Capitel. Bekanntſchaft mit der Nonne M. M. im Kloſter zu Muran 147

Fünftes Capitel. Der Abbé Bernis. — C. C. tritt wieder auf 222

Sechstes Capitel. Der franzöſiſche Geſandte Bernis macht Bekanntſchaft mit C. C. . . . 278

Seite

Siebentes Capitel. Abreiſe des Geſandten Bernis. — Der engliſche Reſident Murrai. — Ich werde den Staatsinquiſitoren verdächtig . 315

Achtes Capitel. Gefangenſchaft in den Bleigefängniſſen 365

Neuntes Capitel. Meine Flucht und meine Ankunft in Meſtre und Treviſo . . . 525

Vorrede
des deutſchen Herausgebers
zum vierten Theil.

Ein Zufall hat veranlaßt, daß dem dritten Theil unſrer Denkwürdigkeiten diejenige Stelle fehlt, auf welche ſich die zweite Hälfte der Vorrede zum beſagten dritten Bande bezieht. Schon um den Sinn und um die Abſicht der Betrachtungen darzulegen, mit welchen jenes Vorwort ſchließt, auch um den Anſchein von Willkürlichkeit zu entfernen, der die dortigen Bemerkungen beglei- tet, iſt es nöthig, das Mangelnde hier nachzu- holen. Doch auch der Leſer ſelbſt würde ver- lieren, wenn es nicht geſchähe.

Caſanova war anweſend bei den Feſten, welche die Geburt Ludwigs des Sechzehnten ver-

herrlichen ſollten, und er beſchrieb ſie zu einer Zeit, wo der unglückliche König noch lebte, aber ſchon kämpfte mit allen Gefahren der ausgebrochenen Revolution. Dem ſeltnen Scharfblicke des Verfaſſers, der auch das Politiſche genial und zugleich richtig erfaßte, drängte ſich bei dieſer Gelegenheit eine Fülle von Betrachtungen auf, die dem größten Staatsmanne zur Ehre gereicht hätten; Betrachtungen, die Wahrheiten enthüllen, welche damals noch im Schooße der Zukunft ruhten. Unſer Autor legt ſeine Reflexionen dem wohlwollenden Monarchen ſelbſt in den Mund; er läßt Ludwig in eigner Perſon ſprechen, nicht ohne eine gewiſſe ſichtbare Ironie, die freilich Caſanova's Eigenthum iſt, die ſeine Feder aber dem hier ſprechenden Könige leiht. Dieſe Ironie verkenne man ja nicht. Man entferne ſich von der Meinung, Ludwig ſolle als unentſchiedner, ja als träger Charakter geſchildert werden. Mit einem ſolchen Charakter verträgt ſich die klare Schärfe der Einſicht keineswegs, von welcher jede Periode der merkwürdigen Rede zeugt. Wenn Ludwig von ſeiner Langweile, von ſeiner Geſchäftsloſigkeit ſpricht, ſo ſollen des

Monarchen Worte anſchaulich machen, wie nichtig, wie überflüſſig, wie müßig ein Regent iſt, der nicht ferner ein Land zu beherrſchen hat, ſondern einer Nation an die Spitze geſtellt iſt, die, ſich zum Souverain erhebend, auch Legislation und Geldbewilligung ſich aneignet, zugleich aber die Verantwortlichkeit der Miniſter decretirt. Dies iſt der Geſichtspunct, aus dem man folgende Worte verſtehen muß.

„Die Feſtlichkeiten, deren Zeugen ich damals abgab, laſſen ſich kaum begreifen, wenn man erwägt, was jene Nation ſeitdem gegen ihren König unternommen hat. Das franzöſiſche Volk will ſich frei machen. Ein edler Ehrgeiz und wohl überlegt. Denn weshalb ſollte dies Unternehmen nicht zur Reife gelangen unter einem Regenten, bei dem ſich die ungewöhnlichſten Combinationen mit einer ſeltnen, jeder Ehrſucht abgeneigten Seele vereinigen, und der die Reihe von fünf und ſechzig Königen ſchließt, die ſämmtlich mehr oder minder dem Ehrgeize nachgaben oder mit eiferſüchtigem Auge ihre Gewalt be-

wachten? — Aber iſt es wohl wahrſcheinlich, daß ſeine Seele ſich fortpflanzen wird auf die Natur deſſen, der nach ihm den Thron beſteigt?" —

„Frankreichs Scepter hat verſchiedentlich in der Hand unthätiger Regenten geruht, welche die Muße liebten, die Arbeit haßten, die Sorgen verabſcheuten und nur auf den eignen Frieden bedacht waren. Eingeſchloſſen in ihren Palaſt, überließen ſie dann den Gewalthabern, in ihrem Namen den Despotismus auszuüben, durch welchen ſie Könige und wahrhafte Alleinherrſcher blieben. Aber zum erſten Male ſieht die Welt einen König, wie den jetzigen, der aus reinem Wohlwollen ſich zum Oberſten einer Nation macht, die ſich vereinigt und verſammelt, ihn — zu entthronen. Er ſcheint damit zufrieden, ein Ziel erreicht zu haben, das ihm vergönnt, ſtatt zu gebieten, nun ſelbſt zu gehorſamen. Die Eigenſchaften eines Regenten mögen ihm deshalb gefehlt haben, und vielleicht betrachtet er aus eben dieſem Grunde alle die Perſonen als Feinde, die aus wahrer Anhänglichkeit an ſein Intereſſe jenen Decreten der Nationalverſammlung, welche

die Würde der Majeſtät ſchwächten, niemals beigepflichtet haben."

„Eine Nation, die ſich empört, um die Herrſchergewalt, die ſie jedesmal Tyrannei nennt und nennen wird, zu brechen, iſt in der Geſchichte keine ungewöhnliche Erſcheinung. Es liegt ſogar etwas Natürliches darin, und zum Beweiſe deſſen ſind die Monarchen ſtets auf Ereigniſſe dieſer Art vorbereitet. Darum wird ein Regent ſtets die Zügel der Herrſchaft anziehen; denn er weiß ſehr wohl, daß das Volk gern das Gebiß zwiſchen die Zähne nimmt. Aber ſelten, einzig und unerhört iſt ein Monarch, der ſich an die Spitze von drei und zwanzig Millionen ſeiner Unterthanen ſtellt und nichts von ihnen verlangt, als daß ſie ihm den leeren Namen König laſſen, indem er ſich zu ihrem Oberhaupte macht, nicht damit er ſie anführe und befehlige, ſondern damit er ihre Befehle in Vollziehung ſetze. Ihr möget, ſo ſpricht er zu ihnen, künftig die Geſetzgeber ſeyn, und ich will für die Vollſtreckung Eurer Geſetze ſorgen, ſofern Ihr mir nur hinlängliche und unbedingte Macht gebt, die Widerſpenſtigen zu zwingen, und Ihr ſeyd ja dann

deren Herren. Ihr dürft ſie mit den Zähnen zerreißen, ja viertheilen, ohne daß es eines Rechtsverfahrens bedarf; denn wer in aller Welt will ſich Eurem Willen widerſetzen? Ihr werdet, ſobald Ihr meine Stelle eingenommen habt, wahrhaft herrſchen und gebieten. Der Adel und die Geiſtlichen möchten freilich ſich dagegen erklären; aber ſie ſtehen da wie einer gegen fünf und zwanzig. Ihr müßt ihnen nur phyſiſch und moraliſch gehörig die Flügel beſchneiden, damit ſie nicht ferner im Stande bleiben, Euch die Grenzen Eurer Macht zu ziehen und Euch zu ſchaden. Um das zu erreichen, zähmt den Stolz der Prieſter dadurch, daß Ihr die kirchlichen Aemter Euresgleichen verleihet und jenen nur ſo viel laſſet, als ſie zur Lebenserhaltung unumgänglich bedürfen. Beim Adel braucht Ihr Euch nicht einmal die Mühe zu geben, ihn zu verarmen; es genügt, daß Ihr ſeine ererbten Titel und Würden nicht ferner achtet, um ihn ganz verſchwinden zu machen. Nehmt doch nur ein Beiſpiel von den weiſen Einrichtungen der Türken. Sobald die adlichen Herren nicht ferner den Titel Herzog und Marquis führen, werden ſie, um ſich auszuzeich-

nen und um ſich über ihren Verluſt zu tröſten, kein andres Mittel ſehen, als ihr Geld in Pracht und Herrlichkeit zu verſchwenden. Das gereicht der Nation gerade zum Vortheil; denn ihre Reichthümer treten in die allgemeine Circulation und fördern dann den Handel. Meine Miniſter übrigens werden künftig ſchon zu weiſem Benehmen genöthigt ſeyn, denn ſie ſind abhängig von Euch, und es kann nicht ferner meine Sache bleiben, ihre Fähigkeiten zu prüfen. Zwar ernenne ich ſie der äußern Form nach, aber ſobald es Euer Wille iſt, jage ich ſie auch wieder fort. So erreiche ich zugleich, daß die Tyrannei ein Ende nimmt, welche gegen mich ſogar die Miniſter übten, wenn ſie verlangten, daß ich ihren Rath befolgen ſollte, und wenn ſie mich öfters bloſsſtellten, indem ſie ſich meines Namens bedienten da, wo ſie den Staat in Verwirrung brachten. Ich ſchwieg lange dazu, aber länger war es nicht möglich, und nun bin ich endlich von ihnen befreit. Meine Gemahlin, meine dereinſtigen Kinder, meine Brüder und meine Vettern, die ſich Prinzen vom Geblüte nennen, werden freilich, das weiß ich, mich verurtheilen, aber nur im

Stillen; denn gegen mich dürfen ſie ſich nicht auslaſſen. Jetzt, da ich unter Eurer hohen Gönnerſchaft ſtehe, kann ich ihnen kräftiger die Spitze bieten, als damals, wo es nur die Meinigen waren, welche auf meinen Schutz und meine Vertheidigung dachten. Aber ich ſelbſt habe ja nun das Meinige gethan, Euch Beiſtand zu leiſten, um der Welt die Ueberflüſſigkeit jenes Schirmes vor Augen zu legen."

„Die Unzufriednen endlich, die jenſeits des Reiches ihren Wohnſitz verlegt haben, werden über kurz oder lang doch zurückkehren, wenn ſie es angemeſſen finden. Geſchieht es aber nicht, ſo muß man ihnen den Willen laſſen. Sie nennen ſich meine wahren Freunde; doch darüber muß ich lachen. Meine wahren Freunde können einzig und allein diejenigen ſeyn, deren Denkweiſe ſich nach der meinigen bequemt. Ihnen hat nichts in der Welt Wichtigkeit und Bedeutung, als die alten Rechte meines Hauſes, mit deſſen Königswürde die Herrſcherwürde verkettet iſt. Mir dagegen kann in meiner jetzigen Lage nur mein eigner Friede, dann die Vernichtung jener Tyrannei, welche ehemals meine Miniſter

über mich ausübten, und endlich Eure Zufrieden- heit am Herzen liegen. Ich könnte endlich auch noch, wenn ich Charlatan wäre, Euch ſagen, daß ich mir den Reichthum und die Wohlfahrt des Landes angelegen ſeyn laſſe; aber nichts in der Welt kümmert jetzt mich weniger wie das. Lediglich Eure Sorge iſt es, darauf Bedacht zu nehmen; Euch und niemand ſonſt kann das be- ſchäftigen. Denn fortan gehört das Königreich ja nicht mir. Ich habe, Dank dem Himmel! aufgehört, König von Frankreich zu ſeyn. Ich bin dafür, wie Ihr Euch ſehr richtig ausdrückt, König der Franzoſen geworden. Jetzt habe ich nur einen Antrag an Euch: daß Ihr fleißig fort- ſchreitet in Euren Einrichtungen und daß Ihr, da ich bei der jetzigen Geſtalt der Dinge keine Geſchäfte, keine Wirkſamkeit behalte, die Lang- weile aber mir läſtig wird, nichts dagegen habt, wenn ich fleißig auf die Jagd gehe."

„Dieſe Rede, aus dem Gebiete der Geſchichte entlehnt, hiſtoriſchen Charakter tragend und buch- ſtäblich wahr, muß meiner Meinung nach die Unmöglichkeit der Gegenrevolution vor Augen legen. Zugleich aber thut ſie dar, daß es aller-

dings zur Gegenrevolution kommen muß, ſobald die Geſinnungen des Herrſchers ſich ändern. Es iſt keine Wahrſcheinlichkeit vorhanden, dies werde der Fall ſeyn, ſo lange Ludwig der Sechzehnte lebt; aber eben ſo wenig Wahrſcheinlichkeit iſt vorhanden, daß derjenige ihm gleichen werde, welcher nach ſeinem Tode das Regiment an ſich reißt."

„Die Nationalverſammlung wird jede ihrer Abſichten, trotz des Widerſtandes von Adel und Geiſtlichkeit, durchſetzen, denn ihr ſteht ein entzügeltes Volk als blinder Vollſtrecker jeden Befehls zur Seite. Und wirklich muß man jetzt die franzöſiſche Nation anſehen wie Schießpulver oder wie Chocolade. Beide ſind aus drei Beſtandtheilen zuſammengeſetzt, und beider Güte hängt vom Verhältniſſe der Doſen ab. Die Zeit wird lehren, welche Ingredienzien vor der Revolution das Uebergewicht behaupteten, und welche Ingredienzien dermalen vorherrſchen. Gegenwärtig weiß ich nur ſo viel, daß der Geſtank des Schwefels tödtet, und daß Vanille ein Gift iſt."

„Das Volk übrigens finde ich, wohin mein Auge blickt, von gleicher Beſchaffenheit. Gebt

einem Schuhputzer ſechs Franken, damit er aus-rufe: Es lebe der König! und er erweiſet Euch den Gefallen. Aber einen Augenblick nachher ruft er auch für drei Livres: Tod dem König! Schafft Lunte in den Kopf des Pöbels hinein, und er ſchleift Euch binnen vier und zwanzig Stunden eine Citadelle von Marmor. Er weiß nichts von Geſetzen, von Wahrheiten und von Religion. Brot, Wein und Faullenzen, das ſind ſeine Götter. Freiheit, bildet er ſich ein, heiße Strafloſigkeit, Ariſtokrat bedeute einen Tie-ger, und Demagog einen in ſeine Heerde ver-liebten Schäfer. Wahrlich, das Volk iſt ein Thier von ungeheurem Körperumfange, das nicht denkt noch folgert. Die Gefängniſſe von Paris werden faſt erdrückt von der Unzahl der Gefang-nen, die ſämmtlich Mitglieder des revolutionirten Volkes ſind. Mache ſich der Erſte, Beſte zu ihnen und ſage er: ich will die Thore Eurer Gefängniſſe öffnen, wenn Ihr den Saal der Nationalverſammlung in die Luft ſprengt; ſo werden ſie einſchlagen und ſich auf den Weg be-geben. Die Volksmaſſe iſt eine Vereinigung von Henkersknechten. Das weiß die Geiſtlich-

keit Frankreichs ſehr wohl. Unter einer einzigen Bedingung rechnet ſie noch darauf, wenn es nämlich möglich wäre und gelingen könnte, jenen Entzügelten einen Eifer für die Religion einzuflößen, welcher mächtiger wirkt, als der für die Freiheit, ein Weſen, von dem man nur durch Abſtraction weiß, und das nicht leicht in Köpfe eindringt, die nur das Wirkliche anſpricht."

„Uebrigens glaube niemand, daß in der Nationalverſammlung auch nur ein einziges Mitglied ſitze, das von reinem Intereſſe für das Wohl des Vaterlandes beſeelt iſt. Der eigne Vortheil leitet ſie alle, und nicht Einer iſt unter ihnen, der als König dem Beiſpiele Ludwigs des Sechzehnten folgen würde."

Erſtes Capitel.

Reiſe über Prag nach Wien. — Aufenthalt in Wien.

In Prag, wo ich nicht die Abſicht hatte, mich aufzuhalten, beſchränkte ich mich auf einen Beſuch beim Unternehmer der Oper, Locatelli, dem ich einen Brief von Amorevoli zu überbringen hatte, und dieſer bat mich ſammt allen ſeinen Virtuoſen zu Tiſche. Er ſchien alſo täglich mit dreißig Couverts zu ſpeiſen. Ein guter Tiſch war des Mannes einzige Leidenſchaft, und er ſelbſt präſidirte an ſeiner Tafel. Die Küche war unverbeſſerlich. Presburg, wo er erſt kürzlich neunzig Jahr alt geſtorben iſt, wird mir Anlaß geben, von ihm mehr zu ſagen.

Doch auch meinen Freund Fabris, der nun Oberſt geworden, traf ich in Prag. Er hielt mich drei Tage auf. Nach Soldatenſitte ſehnte er ſich nach Krieg, und zwei Jahr ſpäter brach der ſiebenjährige aus, der ihm Ruhm erwarb, aber auch ſein Leben koſtete, obwohl er es nicht auf dem Schlachtfelde verlor. Hätte er nicht gedient, ſo würde ihn Kaiſer Joſeph nicht nach Tranſylvanien geſchickt haben, wo das Fieber ihn im vier und ſechzigſten Jahre hinraffte.

Endlich gelangte ich in Oeſterreichs Capitale Wien an, einer ſehr hübſchen kleinen Stadt, die groß iſt durch ihre Vorſtädte. An Effecten fehlte mir es nicht, aber an Geld. Ich mußte alſo bis zur Ankunft der Summe, um die ich an Bragadin geſchrieben, Oekonomie beobachten.

Vom Dichter Migliavacca aus Dresden hatte ich einen Brief an den berühmten Metaſtaſio mitgebracht, den kennen zu lernen, ich vor Verlangen brannte. Schon am Tage nach meiner Ankunft ging ich zu ihm, und eine Unterredung von zwei Stunden entfaltete mir eine größere Gelehrſamkeit, als Metaſtaſio's Werke

ankündigen. Er war von ſeltener Beſcheidenheit, aber dieſe verſchwand, ſobald er etwas von ſeinen eigenen Arbeiten vorlas. Er machte mich auf die Schönheiten derſelben aufmerkſam, und als ich den berühmten Gravina, der ihn gebildet, gegen ihn erwähnte, recitirte er mir die Stanzen, welche er auf ſeinen Tod gedichtet, und die nicht gedruckt worden. Ich ſahe ihn Thränen vergießen, gerührt durch ſeine eigene Poeſie. Dite mi il vero, si può dir meglio? ſagte er zu mir. Er hatte Recht, aber es war eine Frage, die er, weil er mich nicht kannte, nicht an mich richten durfte.

Metaſtaſio zeigte mir fünf bis ſechs Blätter, die voll von Correcturen waren, um zwölf bis vierzehn Verſe zuſammen zu bringen, von denen die Unwiſſenden, welche ſie laſen, ſagten, man ſehe, daß ſie dem Dichter nichts gekoſtet. Er lachte über Voltaire, weil dieſer behauptet, vier gute franzöſiſche Verſe machten mehr Mühe, wie vierzig italieniſche. Er verſicherte mich, an einem Tage nie mehr, wie vierzehn bis ſechszehn Verſe, gemacht zu haben. Nachdem ich ihn um das Drama befragt hatte, welches ihm am lieb-

ſten wäre, nannte er Atilius Regulus, ſetzte jedoch hinzu: questo non vuol gia dire ~~elle~~ che quell' opera sia la mia migliore. Aber das liebſte Kind iſt oft das verdorbenſte.

Er fragte mich, herzlich lachend, ob ich in Paris ſeine Opern und ſeine Oratorien in franzöſiſche Proſa überſetzt geſehen habe. Als ich ihm ſagte, der thörichte Verleger habe ſich durch das Unternehmen zu Grunde gerichtet, lachte er von ganzem Herzen. Das Hauptverdienſt jedes Gedichts beſteht in der vollkommenen Verſifica-tion; deshalb muß es langweilen, ſobald eine Ueberſetzung ihm dieſen Schmuck entzieht. Ho-mer, Dante, Petrarch, Taſſo langweilen in Proſa. Und doch gibt es allerhand dürftige Geiſter, die von dem Glauben nicht laſſen können, daß es überflüſſig ſey, Gedichte in Verſen zu ſchreiben.

Bei Metaſtaſio's Opern tragen die herrli-chen Worte ſchon jene köſtliche Muſik in ſich, mit welcher hiernächſt die großen Meiſter glänz-ten, welche ſie componirten. Ueberaus lachte Metaſtaſio, als ich ihm ſagte, Rameau mache Muſiken, von denen er behaupte, daß ein Dich-ter ſehr leicht die angemeſſenen Worte dazu finden

müſſe. Ich werde es nicht vergeſſen, wie er darauf erwiderte, das ſey, als ob man ſage, daß Gott der Form den Stoff, oder dem Körper die Seele gegeben hätte.

Metaſtaſio war reich. Die Kaiſerin Marie Thereſie kannte ſein Verdienſt und ſchätzte ſich glücklich, den großen Mann für eine Penſion von fünf tauſend Gulden zu beſitzen. Um ſo beklagenswerther ſind die Regenten, welche nicht das Glück dieſer großen und einzigen Tochter Carl des Sechſten beneideten. Joſeph der Zweite glaubte ſich durch eine Penſion zu verewigen, die er an Linguet zahlte, einen gemeinen Pamphletiſten, deſſen Verdienſt darin beſtand, eben ſo gut für als wider einen Gegenſtand zu ſchreiben, ganz nach dem Willen der Perſon, die ihn beſoldete. Kaiſer Joſeph hätte ohne Zweifel die Penſion des großen Dichters, wenn auch nicht geſtrichen, doch gekürzt.

Metaſtaſio war ſchön. Er hatte Frauen von den ausgezeichnetſten Eigenſchaften geliebt, und nicht unerhört. Der Sohn eines armen Vaters, hieß er anfänglich Trapaſſo. Doch er befolgte den Rath ſeines Lehrers Gravina und

veränderte den Namen. Wohlklingend genug, um zur Unſterblichkeit zu gelangen, ſchien ihm der Name Metaſtaſio, eine griechiſche Ueberſetzung ſeines eigenen Namens. Gravina behielt eine dauernde Neigung für ſeinen Zögling, denn er ſetzte ihn zum Erben alles ſeines Vermögens ein, und nannte ihn irgendwo in ſeinem Teſtament suavissime Metastasi. Gewiß bezog Gravina, dem der Geiſt der lateiniſchen Sprache nicht fremd war, jenes Wort auf die Lieblichkeit von Metaſtaſio's Verſen.

In der Bibliothek zu Wien, vielleicht der dritten in Europa, überraſchte mich's, de la Haye mit dem jungen Calvi zu ſehen, deſſen Erziehung er übernommen. Unſre Umarmungen nahmen kein Ende. Er kam von Warſchau gewiſſer Aufträge wegen und ſtand im Begriff, dorthin zu reiſen, um ſich dem Woiwoden zu empfehlen, zu deſſen Gefolge er gehörte, und dann unverzüglich nach Venedig zurückzukehren, wo er im Monat Auguſt einzutreffen gedachte. Er theilte mir die angenehme Nachricht mit, daß ſein Zögling, Baron Bavois, ſchon Oberſtlieutenant in venetianiſchem Dienſte gewor-

den. Er hatte den Chevalier Moroſini als Adjutant begleitet, als der Senat dieſen in der Eigenſchaft eines Commiſſair zur Regulirung der Grenzen zwiſchen den öſterreichiſchen Staaten und Venedig abgeſchickt. Mir ward dieſes Zuſammentreffen mit de la Haye ſehr nützlich; er trug kein Bedenken, mir funfzig Zechinen vorzuſtrecken. Gewiß war er Jeſuit geworden.

Als ich ging, um einen Act aus der Oper, die nach Oſtern gegeben werden ſollte, in der Probe zu ſehen, traf ich Campioni, den Gemahl der ſchönen Ancilla, die ich vor drei Jahren in Lyon geſehen. Er hatte ſich, wie er mir ſagte, von ihr getrennt, weil ſie durch ihre Aufführung ihn entehrt habe. Campioni war ſchön, tanzte gut, ſpielte und war nicht ohne Gefühl. Ich wohnte in ſeinem Hauſe.

Alles iſt herrlich in Wien. Viel Geld und viel Luxus. Doch wer der Venus gern opferte, der hatte zu dieſer Zeit einen unangenehmen Zwang zu erdulden. Nichtswürdige Böſewichter, Keuſchheitscommiſſarien genannt, waren die unbarmherzigen Henkersknechte aller hübſchen Mädchen. Der an allen Tugenden ſo reichen Kaiſerin fehlte

einzig und allein die der Toleranz, wenn es ſich um eine nicht erlaubte Liebe zwiſchen einer Mannsperſon und einem Frauenzimmer handelte. Die wahrhaft große und ächt religiöſe Herrſcherin haßte überhaupt die Erbſünde; es gehörte nach ihrem Sinne alſo zu den guten Werken, ſelbige auszurotten, und zu dem Ende glaubte ſie, dies Uebel im Einzelnen verfolgen zu müſſen. Sie nahm daher das Regiſter jener ſogenannten Erbſünden zur Hand und fand dort ihrer ſieben. Ueber ſechs glaubte ſie hinweg ſehen zu können; aber die Unzucht ſchien ihr unverzeihlich. Gegen dieſe alſo ward ihr ganzer Eifer gerichtet, gegen dieſe kam er zum Ausbruch. Der Stolz, ſagte ſie, läßt ſich nicht erkennen, denn die Würde trägt eine und dieſelbe Fahne mit ihm. Der Geiz iſt abſcheulich, aber man kann Sparſamkeit damit verwechſeln. Der Zorn iſt eine Krankheit, deren Ausbrüche mörderiſch werden können; aber auf den Menſchenmord ſtehet Todesſtrafe. Schlemmerei kann nur aus Leckerheit entſtehen, die in guter Geſellſchaft für eine Tugend gilt und mit dem Wohlgeſchmack in Verbindung ſteht. Sie beſtraft auch

mehrentheils durch eine Unverdaulichkeit. Den Neid gibt niemand zu, und Trägheit wird durch Langeweile beſtraft. Aber die Unbeſtändigkeit iſt es, die ich nicht vergeben kann. Meine Unterthanen mögen ein Gefallen an allen Frauen finden, die ihnen hübſch vorkommen, und die Frauen werden gewiß alles Mögliche aufbieten, um hübſch zu erſcheinen. Man mag gegenſeitig ein Verlangen zu einander tragen, ſo viel man Luſt hat, ich kann es nicht hindern; aber niemals werde ich unwürdige Handlungen dulden, um dies Verlangen zu befriedigen, deſſen die menſchliche Natur einmal zur Wiederhervorbringung des Geſchlechts bedarf. Wer nach den Vergnügungen der Liebe ein Begehren fühlt, nun der ſoll ſich verheirathen; aber Tod denen, die es ſich für ihr Geld verſchaffen wollen, und nach Temesvar mit allen den Unglücklichen, die von dem Erwerb leben, den ſie aus ihren Reizen ziehen wollen. Ich weiß, daß man, was dieſen Punct betrifft, in Rom nachſichtig iſt, weil man Sodomie, Blutſchande und Ehebruch fürchtet. Aber das Klima iſt verſchieden. Meine Deutſchen haben nicht ſolchen Teufel im Leibe, wie

die Italiener, denen die Zuflucht zur Flaſche mangelt, welche hier zu Lande entſchädigt. Alſo will ich wachen laſſen über alle Unregelmäßigkeiten, deren Folgen noch ſchlimmere fürchten laſſen. Wenn eine Frau ihrem Mann untreu wird, ſo will ich ſie, trotz der Behauptung, daß der Mann allein ihr Herr ſey, einſperren laſſen. Jenes Recht kann in meinen Staaten keinen Hinderungsgrund abgeben. Die Männer ſind oft Schlafmützen, wo ſie es nicht ſeyn ſollten. Ich werde jene fanatiſche Eheherren, die da vermeinen, daß ich durch die Beſtrafung ihrer Frauen ſie entehre, immerhin ſchreien laſſen. Waren ſie nicht vorher ſchon entehrt? —

Aber, erhabene Gebieterin, nur in der Oeffentlichkeit kann die Entehrung liegen, und auch Täuſchung iſt möglich. —

Ich verlange Stillſchweigen. —

Jenem grauſamen Grundſatz, welcher aus einem Fehler entſprang, den die große Marie Thereſie sub specie recti beging, ſind alle die Ungerechtigkeiten beizumeſſen, und alle Spitzbübereien zuzuſchreiben, welche die Henkersknechte von Keuſchheits = Commiſſarien verübten. Zu allen

Stunden des Tages wurden in Wiens Straßen ohne Ausnahme die Frauenzimmer verhaftet, die allein gingen, um ſich ihren Unterhalt zu erwerben, ſelbſt wenn es auf eine anſtändige Art geſchah. Wie konnte man denn wiſſen, ob jene armen Mädchen irgend jemand tröſten, oder ob ſie ſich einen Tröſter ſuchen wollten? Stets verfolgte ſie ein Spion von ferne, und deren beſoldete die Regierung fünf hundert. Keiner von ihnen aber trug Uniform. Wenn ein Mädchen in ein Haus ging, und der Spion, der ſie geſehen hatte, nicht wiſſen konnte, nach welchem Stock ſie gegangen war, und was ſie dort zu thun gehabt haben mochte, ſo lauerte er unten auf ſie und hielt die Perſon feſt, um auszumitteln, bei wem ſie geweſen und was ſie dort für Verrichtungen gehabt. Fand er irgend etwas in ihren Ausſagen nicht klar, oder ſchien es ihm verdächtig, ſo führte der Böſewicht das arme Kind ins Gefängniß, nachdem er den Anfang damit gemacht, ihr alles Geld und alle Kleinodien zu nehmen, von denen dann kein Menſch eine Sylbe wieder erfuhr.

In der Leopoldſtadt ſchob einſtmals ein Mädchen, die ich nicht kannte, während des

Gedränges mir eine goldene Uhr in die Hand, weil ſie voraus ſah, daß dieſe Uhr die Beute der Hallunken werden würde, die ſie nach dem Stockhaus führen wollten. Aber ſie rettete ſich zum Glück. Einen Monat drauf gab ich ihr die Uhr wieder, nachdem ich ihre Geſchichte und das Opfer erfuhr, das ſie hatte bringen müſſen, um ſich von der Strafe zu befreien. Am Ende blieb allen Mädchen, welche durch die Straßen von Wien gehen wollten, nichts anders übrig, als ihren Roſenkranz in der Hand zu halten. Das ſchützte ſie gegen gewaltſame Verhaftung, denn ſie konnten nun ſagen, daß ſie zur Kirche gingen, und dann hätte Marie Thereſie den Commiſſair aufknüpfen laſſen, der ihnen etwas angethan hätte.

Wien war ſo überladen mit jenen Schurken, daß man, wenn ein natürliches Bedürfniß ſich einſtellte, Mühe hatte, den Ort zu finden, wo man ungeſehen und ungeſtört blieb. Mich ſelbſt unterbrach einmal ein ſolcher Schlingel in runder Perücke und drohte, er würde mich arretiren laſſen, wenn ich mir nicht ſogleich einen andern Platz aufſuchen würde, um der Sache ein Ende zu machen. Warum? wenn ich fragen

darf, — ſagte ich; und er antwortete, weil gleich links eine Dame im Fenſter liegt, die hierher ſehen kann. — Ich blicke mich um und werde wirklich oben im vierten Stock die Geſtalt eines Frauenzimmers gewahr, die, wenn ſie ein Fernrohr zu Hülfe genommen, vielleicht hätte ausmitteln können, ob ich Jude oder Chriſt war. Ich lachte und ging, indem ich mir vornahm, aller Welt die Geſchichte zu erzählen. Aber kein Menſch fand ſie außergewöhnlich.

Mit Campioni war ich nach dem Gaſthof der Krebs gegangen, um an der Gaſttafel zu Mittag zu ſpeiſen. Zu meinem nicht geringen Verwundern ſah ich hier meinen Pepe il cadetto, den ich während meines Arreſts bei der ſpaniſchen Armee, dann in Venedig, endlich in Lyon unterm Namen Giuſeppe Marcati gekannt. Er und Campioni waren Freunde in Lyon geweſen; ſie umarmten ſich alſo und ſprachen heimlich; dann ſagte Campioni mir, bevor wir uns zu Tiſch ſetzten, der Herr habe jetzt ſeinen wahren Namen wieder angenommen und heiße Graf Affliſio. Er ſagte mir, nach dem Eſſen würde er eine Bank auflegen und mir einen gewiſſen Antheil

daran bewilligen, ich möchte alſo ſelbſt nicht mitſpielen, und ich ging den Vorſchlag ein. Die Bank ward gemacht, Affliſio gewann, und der Capitain Beccaria warf ihm die Karten ins Geſicht, aber Affliſio blieb klug genug, darauf nicht zu achten. Drauf ging ich mit Affliſio, mit Campioni und mit noch einem Officier nach einem Kaffeehauſe. Dieſer letztere, ein Mann von gefälligem Ausſehn, ſah mich unaufhörlich an und lächelte dann, aber auf keine beleidigende oder unhöfliche Weiſe. Endlich fing er an: ich lache, weil Sie ſich meiner nicht erinnern können. —

Nein, ich kann es auch nicht, und doch möchte ich Sie kennen. —

Vor neun Jahren mußte ich Sie auf Befehl des Fürſten Lobkowitz nach Rimini bis ans Thor bringen. —

So ſind Sie Baron Vais! —

Der bin ich. —

Er verſicherte mich ſeiner Freundſchaft und verſprach mir in Wien ſo viel Angenehmes zu erzeigen, als er nur könne. Wirklich ſtellte er mich noch Abends einer Gräfin vor, bei der ich den Abbé Teſta groſſe fand, den man Groſſe

tete nannte. Er war Geſandter des Herzogs von Modena und ſehr beliebt bei Hofe, weil er die Verbindung des Erzherzogs mit der Prinzeß Beatrix von Eſte unterhandelt hatte. In der nämlichen Geſellſchaft machte ich Bekanntſchaft mit dem Grafen Rockendorf, einem Grafen Saratin, einigen leichten Dämchen und mit einer Baronin, die ziemlich alle Schulen durchgemacht zu haben ſchien, aber noch gefallen konnte. Man ſpeiſete und nannte mich Baron. All mein Erklären, ich hätte keinen Titel, half mir nichts, die Antwort war, etwas müßte ich denn doch in der Welt ſeyn, und Baron wäre ja das wenigſte, alſo ſolle ich nur zugeben, daß ich es ſey, wenn ich in Wien irgendwo wolle zugelaſſen werden. Ich gab nach.

Die wohlbewanderte Baronin hatte mir zu verſtehen gegeben, daß ich ganz nach ihrem Geſchmack ſey, und daß ſie meine Bewerbungen annehmen würde. Ich machte ihr alſo am folgenden Morgen meinen Beſuch. Sie ſagte mir, wenn ich das Spiel liebe, möchte ich Abends kommen. Es geſchah, und ich fand mehrere Spieler, die ich kannte, auch Tramontini, deſſen Frau, Madame Toſi genannt, ich früher geſehen. In dieſem

Hauſe fand ich gewöhnlich drei bis vier gefällige Schönen, die, ohne die Keuſchheitscommiſſarien im geringſten zu fürchten, ſich auf eine ſo allerliebſte Weiſe der Liebe gewidmet hatten, daß, trotz ihres Adels, ſie kein Bedenken trugen, Geld anzunehmen. Nachdem ich das Geheimniß und Privilegium dieſer Demoiſellen näher kannte, fing ich an zu beobachten und zu bemerken, daß die Commiſſarien nur denen läſtig wurden, die nicht in die guten Häuſer gingen.

Die Baronin ſagte mir, wenn ich Freunde hätte, ſo möchte ich ſie nur ihr vorſtellen, und nach vorheriger Ueberlegung mit Campioni, brachte ich Affliſio, Baron Vais, ja Campioni ſelbſt, der als Tänzer keinen andern Titel brauchte, zur Dame. Affliſio ſpielte, machte Bank und gewann. Tramontini ſtellte ihn ſeiner Frau, und dieſe ſtellte ihn dem Fürſten von Sachſen Hildburgshauſen vor. Hier trat Affliſio ſeine große Glückslaufbahn an, welche acht und zwanzig Jahr ſpäter ſo ſchlimm endete. Tramontini war ſein Mitmann bei dem bedeutenden Spiel geworden, welches er nun anfing, und dieſer vermittelte durch ſeine Frau, daß der Herzog ihm

den Hauptmannsrang in der kaiſerlichen Armee auswirkte. Dies ging ſo ſchnell, daß ich ſelbſt nach drei Wochen ihn ſchon in Uniform ſah. Bei meiner Abreiſe von Wien befand er ſich im Beſitz eines Vermögens von hunderttauſend Gulden. Die Kaiſerin, ſelbſt der Kaiſer liebte das Spiel, aber er pointirte nicht und ließ daher ſelbſt eine Bank halten. Dieſen trefflichen Fürſten, der Sparſamkeit und Prachtliebe zu vereinigen wußte, ſah ich in ſeiner kaiſerlichen Würde zu meiner nicht geringen Verwunderung ſpaniſch gekleidet. Ich glaubte Carl den Fünften wiederzuſehen, von dem jene Etiquette herrührte, die noch fortdauerte, obgleich ihm kein ſpaniſcher Herr in der Kaiſerwürde nachgefolgt iſt, Franz der Erſte aber mit dem ſpaniſchen Volke nichts gemein hatte. Etwas Aehnliches habe ich indeß in Warſchau bemerkt. Stanislaus Auguſtus Poniatowski hatte den Eigenſinn, die Krönung in ſpaniſcher Tracht anzunehmen. Dieſes Coſtum koſtete die alten Woiwoden Thränen; aber ſie mußten die Pille hinunterſchlucken. Der ruſſiſche Despotismus nöthigte ſie, ihre Gedanken ſchweigend bei ſich zu verſchließen.

Der Kaiſer Franz der Erſte war ſchön. Seine glückliche Geſichtsbildung würde ich nicht verkannt haben, ſelbſt wenn ich ihn nicht als Monarchen geſehen hätte. Seiner Gemahlin erwies er alle nur möglichen Rückſichten. Er beſchränkte ſogar ihre Freigebigkeit dann nicht, wenn ſie, ſpielend oder Penſionen ertheilend, ſich nur der cremnitzer Ducaten bediente. Er ſah ihren Verſchuldungen nach, ſelbſt wenn ſie den Staat trafen; denn er hatte die Kunſt inne, ſich dann ſelbſt zum Gläubiger zu machen. Den Handel beförderte er dadurch, daß er einen großen Theil der Erzeugniſſe des Fleißes ſelber ankaufte. Dabei war er galant, und die Kaiſerin, die ihn ſtets ihren Herrn nannte, ignorirte alles. Vielleicht wollte ſie nicht zur Kunde der Welt gebracht wiſſen, daß dem Temperament ihres Gemahls ihre Reize noch nicht genügten, um ſo mehr, da alle Welt die Schönheit ihrer zahlreichen Familie bewundern mußte. Alle Erzherzoginnen waren ſchön, die älteſte allein ausgenommen. Unter den Erzherzogen gelang mir es damals nur, den älteſten näher zu betrachten, und ich konnte nicht umhin, ſein Geſicht unglück-

verkündend zu finden, obwohl der Abbé Groſſetete, der ſich etwas auf ſeine phyſiognomiſchen Kenntniſſe zu gute that, das Gegentheil behauptete.

Was ſehen Sie in dem Geſicht? fragte er mich. — Eingebildete Verblendung und Selbſtmord, ſagte ich. — Und wirklich habe ich in die Zukunft geſehen. Denn, richtig verſtanden, hat Joſeph der Zweite das ganze Leben hindurch ſich ſelbſt getödtet. Es war das freilich nicht ſeine Abſicht, aber doch iſt es geſchehen. Seine Verblendung und Einbildung ſind der Grund geweſen, daß er es nicht gewahr geworden. Was er zu wiſſen ſich einbildete, ohne es in der That zu wiſſen, machte alles das wieder nutzlos, was er wirklich wußte. Der Verſtand, nach welchem er trachtete, verdarb denjenigen, den er von Natur beſaß. Er ſprach gern mit Leuten, die ſein Raiſonnement ſo verblendet und verwirrt hatte, daß ſie nicht mehr wußten, was ſie ihm antworten ſollten. Trat ihm aber jemand mit einem klaren, verſtändigen und geſunden Urtheil entgegen, welches das ſeinige entkräftete, ſo ſchalt er ihn einen Pedanten. Vor etwa ſieben Jah-

ren ſagte er mir in Laxenburg, als das Geſpräch auf einen Mann fiel, der ſich's große Summen koſten laſſen, adelige Titel und Würden zu kaufen, er verachte alle, welche Titel und Würden kauften. Ich gab ihm zur Antwort: dann müſſe er auch ganz beſonders diejenigen verachten, welche Titel und Würden verkauften. Darauf kehrte er mir den Rücken zu und hielt mich ſeitdem nicht mehr würdig, ſeine Stimme zu vernehmen.

Es war ſeine Leidenſchaft, diejenigen, wenn auch nur heimlich, lachen zu ſehen, die ihm zuhörten, indem er irgend etwas in Geſellſchaft erzählte. Denn wirklich erzählte er allerliebſt, und ſehr unterhaltend wußte er eine Sache durch Nebenumſtände zu verbrämen. Aber er behandelte auch alle Perſonen wie ſchwache Geiſter, deren Gelächter ſeine Erzählungen nicht erregten. Dieſe letztern waren aber gerade diejenigen Menſchen, die ihn beſſer, wie alle übrigen, verſtanden. Das Raiſonnement eines Brambila, der ihn zum Selbſtmuth anfeuerte, hörte er lieber als diejenigen Aerzte, welche ihm ſagten: principiis obsta. Unerſchrockenheit hat ihm niemand

abſprechen können. Aber die Kunſt zu regieren war ihm nicht gegeben, denn niemals hat er das menſchliche Herz gekannt. Niemals konnte er ſich verſtellen, niemals ein Geheimniß bei ſich behalten. Die Freude, die ihm alles Beſtrafen verurſachte, ließ er jedesmal ſehen, und ſein Geſicht zu beherrſchen, war ihm unmöglich; eine nothwendige Kunſt, die er in dem Grade vernachläſſigte, daß, wenn er jemand anſichtig wurde, den er nicht kannte, er das Geſicht auf eine Weiſe verzog, die ihn bis zur Häßlichkeit entſtellte, da er doch in ſolchen Augenblicken ſeine Zuflucht zu einem Augenglaſe hätte nehmen können, um die abſcheuliche Verzerrung zu verbergen. Denn dieſe ſchien gewöhnlich ſagen zu wollen: was iſt denn das dort für eine Edition?

Dieſer Regent ſtarb an einer inſofern ſehr grauſamen und ſchmerzhaften Krankheit, als ſie ihm die Fähigkeit ließ, bis zur Todesſtunde zu vernünfteln, und als ſie bis zum letzten Augenblick ihm die Unabwendbarkeit des Todes ſo lange zeigte, bis endlich ſie ihm dieſen Tod gab. Gewiß hat ihn ein doppeltes Unglück gepeinigt.

Nothwendig muß er alles bereut haben, was er während ſeiner Regierung gethan, und eben ſo gewiß hat er die Unmöglichkeit eingeſehen, das, was er gethan hatte, nicht gethan zu machen, theils weil das nicht möglich war, theils weil es ihm nicht zur Ehre gereicht haben würde, auch wenn es ſich hätte thun laſſen. Denn die hohe Sinnesart ſeines Geſchlechts hat gewiß auch in ihm, wiewohl kränkelnd, gelebt.

Er hatte eine grenzenloſe Hochachtung gegen ſeinen, jetzt regierenden, Bruder; aber trotz dem vermochte er es niemals über ſich, die Rathſchläge zu befolgen, welche dieſer Bruder ihm gab. Es war Größe der Seele, als er dem verſtändigen Arzte, der ihm das Todesurtheil ausſprach, eine große Belohnung bewilligte. Aber es war Schwäche der Seele, als er einige Monate früher die Doctoren und Charlatans ebenfalls belohnte, die ihm einbildeten, daß er geheilt ſey. Endlich hatte er auch noch das Unglück, daß er wußte, man würde ihn gern verſchmerzen, und ſchwerlich gibt es einen troſtloſern Gedanken. Noch gehörte zu den Bitterkeiten ſeines Schickſals, daß er nicht vor der Erzherzogin, ſeiner

Nichte, ſterben konnte. Hätten die, welche Joſeph den Zweiten umgaben, ihn wirklich geliebt, ſo hätten ſie ihm dieſe herzzerreißende Nachricht vorenthalten. Denn er war einmal verloren, und es war nicht zu fürchten, er werde wieder ſo weit kommen, um das, was eine Wohlthat geweſen war, als eine Miſſethat zu beſtrafen. Man fürchtete vielleicht, der Nachfolger würde gewiſſe Verhältniſſe mißbilligen; aber Leopolds Art war es keinesweges, irgend wen in Verlegenheiten zu bringen.

Entzückt von dem Aufenthalt in Wien und von dem Umgange mit den gefälligen Schönen, welche ich bei meiner Baronin hatte kennen lernen, mußte ich doch endlich an die Abreiſe denken. Kurz vorher traf mich der Baron Vais noch bei den Hochzeitfeierlichkeiten des Grafen Durazzo, und bei der Gelegenheit lud er mich denn zur Theilnahme an einem Piquenique in Schönbrunn ein. Hier ließ ich denn nichts ungenoſſen. Die Folge war eine Magenüberladung, die mich in vier und zwanzig Stunden bis an den Rand des Grabes brachte. Zum Glück benutzte ich noch das kleine Reſtchen von Leben,

welches mir geblieben war, mich vom Tode zu retten. An meinem Bett ſaßen Campioni, bei dem ich wohnte, Graf Rockendorf und Sarotin. Letzterer, der mir ungemein gut geworden, hatte einen Arzt mitgebracht, trotz dem, daß ich beſtändig erklärt, ich wolle keinen Medicus. Der Doctor, der nicht zweifelte, er dürfe den Despotismus ausüben, zu welchem ſeine Kunſt berechtigt, hatte nach einem Chirurg geſchickt, und mir ſollte wider meinen Willen zur Ader gelaſſen werden. Ich war ſchon halb todt und muß es für eine Eingebung halten, daß ich noch die Augen aufſchlug, um den Mann mit dem Schnepper vor mir ſtehen zu ſehen, der mir die Ader ſchlagen ſollte. Nein, nein! ſage ich und ziehe ohnmächtig meinen Arm zurück. Aber weil der Doctor ſagt, man müſſe mir gegen meinen Willen das Leben geben, ſehe ich meinen Arm durch den Henker von Chirurgen gepackt. Schnell ſtrecke ich meine Hand nach einer der beiden Piſtolen auf meinem Nachttiſch aus und ſchieße ſie gegen den Mann los, der dem Doctor unbedingten Gehorſam geſchworen. Die Kugel ſtreifte ihm eine Locke an der Friſur, und das war voll=

kommen hinreichend, Chirurg, Doctor und alles, was bei mir war, in die Flucht zu jagen. Die Magd allein verließ mich nicht und gab mir ſo viel Waſſer zu trinken, als ich nur verlangte. In vier Tagen war ich vollkommen wieder hergeſtellt. Ganz Wien erfuhr die Geſchichte. Der Abbe Groſſetete ſagte mir, auch wenn ich wirklich einen von den beiden Söhnen des Aesculap getroffen hätte, würde mir nichts geſchehen ſeyn, denn die Anweſenden würden bezeugt haben, daß man mir mit Gewalt habe zur Ader laſſen wollen. Außerdem hieß es, alle Aerzte Wiens behaupteten, ein Aderlaß würde mir den Tod gebracht haben. Indeß hatte ich mich in Acht zu nehmen, nicht krank zu werden. Denn kein Arzt in Wien hätte mich dann beſucht. Alles ſprach von der Geſchichte. Als ich zum erſten Mal wieder in der Oper war, wollte jedermann mich kennen lernen. Man ſah mich als einen Menſchen an, der ſich dadurch vom Tode befreit, daß er dem Doctor eine Piſtole vor den Kopf geſchoſſen.

Einer meiner Freunde, der Maler Marol, war geſtorben, weil man ihm nach einer Indigeſtion zur Ader gelaſſen. Daraus hatte ich ab-

genommen, daß man nichts anders bei dieſer Krankheit thun dürfe, als Waſſer trinken und Geduld haben. Man iſt aber in einem jämmerlichen Zuſtande, einem Zuſtande, der ſich nicht beſchreiben läßt, denn man will ſich eigentlich nicht erbrechen, weil das nicht geſund macht. Ich werde niemals den Scherz eines Mannes vergeſſen, dem Scherzreden ſonſt nicht geläufig waren. Ich meine Herrn von Maiſonrouge, den man, halbtodt von einer Magenüberladung, nach Hauſe fahren ließ. Ein Zufall nöthigt ſeinen Kutſcher, auf ein Weilchen zu halten. Die Zeit benutzt ein Bettler. Er tritt an den Wagen und bittet, der Herr möge doch ſo barmherzig ſeyn und ihm ein Almoſen geben, denn ſonſt müſſe er Hungers ſterben. Maiſonrouge öffnet die Augen, ſieht den Bettler an und ſagt: du Schelm biſt glücklicher, als du weißt.

Ich machte nun noch Bekanntſchaft mit einer Tänzerin aus Mailand, die ſich etwas mit Literatur beſchäftigte und dabei ſehr hübſch war. Sie empfing Geſellſchaft bei ſich. Ich machte dort Bekanntſchaft mit einem Grafen Chriſtoph Erdödi, einem höchſt liebenswürdigen, reichen

und freigebigen Manne, ferner mit einem Für-
ſten Kinski, der ſeinem leichten, flüchtigen Witze
alle Grazie eines Arlequin zu geben verſtand.
Das Mädchen, die, wie ich glaube, noch lebt,
flößte mir Liebe ein, aber ſie blieb unbelohnt,
weil ein Tänzer, Namens Angiolini, der aus
Florenz angekommen war, ihr Herz beſaß. Ich
machte ihr meinen Hof, und ſie hatte nur ihren
Scherz mit mir. Ein Mädchen vom Theater,
das einen Tänzer liebt, iſt nicht zu erobern,
wenn der Sturm nicht gleich mit Goldſtücken be-
gonnen wird, und reich war ich nicht. Aber
doch hegte ich Hoffnung und ſetzte meine Beſuche
fort. Meine Geſellſchaft gewährte auch der Schö-
nen Unterhaltung; denn ſie zeigte mir die Briefe,
die ſie ſchrieb, und ich hob dann die Schönheit
derſelben heraus. Ja ich that vielleicht mehr,
als ich thun ſollte, indem ich ihre eignen Reize
beſang und, wenn ich bei ihr war, mich an der
Schönheit ihrer Augen ergötzte. Auch die Briefe
ihres Bruders, der Jeſuit war und predigte,
zeigte ſie mir. Man hatte ſie in Miniatur ma-
len laſſen, und das Bild war zum Sprechen
ähnlich. Am Abend vor meiner Abreiſe, in Wuth

darüber, daß ich nichts von ihr hatte erlangen können, beſchloß ich, ihr das Bild wegzunehmen. Ein ſchwacher Erſatz für den Unglücklichen, dem das Original nicht hatte zu Theil werden ſollen! Wirklich auch gelang es mir am Abend, wo ich Abſchied nahm, das Bild zu mir zu ſtecken, ohne daß ſie es ſah. Am folgenden Morgen reiſte ich nach Presburg in Geſellſchaft des Baron Vais und zweier leichtfertigen Schönen.

Wir ſind kaum vor dem Gaſthof abgeſtiegen, ſo iſt der erſte, den ich ſehe, mein Chevalier de Talvis; derſelbe, der mich genöthigt hatte, ihm an dem Tage, wo ich unter die Quittung der Schweizerköchin das Wort labré hinter condé geſetzt, einen Degenhieb auf ſeinen Stern zu geben. Kaum iſt er mich gewahr worden, ſo tritt er heran und ſagt: ich ſey ihm noch Revanche ſchuldig. Ich antworte, daß ich niemals eine Partie um einer andern willen aufgebe; aber wir würden uns noch ſehen. Mit dieſer Erklärung, verſetzte er, bin ich zufrieden. Aber würden Sie mich wohl Ihren Damen vorſtellen? —

Sehr gern, nur nicht auf der Straße. —

Wir gehen hinauf, er folgt, und ich überlege mir, daß der ohnehin muthige Mann uns Vergnügen verſchaffen kann. Ich ſtelle ihn alſo vor. Er wohnte in dem nämlichen Gaſthofe ſeit zwei Tagen und war in Trauerkleidern mit einem Hemde, woran die Manſchetten ſehr ausgezäſelt waren. Er fragte uns, ob wir zum Ball gehen würden, den der Fürſtbiſchof gab. Wir wußten nichts davon, aber Vais bejahte es. Man darf, ſagte mein Chevalier, unvorgeſtellt, wie ich höre, ſich einſtellen, und aus dem Grunde, denke ich, werde ich hingehen dürfen, denn hier kennt mich kein Menſch. Gleich darauf entfernt er ſich, der Wirth kömmt, vernimmt unſre Befehle und ſpricht uns gleichfalls von dem Ball. Meine Dämchen haben das größte Gelüſt nach demſelben, und kaum haben wir etwas zu uns genommen, ſo machen wir uns auf den Weg. Die Geſellſchaft war zahlreich, und wir, völlig unbekannt, gehen durch nichts gehindert, wohin es uns beliebt. So kommen wir in ein Zimmer, wo ſich der Adel an einem großen Tiſche verſammelt hat, und wo man Faro ſpielt. Der Fürſtbiſchof hielt Bank, und ſie ſchien mir, aus Du-

caten und Souveraind'or beſtehend, ſich bis auf vierzehntauſend Gulden zu belaufen. Chevalier Talvis ſteht zwiſchen zwei Damen, denen er artige Sachen ſagt, während der Fürſt die Karten miſcht. Er läßt abheben und hat die Güte, dem Franzoſen einen Blick zuzuwenden und ihm zu ſagen, auch er möchte auf eine Karte ſetzen.

Mit Vergnügen werde ich das thun, mein gnädigſter Herr. Wird va banque auf dieſe Karte angenommen?

Es gilt, antwortet der Fürſtbiſchof mit würdevoller Größe, um zu zeigen, daß er nichts fürchtet, und in dem Augenblick fällt ihm links die von dem Franzoſen gezogne Karte; der Chevalier aber rafft mit größter Seelenruhe alles Gold zuſammen.

Der Biſchof, verwundert, ſagt dem Gascogner: und wenn nun Ihre Karte verloren hätte, mein Herr, wie würden Sie mich bezahlt haben? —

Ich glaube nicht, daß dies Ihre Sorgen ſind, mein gnädiger Herr. —

Ich muß bekennen, daß Ihr Glück größer wie Ihr Verſtand ſcheint, gibt der Biſchof zur

Antwort; Talvis aber geht mit ſeinem Gelde in der Taſche davon.

Dieſe ſeltſame Geſchichte verurſachte tauſenderlei Geſpräche. Aber alle Welt endigte mit dem Ausſpruch, daß der Fremde entweder ein Narr oder ein Menſch ſeyn müſſe, der, durch irgend etwas zur Verzweiflung gebracht, ſolchen Schritt gethan, der Biſchof aber nicht ſonderlichen Verſtand bewieſen habe.

Eine halbe Stunde darauf gehen wir nach dem Gaſthofe zurück und erkundigen uns nach dem Sieger im Spiele. Daß er ſich niedergelegt habe, wird uns geſagt. Darauf theile ich Vais den Gedanken mit, durch ein kleines Darlehn Nutzen aus dem Ereigniß zu ziehen. Früh alſo verfügen wir uns in das Zimmer des Chevalier. Ich mache ihm mein Compliment und bitte ihn, die Güte zu haben, mir hundert Ducaten vorzuſtrecken. Mit dem größten Vergnügen, gibt er zur Antwort. Darauf verſetze ich: in Wien erhalten Sie das Geld wieder. Iſt Ihnen etwa ein Schein gefällig? —

Nichts von Schein! verſetzt er, zählt mir hundert Cremnitzer auf und fährt in einer Poſt-

caleſche nach Wien ab. Ein Reiſebeutel, ein Ueberrock und ein Paar Stiefeln waren ſeine ganze Equipage.

Die hundert Ducaten theilte ich auf das gewiſſenhafteſte unter uns viere, und am folgenden Morgen brachen auch wir nach Wien auf. Hier ſprach die ganze vornehme Welt von der Geſchichte. Aber niemand wußte, daß wir hundert Ducaten erhalten, noch daß der glückliche Spieler der Chevalier Talvis geweſen. Beim franzöſiſchen Geſandten wußte kein Menſch von ihm. Auch mir iſt unbekannt geblieben, ob man ſpäter etwas von ihm erfahren.

Von Wien reiſte ich in der Diligence ab. Am dritten Tage war ich in Trieſt, und hier ſchiffte ich mich nach Venedig ein. Ich kam dort am Abend vor dem Himmelfahrtstage des Jahres 1753 an.

Zweites Capitel.

Wiederſehen von Venedig. — Bekanntſchaft mit Demoiſelle C. C.

Mein Vaterland wieder zu ſehen, freute mich höchlich. Der Menſch ſetzt nun einmal, dem mächtigſten aller Vorurtheile fügſam, die Heimath über jedes ſonſtige Gut. In Erfahrung war ich manchem meiner Mitbürger vorgeſchritten; die Geſetze der Ehre und des Anſtandes hatte ich kennen gelernt. So brannte ich denn, meine frühere Lebensweiſe wieder aufzunehmen, aber mäßiger, geregelter. Im Schlaf- und Schreibzimmer fand ich meine Papiere von Staub überſchleiert, ein ſichrer Beweis, daß ſeit drei Jahren niemand ſich hineingewagt.

Am dritten Tage nach meiner Ankunft wollte ich den Bucentaur begleiten; denn herkömmlich ſollte auf demſelben des Doge Vermählung mit dem adriatiſchen Meere vor ſich gehen. Da gibt ein Kahnführer mir unerwartet einen Brief. Ich öffne, und was ich leſe, iſt: daß Giovanni Grimani ſich meinen Beſuch erbittet, um ein Schreiben, das nur perſönlich übergeben werden kann, mir einzuhändigen. Giovanni, ein reicher, drei und zwanzigjähriger Patrizier, hatte keine Befugniß, mich zu ſich zu laden; aber er rechnete wohl auf meine Höflichkeit, und ich ging.

Ich ward mit einem freundlichen Glückwunſch zu meiner Heimkehr empfangen; dann übergab Grimani mir ein am Vorabend erhaltenes Briefchen. Ich las:

„Seit Ihrer Abreiſe ſuche ich vergeblich nach meinem kleinen Miniaturbilde. Es kann ſich nur in Ihren Händen befinden. Denn weil Dieben kein Zutritt bei mir geſtattet wird, bin ich gegen Diebſtahl geſichert. Händigen Sie doch dem Vorzeiger dieſer Zeilen mein Portrait ein.

Fogliazzi.“

Es war mir lieb, das Bild bei mir zu ha-

ben. Ich konnte nun den Wunſch des liebens=würdigen Mannes erfüllen, in deſſen Geſicht ich Staunen und Zufriedenheit las. Er hatte den Auftrag für bedenklich gehalten, wie mir ſchien. „Gewiß hat das Liebe gethan,“ ſagte er. „Mich freut, daß ſie nicht die heftigſte war; die Bereit=willigkeit, mit der Sie dieſe Brillanten zurück=geben, läßt es vermuthen.“

Kein andrer hätte jene Steine ſo leicht von mir zurückerhalten. —

Sie dürfen für dieſe Willfährigkeit künftig auf meine Freundſchaft rechnen. —

Ich ziehe dieſe Freundſchaft jenem Bilde, ja ich ziehe ſie dem Original vor. Würden Die=ſelben dem letztern wohl eine Antwort von mir zugehen laſſen? —

Unbedenklich. Hier iſt Papier; des Zuſie=gelns bedarf es nicht. —

Nun ſchrieb ich dieſe drei Zeilen: „Caſanova iſt des Augenblicks, der ihn von dieſem Bilde befreit, ungleich froher, wie jenes, der ihm den thörichten Gedanken gab, es einzuſtecken.“

Böſes Wetter hatte die wunderbare Ver=mählung gehindert; deshalb begleitete ich Herrn

von Bragadin nach Padua. Seine Abſicht war, der Langeweile zu entgehen, welche ihm die Feſte zu Venedig erregten. Liebenswürdige Greiſe mißgönnen der Jugend niemals die rauſchenden Freuden. Ich durfte mich nach dem Eſſen empfehlen und hatte zur Abſicht, in einer Poſtcaleſche nach Venedig zurückzurollen. Wenn ich zehn Minuten ſpäter abreiſte, ſo nahm mein ganzes Leben eine andre Richtung, wofern nämlich unſre Schickſale von Zufällen abhängen. Doch der Leſer urtheile ſelbſt.

Der Augenblick, wo ich von Padua abreiſte, brachte es mit ſich, daß ich zwei Stunden darauf zu Oriago einem Cabriolet im raſcheſten Trott der Poſtpferde begegnete. Ein Officier in deutſcher Uniform und eine Dame ſaßen darin. Zehn Schritte noch von mir entfernt, ſchlägt das Fuhrwerk um und zwar nach der Flußſeite hin. Die Frau, über den Mann fallend, läuft Gefahr, in die Brenta zu ſtürzen. Ich, ohne Halt zu rufen, bin mit Einem Sprunge aus meinem Wägelchen, und eiligſt alle die geheimen Reize, die ſich meinen Augen darbieten, mit dem Röckchen wieder zudeckend, erfaſſe ich die gefährdete Schö-

ne. Auch der Begleiter eilt herzu, und die liebliche Frau ſteht höchſt verwundert vor mir, zürnend mehr, wie auf das Fallen, auf die Unbeſcheidenheit ihrer Röcke; und doch war alles allerliebſt, was dieſe aufdeckten. Ihre Dankſagungen währten mindeſtens ſo lange, als die Poſtillone brauchten, den Wagen in Ordnung zu bringen. Mehrmals nannte ſie mich ihren Engel. Nachdem die beiden Poſtillone ſich, der Regel gemäß, ein jeder dem andern die Schuld beilegend, eine Weile geſtritten, verfolgt die Dame ihre Reiſe nach Padua, ich ſetze die meine nach Venedig fort, und in der Maske beſuche ich die Oper.

Am andern Morgen, ebenfalls maskirt, will ich den Bucentauro begleiten, der nun bei ſchönem Wetter von Stapel laufen ſollte. Dieſe Expedition ſtellt den Muth des Admirals vom Zeughauſe jedesmal auf die Probe. Er muß unter andern für die Dauer der günſtigen Witterung haften. Der leiſeſte Wind, das Fahrzeug umwerfend, könnte den Doge mit der erlauchten Signoria ſammt allen Geſandten, ſogar dem päpſtlichen Nuntius, erſäufen; und doch muß

dieſer letztre gerade für den Erfolg der feierlichen Ceremonie haften, der die Venetianer aus guten Gründen bis zur Abergläubigkeit anhängen. Ein ſolch tragiſches Ereigniß aber würde von ganz Europa belacht werden. Man könnte ſagen: endlich habe der Doge nun doch die Verlobung wirklich vollzogen.

Auf dem Marcusplatze hatte ich vor der Procuratie kaum, um Kaffee zu trinken, meine Maske abgenommen, als mir eine ſchöne Damenmaske einen Fächerſchlag auf die Schulter gibt. Sie nicht kennend, ließ ich die Sache hingehen. Aber wie mein Kaffee getrunken iſt, nehme ich die Maske wieder vor und eile zum Quai der Begräbniſſe. Die Gondel des Herrn von Bragadin erwartete mich dort. Vor der Brücke fällt mir die nämliche Maske wieder in die Augen, welche mir den Fächerſchlag gegeben. Sie ſtand und betrachtete ſich aufmerkſam die Abbildung eines Unthieres, das, eingeſperrt, Neugierigen für zehn Kreuzer gezeigt wurde. Zur Dame tretend, frage ich, welche Verſchuldung mir den Schlag zugezogen.

Beſtrafen wollte ich Sie, daß Sie mich

nicht wiedererkannt und doch mir das Leben gerettet haben, als ich beinahe in die Brenta geſtürzt wäre, antwortete die Schöne.

Gleich mache ich mein Compliment und frage, ob ſie dem Bucentaur nachſegeln wolle. Sie bezeugte Luſt, wenn ſie einer ſichern Gondel gewiß wäre. Da meine Gondel zu den größten gehörte, ſo konnte ich ſie dreiſt anbieten. Die Dame beſpricht ſich mit dem Begleiter, den, obwohl maskirt, ich für den bewußten Officier erkenne. Er ſcheint geneigt, und wir ſteigen ein; ich aber erſuche meinen Geſellſchafter, die Maske abzulegen; doch der Officier behauptet, Gründe zu haben, aus denen er nicht gekannt ſeyn möchte; und nun ſehe ich mich veranlaßt, zu fragen, ob er bei einer Geſandtſchaft angeſtellt ſey. Auf dieſen Fall bat ich ihn, auszuſteigen. Zum Glück erhielt ich von meinen ſämmtlichen Unbekannten die Antwort: ſie wären Venetianer. Ich konnte nämlich, wegen der Livreien eines Patriziers auf der Gondel, mit den Staatsinquiſitoren in Verdruß gerathen, wenn ich mit dem Perſonal einer Geſandtſchaft fuhr.

Während die Gondel dem Bucentauro nach-

ſteuerte, ſaß ich neben meiner Schönen. Die günſtige Gelegenheit des bedeckenden Mantels verleitete mich zu einigen Freiheiten; aber ſie wurden zurückgewieſen. So kommen wir nach Venedig zurück und ſteigen aus. Nun lud der Officier mich ein, in Geſellſchaft ſeiner Dame mit ihm im Gaſthofe zum Wilden zu ſpeiſen. Die Schöne, von der ich mehr geſehen, wie das Angeſicht, erregte meine Neugier; ich nahm das Anerbieten an, und während ihr Begleiter ſich entfernt, um die Beſtellung zu machen, bleibe ich allein mit ihr zurück.

Meine Liebesanträge wollte ich nicht aufſchieben. Ich bot alſo meine Opernloge an. Auch meine Dienſte während der Zeit des Marktes, ſofern die Schöne mich nicht umſonſt wolle ſchmachten laſſen, kamen in Antrag. Sind Sie grauſam, fügte ich hinzu, dann wünſche ich ein offenherziges Geſtändniß, und zwar auf der Stelle.

Mit wem, erwidert die Unbekannte, glauben Sie Bekanntſchaft gemacht zu haben?

Mit einer liebenswürdigen Frau, gleichviel, ob Prinzeß oder weß Standes ſonſt. Bleibe ich

nach dem Eſſen noch ohne Beweiſe von Gunſt, ſo muß ich mich Ihnen empfehlen. —

Nach Ihrem Belieben; nur bitte ich, ändern Sie den Ton. Ihr bisheriges Betragen macht Sie keineswegs beliebt. Nach längerer Bekanntſchaft vielleicht ſind Aeußerungen, wie die Ihrigen, erlaubt. Sollten Sie das nicht fühlen? —

Wohl fühle ich alles; doch man ſieht ſich ungern hinter das Licht geführt. —

Und darum wollen Sie Aermſter da anfangen, wo man ſchließt? —

Ich erbitte heute ja nur ein Aufgeld, und ich will beſcheiden, folgſam und verſchwiegen ſeyn. —

Sie lieben den Scherz ſehr; aber mäßigen Sie ſich! —

Wir waren nun zum Wilden gekommen und fanden dort den Officier unſer wartend vor der Thür. Nachdem wir eingetreten, ſchien die Dame, der Maske entledigt, mir noch ſchöner, wie geſtern. Mein Benehmen gehörig einzurichten, mußte ich wiſſen, ob der Officier ihr Mann, ihr Freund, ihr Verwandter oder ihr Begleiter

war. Ein Abenteuer gab es nun einmal; ich war neugierig, wie dies ſich machen würde.

Wir ſpeiſten, plauderten, und beide Perſonen benahmen ſich ſo, daß ich, behutſam vorzuſchreiten, mich genöthigt ſah. Ihm alſo bot ich meine Loge an, und das Anerbieten ward angenommen. Nun hatte ich mich ſchnell unter irgend einem Vorwande zu entfernen, um die Loge, die noch fehlte, anzuſchaffen. Ich nahm ſie für die Opera buffa, wo Lasqui und Pertici mit Auszeichnung ſpielten. Dann bewirthete ich meine neuen Bekannten mit einem Abendeſſen und führte ſie in meiner Gondel nach Hauſe. Begünſtigt von der ſchönen Nacht, wurde mir ſo viel geſtattet, als ſich in Gegenwart eines Dritten, der geſchont werden muß, erwarten ließ. Bei der Trennung ſagte mir der Officier, ich würde morgen von ihm hören. Ich frage, wo und wie? Er aber meint, ich ſolle deshalb außer Sorgen ſeyn.

Am andern Tage früh wird mir ein Officier gemeldet. Es war der von geſtern. Nachdem ich ihm für ſeine Güte gedankt, bitte ich ihn, mir ſeinen Namen und ſeine Verhältniſſe

zu ſagen, weil es mich freue, ſeine Bekanntſchaft gemacht zu haben.

Ohne mich anzuſehen, aber ſich gut aus-drückend, ſagt er: ich heiße P. C. Mit meinem Vater, reich und bei der Börſe angeſehen, ſtehe ich nicht im beſten Verhältniß. Ich wohne auf dem Quai von St. Marc. Die Dame, welche Sie ſahen, iſt eine geborne D., Frau des Wechs-lers C. Ihre Schweſter iſt an den Patrizier P. M. verheirathet. Madame C. hat ſich mei-netwegen mit ihrem Manne, und ich habe mich ihretwegen mit meinem Vater verfeindet. Dieſe Uniform trage ich in Folge eines Patents als Hauptmann in der öſterreichiſchen Armee, ob-wohl ich niemals gedient habe. Die Lieferung der Ochſen für die Republik, die ich aus Steyer-mark und Ungarn kommen ließ, war mein Un-ternehmen. Ich gewinne bei dem Geſchäft jähr-lich reine zehntauſend Gulden; aber ein unver-muthetes Ereigniß, ein betrügeriſcher Banquerott, der mit unerwarteten Ausgaben zuſammentrifft, bedrängen mich für den Augenblick. Als ich vor vier Jahren zuerſt von Ihnen hörte, war es auf der Stelle mein Wunſch, Ihre Bekanntſchaft zu

machen. Nun hat der Himmel ſelbſt, wie Sie ſehen, mir vorgeſtern dies Glück verſchafft. Ich trage kein Bedenken, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten, die uns eng vereinigen wird. Sie ſollen mir helfen, ohne Gefahr zu laufen. Nehmen Sie dieſe drei Wechſel von mir an, doch nicht, um ſie zur Stelle zu bezahlen, denn ich cedire Ihnen drei andre Wechſel, die längſt bezahlt ſind, bevor die Ihrigen fällig werden. Außerdem verpfände ich Ihnen meinen geſammten Beſtand an Ochſen. Zahle ich nicht, ſo können Sie in Trieſt Beſchlag darauf legen; denn von einer andern Seite her die Sendung nach Venedig zu ſchaffen, iſt unmöglich.

Im höchſten Grade verwundert über dieſe Worte und über den luftig ſcheinenden Vorſchlag, der mich in tauſend verhaßte Unannehmlichkeiten verwickeln konnte, bewunderte ich den ſonderbaren Gedanken des Mannes, ſich einzubilden, ich würde auf dergleichen eingehen. Weshalb gab er mir vor Tauſenden, die er wählen konnte, den Vorzug? Unumwunden antwortete ich, die drei Wechſel könne ich nicht acceptiren. Nun wollte er mich mit verdoppelter Beredtſamkeit

überzeugen. Aber ſein Muth ward ſehr gedämpft, als ich ihm meine Verwunderung nicht barg, daß er mich vor tauſend andern zu wählen für gut befunden.

Ihm ſey von meiner Klugheit geſagt worden, ward mir zur Antwort, und deshalb habe er jeden Einwand von meiner Seite für unmöglich gehalten.

Da irrten Sie ſich alſo, verſetze ich; denn für dergleichen Geſchäfte geht mir alle Fähigkeit ab; ich würde übel anlaufen.

Er entſchuldigte ſich und ging, indem er mir noch ſagte, er wolle in Geſellſchaft mit Madame C. mich Abends auf dem Marcusplatze ſehen. Auch ſeine Wohnung hinterließ er mir, ein Zeichen, daß er meinen Beſuch erwartete. Wäre ich doch ſo klug geweſen, dieſe vermeintliche Verpflichtung unerfüllt zu laſſen!

Mißmuthig über den Plan, welchen der Herr auf mich gemacht, wollte ich auch den meinen auf Madame C. aufgeben. Ich glaubte ein Complott zu bemerken und fürchtete, mich geprellt zu ſehen. Das veranlaßte mich, die Promenade auf S. Marcus zu vermeiden. Erſt am

folgenden Tage machte ich meinen Beſuch; eine Höflichkeit, von der ich keine üblen Folgen fürchtete.

Kaum hatte mir der Domeſtik das Zimmer des angeblichen Officiers geöffnet, als dieſer mich umarmte. Ich hörte tauſend verbindliche Vorwürfe wegen meines geſtrigen Außenbleibens. Dann wurden mir unter Geſprächen über die bekannte Angelegenheit Stöße von Papieren vorgelegt, die mich langweilten. P. C. bot mir nochmals an, ſein Compagnon in dem Unternehmen der Ochſenlieferung zu werden, wenn ich die drei Wechſel acceptiren wollte. Durch dieſes ſeltnere Freundſchaftszeichen, meinte er, würde er mich jährlich um fünftauſend Gulden bereichern. Statt aller Antwort bat ich ihn, dieſer Sache mit keinem Worte ferner zu gedenken. Ich wollte mich nun empfehlen, doch P. C. machte Miene, mich zuvor ſeiner Mutter und Schweſter vorzuſtellen, deshalb verließ er das Zimmer.

Nach einer Minute erſcheint mein Mann wieder, begleitet von den Damen. Ich ſehe eine achtbare Frau von ziemlich ungezwungnem We=

ſen und ein ſehr junges Mädchen, ein Wunder von Schönheit. Jene, die Mutter, beurlaubt ſich nach einer Viertelſtunde, und das Mädchen bleibt. Eine halbe Stunde war mehr, denn zuviel. In kürzerer Zeit hätte das anmuthige Weſen mich durch Geſtalt, Geſicht und durch eine Fülle aufblühender Reize bezaubern können. Vor allem feſſelte mich des Mädchens lebhafter Geiſt, den ich auf eine mir ganz neue Weiſe gepaart fand mit Milde und mit Reinheit der einfachſten und erhabenſten Gefühle, mit einem himmliſch unſchuldigen Frohſinn und mit etwas Unbeſchreiblichem im ganzen Weſen, das meiner Seele das köſtliche Bild der reinſten Tugend vorzauberte. Und jedesmal hat dieſe den kräftigſten Eindruck auf mich gemacht, wenn es galt, mich ganz dem Gegenſtande zu unterjochen, in welchem ich jene Gaben zu erblicken glaubte.

Mademoiſelle C. C. ging nie anders, denn in Geſellſchaft ihrer frommen und ſehr wohlwollenden Mutter, aus. Geleſen hatte das köſtliche Mädchen keine andern Bücher, als die, welche ſie aus der Hand des Vaters empfangen, und dieſer liebte die Romane nicht. Venedig zu ſe-

hen, brannte ſie vor Neugier. Ihr Haus ward von niemand beſucht; kein Menſch hatte dem holden Kinde geſagt, daß ſie ein Wunder der Natur ſey. Die kurze Zeit, welche ich, während der Bruder ſchrieb, mit ihr zubrachte, verging mit Beantwortung der Fragen, die ſie mir vorlegte. Um ihr befriedigend entgegenzukommen, mußte ich die noch unentwickelten Vorſtellungen, die dem ſeltnen Weſen angeboren waren, mit neuen verknüpfen, deren ſie ohne jene Verbindung nicht empfänglich geweſen wäre; denn ihre Seele befand ſich im erſten Aufgähren. Daß ſie ſchön ſey, daß ſie mich über alle Maßen bezaubre, wagte ich nicht ihr zu ſagen. Eben weil es Wahrheit im vollen Sinne des Worts war, und weil ich über dieſen Punct gegen andre Frauen und Mädchen der Lüge Raum gegönnt, fürchtete ich, dieſem Weſen verdächtig zu werden.

Bekümmert, träumeriſch und faſt zu ſehr von den ſeltnen Eigenſchaften bewältigt, die ich an dem Mädchen entdeckt, verließ ich das Haus. Ich gelobte mir ſelbſt, ſie nie wieder zu ſehen; es ſchmerzte mich, nicht im Stande zu ſeyn, bei ihrem Vater um ſie anhalten zu dürfen. Ich

glaubte, nur dieſe, keine ſonſt, würde mein Glück zu machen im Stande ſeyn.

Ich hatte Madame Manzoni noch nicht wieder geſehen und machte ihr meinen Beſuch. In nichts hatte ſich ihr Betragen gegen mich geändert. Sie erzählte mir, jene Thereſe Imen, wegen der ich vor dreizehn Jahren vom alten Senator Malpieri ausgehauen worden, ſey aus Baireuth, wo ſie ſich glücklich verheirathet, eingetroffen. Sie wohnte gegenüber, und Madame Manzoni, um ſich an ihrer Ueberraſchung zu beluſtigen, ließ ſie einladen. Sie kam nach einer Viertelſtunde in Geſellſchaft eines reizenden kleinen Jungen. Es war ihr einziger Sohn, von dem Tänzer Pompenti, der ſie geheirathet hatte, aber in Baireuth geblieben war, ihr geſchenkt.

Unſre Verwunderung, uns wieder zu ſehen, war nicht geringer, als unſre Freude bei Erinnerung an die Kinderzeiten; denn über Kindereien hatten wir uns ja nicht hinaus verſtiegen. Ich gratulirte zu dem Glück, das Thereſe gemacht, und ſie ſchien mir eine Erwiderung ſchuldig zu ſeyn, denn mein Anſehn brachte ihr eine gute Meinung bei. Thereſe hätte ſich eine glück-

lichere Zukunft gründen können wie ich, wenn ſie beſonnen gehandelt hätte. Ihr Eigenſinn übertraf den meinen. Nach fünf Jahren werde ich davon erzählen können. In der Muſik hatte ſie hübſche Fortſchritte gemacht, aber nicht jenes Talent allein war die Grundlage ihres Glücks geweſen. Auch die Reize des Körpers hatten das Ihrige gethan. Sie erzählte mir viel von ihren Abenteuern und verſchwieg natürlich alle diejenigen, deren Mittheilung die Selbſtliebe verbot. Die Zuſammenkunft ſchloß mit einer Einladung zum Frühſtück von ihrer Seite auf morgen. Sie gab mir zu verſtehen, der Markgraf laſſe ſie beobachten; doch als alter Bekannter ſey ich nicht weiter verdächtig. Das iſt eine Redensart aller galanten Frauen. Für den Abend beſchied ſie mich in die Oper nach der Loge von Mr. Papaſava, ihrem Pathen. Ich ſtellte mich ein und ſtattete meinen Beſuch am folgenden Morgen ſehr zeitig ab.

Noch mit ihrem Söhnchen im Bett, gab Thereſe dieſem einen Wink, und der Knabe entfernte ſich. Ich blieb drei Stunden bei ihr; die Folgen des Beſuchs werde ich nach fünf Jahren

erzählen. Während ihres vierzehntägigen Aufenthalts in Venedig ſah ich ſie noch einmal und bei der Abreiſe verſprach ich ſie in Baireuth zu ſehen; aber ich hielt nicht Wort.

Zwei Tage nach dem Beſuch bei P. C. begegnete ich dieſem Mann auf der Straße. Er erzählte mir, ſeine Schweſter wiſſe von nichts anderm, denn von mir zu ſprechen; ſie habe eine Menge von Dingen behalten, welche ich ihr erzählt, und die Mutter freue ſich dieſer Bekanntſchaft. Er fügte hinzu, das Mädchen wäre eine gute Partie für mich; ſie brächte mir zehntauſend Ducaten zu. Eine Einladung auf den folgenden Tag zum Caffee bei ihr und der Mutter ward Schuld, daß ich, trotz meines Gelübdes, nachgab. Der Menſch entſchließt ſich gar leicht, ſein Wort zu brechen.

Ein dreiſtündiger Beſuch entließ mich in ſolchem Grade entflammt, daß ich meine Heilung bezweifelte. Als ich beim Weggehen dem ſchönen Mädchen ſagte, ich beneide das Schickſal deſſen, dem ſie zu Theil werden ſolle, überſtrömte das innre Glühen ihrer Seele ſie von Kopf bis zu Fuß. So viel hatte ihr noch niemand geſagt.

Im Zurückgehen unterſuchte ich meine aufkeimende Leidenſchaft und fand ſie grauſam. Denn weder als redlicher Mann, noch als Verführer mich der C. C. gegenüberzuſtellen, war mir möglich. Zur Frau durfte ich ſie nicht begehren, und auf ihre Verführung ſinnen, glich mir einem Mordgedanken. Zerſtreuung führte mich in ein Spielhaus. Das Spiel dämpft oft die Qualen der Verliebten.

Ich hatte etwa hundert Zechinen gewonnen, als mir in einer abgelegnen Straße ein Mann begegnete, den die Laſt ſeiner Jahre beugte. Ich erkannte den Grafen Bonafede. Nach einem kurzen Eingange ſchilderte er mir ſeine Bedrängniß und die Verzweiflung, welcher die Nothwendigkeit, eine zahlreiche Familie erhalten zu müſſen, ihn entgegenführe. Ich erröthe nicht, ſagte er, Sie um einen Ducaten anzuſprechen, denn fünf Tage bringe ich mich wieder damit durch.

Ich gab ihm ſechs Ducaten und kam Dankſagungen zuvor, die den Mann erniedrigt hätten. Aber ſeine Thränen konnte ich nicht hindern. Als Gipfel ſeiner Leiden ſchilderte er mir die Lage ſeiner Tochter. Ein Wunder von Schön-

heit, konnte ſie ſich nicht entſchließen, ihre Tugend der Noth zu opfern; und wie ſollte er ihr das belohnen, wie ſie in dieſen Grundſätzen beſtärken? —

Ich glaubte zu verſtehen, erbat mir die Anzeige ſeiner Wohnung und verſprach einen Beſuch. Meine Neugier war erwacht, zu erfahren, was aus einer Tugend geworden ſeyn könne, an die ich ſchon vor zehn Jahren — ſo lange hatte ich das Mädchen nicht geſehen — wenig glaubte.

Am folgenden Morgen machte ich meinen Beſuch. Ich fand die junge Gräfin in einer von Meublen faſt leeren Wohnung allein und ohne den Vater, was mich eben nicht befremdete. Sie hatte mich kommen geſehen und war mir bis zur Treppe entgegengetreten. Ihre Kleidung war anſtändig, ſie ſelbſt ſchön und lebhaft, wie auf dem Fort St. Andrä. Der Vater hatte mit ihr von mir geſprochen, und ſie nahte mir mit einer Umarmung, wie ſie nur der zärtlichſt Geliebte erwarten konnte. Mich in ihr Zimmer führend, erklärte ſie mir, daß Krankheit ihre Mutter das Bett zu hüten nöthige. Dann überließ ſie ſich

von neuem dem Entzücken, das, wie ſie ſagte, die Freude, mich wieder zu ſehen, ihr errege. Der Strom von Liebkoſungen, die unter dem Vorwande der Freundſchaft gewechſelt wurden, bemeiſterte ſich ſo ſchnell der Sinne, daß die erſte Viertelſtunde gewährte, was die Regeln eines guten Anſtandes vielleicht erſt beim Schluſſe des Beſuchs erlaubt hätten. Nun war unſre natürliche oder künſtliche Rolle die, daß wir gegenſeitig uns unſer Erſtaunen bezeigten. Gute Sitte gebot mir, der armen Gräfin zu verſichern, alles, was geſchehen, ſey Vorläufer einer dauernden Neigung geweſen, und ſie ſchien es in jenem erſten Augenblicke wirklich zu glauben. Nachdem wir uns beruhigt hatten, ſprach ſie vom Elend der Ihrigen, namentlich der Brüder, die gleich Bettlern durch die Straßen von Venedig umher gingen, denn der Vater könne ihnen einmal nichts geben.

Haben Sie denn keinen Geliebten? fragte ich. —

Einen Geliebten? Wer möchte deſſen Rolle in ſolchem Hauſe übernehmen? Und ſollte ich mich für eine Kleinigkeit hingeben? Auf die nur

könnte ich meiner äußern Lage nach Anſpruch machen, und ich will mich nicht preisgeben. —

Nun vergoß ſie Thränen, die mir Armen Herz und Seele lähmten. Der Anblick des Elends iſt erſchreckend, ja empörend für die Liebe. Nur gegen das Verſprechen, ſie öfter zu ſehen, ward ich entlaſſen. Als ich dem armen Mädchen zwölf Zechinen gab, war ſie außer ſich vor Erſtaunen über ſolche Summe; ſo reich hatte ſie ſich noch niemals geſehen.

Am folgenden Morgen beſuchte mich ſehr früh P. C. und ſagte mir mit der freundſchaftlichſten Miene: ſeine Mutter habe erlaubt, daß er die Schweſter in die Oper führen dürfe, und dieſe ſchwämme in Freude, weil ſie noch niemals ein Theater geſehen. Wir könnten uns alſo irgendwo treffen, wenn es mir Freude mache, Theil zu nehmen. —

Und weiß Ihre Schweſter, daß ich von der Partie ſeyn werde? —

Allerdings; das macht ihr die Sache erſt zum Feſte. —

Aber was weiß Ihre Mutter darüber? —

Nichts. Sollte ſie auch etwas davon erfah-

ren; es thut nichts; Sie haben ihr Achtung eingeflößt. —

So werde ich eine Loge miethen. —

Wohl, wir erwarten Sie zur ein und zwanzigſten Stunde bei den Apoſteln. —

Von Wechſeln ſprach der Gaudieb kein Wort ferner. Er hatte bemerkt, daß ſeine Schöne mir gleichgültig geworden, weil ſeine Schweſter mich feſſelte. Gewiß legte er es darauf an, dieſe mir zu verkaufen. Ich beklagte die Mutter, die ihm das Mädchen anvertraute, und das Mädchen, die ſich in den Händen eines ſolchen Bruders ſah. Aber die Gelegenheit abzuweiſen, dazu war ich nicht tugendhaft genug. Ich glaubte, meine Liebe könne das holde Geſchöpf gegen andre Fehltritte ſchirmen. Der Bruder möchte, wenn ich entſagte, einen andern Verführer ausmitteln. Der Gedanke war meiner Seele Gift, und ich bildete mir ein, von mir habe C. C. keine Gefahr zu beſorgen.

Ich miethete eine Loge in der opera seria auf S. Samuel; und ohne an das Mittagseſſen zu denken, verfügte ich mich zur beſtimmten Zeit an den verabredeten Ort. Die C. C. bezauberte

auch in der Maske. Ich bat Bruder und Schweſter, in meine Gondel zu ſteigen. Denn P. C. konnte in ſeiner Uniform erkannt werden. Gleich hätte ſichs vielleicht verbreitet, daß die reizende Maske ſeine Schweſter wäre. Er bat mich, ihn bei ſeiner Geliebten abzuſetzen, die ſich nicht wohl befände. Dabei verſprach er, ſich in unſrer Loge, deren Nummer ich ihm geſagt, einzufinden. Daß C. C. nicht das geringſte Bedenken trug, mit mir in der Gondel allein zu fahren, fiel mir denn doch auf. Des Bruders Bereitwilligkeit konnte nicht befremden; ſeine Abſicht, zu gewinnen, lag am Tage.

Ich ſchlug nun der ſchönen C. C. vor, bis zum Schauſpielhauſe hin die Waſſerfahrt fortzuſetzen und die Maske abzunehmen; ſie that es auf der Stelle. Ich hatte mir ein tadelloſes Betragen zur Pflicht gemacht; denn edle Zuverſicht war ihr auf dem Geſicht gemalt, aus den Augen aber ſtrahlte das ſchönſte Vertrauen und alle Freude der Seele. Da mußte meine Liebe wohl zum Rieſen werden.

Schwankend, was ich ihr ſagen ſollte — denn nur von Liebe konnte ich ſprechen, und der

Gegenſtand war gefährlich — heftete ich meine Augen ausſchließlich auf das Geſicht. Von der werdenden Bruſt entfernte ich jeden Blick; ich fürchtete, die Schaam des holden Geſchöpfs durch dieſe Kühnheit zu erregen. Denn weil ich um vieles größer war, wie ſie, ſo konnte ich durch den Spitzenbeſatz ihres Corſets die ſchwellenden Knospen der Bruſt gewahr werden. Nur einen Moment hatten ſie meine Augen geſehen, und erſchreckt wagten ſie nicht, zu dem Anblick zurückzukehren.

Sagen Sie mir doch etwas! — begann das Mädchen. Sie thun nichts, denn mich anſehn, und ſprechen auch nicht ein Wort. Sie haben ſich heute gewiß um meinetwillen aufopfern müſſen. Mein Bruder hätte Sie vielleicht zu ſeiner Geliebten gebracht; die ſoll ſchön und geiſtreich ſeyn, wie ein Engel. —

Ich kenne Ihres Bruders Geliebte. Aber ich habe ſie niemals beſucht und werde ſie niemals beſuchen. Ich opfre Ihnen wahrlich nichts auf. Mein Verſtummen aber iſt eine Folge meines Glücks und des ſchönen Vertrauens, wodurch Sie mich entzücken. —

Man kann nicht glückſeliger ſeyn, wie ich es bin. Und wie ſollte ich Ihnen nicht vertrauen? — Wahrlich, bei meinem Bruder dürfte ich nicht zwangsloſer und ſichrer ſeyn. Sogar meine Mutter gibt Ihnen das günſtigſte Zeugniß. Freilich ſind Sie unverheirathet. Danach habe ich meinen Bruder zuerſt gefragt. Wiſſen Sie noch, wie Sie ſagten, Sie beneideten den, der mich zur Gattin haben würde? Da ſagte ich mir, das Mädchen, das Sie einſt heirathen würden, wäre das glücklichſte Geſchöpf in ganz Venedig. —

Dieſe Worte, mit der Unbefangenheit eines Engels ausgeſprochen, zu hören und den Mund nicht küſſen zu dürfen, der ſie entlaſſen, goß in meine ſtille Wonne einen Schmerz, ſo wunderbar, daß ich jeden Leſer bedauern muß, der ihn nicht empfunden hat.

So werden wir denn, ſagte ich, in der Uebereinſtimmung der Gedanken unſer Glück finden. Aber ich könnte Ihr Vater ſeyn. —

Mein Vater? Wiſſen Sie, daß ich vierzehn Jahr alt bin? —

Und ich bin acht und zwanzig. —

Welcher Menſch von Ihrem Alter hat aber eine Tochter von meinen Jahren aufgezogen? Ich muß lachen. Wenn mein Vater Ihnen gliche, ſo würde er mir doch niemals Furcht einjagen, und ich würde doch ihm gegenüber nicht ſchüchtern ſeyn? —

Endlich ſtiegen wir aus, und ganz bemächtigte das Schauſpiel ſich des reizenden Kindes. In der Dämmerung nahmen wir Gefrornes zu uns, und beim dritten Act fand ſich der Bruder ein. Darauf lud ich meine Geſellſchaft nach einer Reſtauration zum Abendeſſen. Die Freude, das junge Mädchen ſo froh zu ſehen, machte, während ſie mit dem beſten Appetit ſich es wohlſchmecken ließ, mich vergeſſen, daß ich nicht zum Mittag geſpeiſet. Kaum ein Wort ſprach ich. Die Liebe machte mich krank. Sie verſetzte mich in einen Zuſtand von Anſpannung, der unmöglich dauern konnte. Ich mußte Zahnſchmerzen vorgeben. Nun beklagte man mich und ließ mich bei meinem Stillſchweigen.

Nach dem Eſſen ſagte P. ſeiner Schweſter: ich ſey verliebt, und ein Kuß von ihr würde mich heilen. Ohne zu antworten, bot ſie mir

ihren lächelnden Mund. Weigerung von meiner Seite wäre Unhöflichkeit geweſen. Eine ziemlich kalte Umarmung, ein Kuß auf die Wange war alles. Mich hinderte Scheu, durch einen feurigen Kuß die Unſchuld zu verletzen.

Was iſt das für ein Kuß? ſagte der Verworfene. Nochmal einen recht verliebten Kuß!

Ich blieb ſitzen, des Läſtigen und ſeines Benehmens überdrüßig. Da wandte ſeine holde Schweſter den ſchönen Kopf nach ihm hin und ſagte: treibe ihn nicht an; Du ſiehſt, ich gefalle ihm nicht. —

Dieſe Auslegung empörte mich, ging mir ans Herz und änderte meinen Entſchluß. Wie? ſagte ich, Sie halten mein Zurückhalten nicht für das, was es iſt, Folge deſſen, was ich für Sie fühle? Sie glauben, mir nicht zu gefallen? Sie irren, himmliſches Mädchen! Und wenn es denn eines Kuſſes bedarf, Sie von meiner Liebe zu überzeugen, nun, hier iſt einer, wie dieſe Lippen ihn fordern, um damit beſiegelt zu werden.

Mit dieſen Worten preßte ich ſie an meine Bruſt und gab ihr den Kuß, welchen ſie ver=

diente, und den zu geben ich lechzte. Aber die Art dieſes Kuſſes enthüllte der holden Taube, daß ſie ſich in den Krallen des Geiers befand. Ganz in Flammen und erſtaunt, auf dieſem Wege meine Liebe entdeckt zu haben, verließ ſie meine Arme. Der Bruder klatſchte Beifall. Das Mädchen aber griff zur Maske und rüſtete ſich zum Weggehen. Ich fragte, ob ſie nun glaube, mir zu gefallen? Die Antwort war, daß ich ſie überzeugt habe, aber ich möchte nun auch nicht ſie beſtrafen, um ſie zu enttäuſchen. Dieſe Antwort, die das reinſte Gefühl meiner Geliebten eingeflößt hatte, betrachtete ihr Bruder wie eine Albernheit. Ich führte ſie in ihre Wohnung und ging ſodann nach Hauſe, ſehr zufrieden, aber auch ſehr traurig.

Am dritten Tage brachte P. C. mit triumphirender Miene mir die Nachricht, ſeine Schweſter habe der Mutter unſre Liebe, und daß die Verbindung mit mir ihr höchſtes Glück ſeyn würde, geſtanden. —

Ich bete das Mädchen an; doch Ihr Vater gibt ſie mir ſchwerlich. —

Freilich muß ich es bezweifeln. Aber er iſt

alt. Lieben Sie während deſſen meine Schweſter! Meine Mutter freut ſich, heut in unſrer aller Geſellſchaft die opera buffa zu beſuchen. —

So gehen wir denn in die Oper. —

Aber ich muß Sie um eine kleine Gefälligkeit bitten. —

Befehlen Sie! —

Es iſt jetzt trefflicher Cyperwein zu verkaufen. Gegen eine Promeſſe, nach ſechs Monaten zahlbar, kann ich den Wein erſtehen. Des augenblicklichen Wiederverkaufs und eines bedeutenden Gewinns bin ich verſichert. Aber der Kaufmann verlangt Bürgſchaft, und Ihre Caution genügt ihm. Wollen Sie dies unterſchreiben? —

Mit Vergnügen. —

Ich unterſchrieb. Welcher Verliebte hätte in ſolchem Augenblicke die Unterſchrift dem verweigert, der es in ſeiner Gewalt hatte, ihn unglücklich zu machen, um ſich zu rächen? — Wir verabredeten die zwanzigſte Stunde, und ich eilte, eine Loge zu miethen. Eine Viertelſtunde nachher begegne ich P. C. in einem ganz neuen Anzuge und mit der Maske. Ich lobe es, daß er die Uniform abgelegt hat, und bezeichne ihm die

Nummer der Loge. Darauf trennen wir uns. Ich ging, ein Dutzend weiße Handschuh, eben ſo viel weiße ſeidne Strümpfe und ein Paar in Gold geſtickte Kniebänder mit goldnem Schloß zu kaufen, die ich mir ſogleich ſelber über die Strümpfe befeſtigte. Ich ſtellte mir es als ein Feſt vor, meiner Angebeteten das erſte Geſchenk zu machen.

Nun eilte ich, denn die verabredete Stunde war gekommen, nach dem verabredeten Platze und ſah meine Geſellſchaft ſchon dort, mich mit den Augen ſuchend. P. C. ſagte mir, daß Geſchäfte ihn abriefen, doch würde er mich in der Loge finden; er wiſſe ja die Nummer. Ich ſchlug der Schweſter bis dahin eine Spazierfahrt zu Waſſer vor; allein ſie hatte den Garten della Zuecha im Sinn, und ich willigte ein. Da wir beide nicht zu Mittag gegeſſen, ließ ſich dort alles nachholen, und die Ueberfahrt konnte in einer Gondel geſchehen.

Es geſchah, und ich führte meine Schöne in einen Garten zu St. Blaſius. Hier war ich bekannt, und für einen Ducaten ward er mir ausſchließlich auf den ganzen Tag eingeräumt.

Wir beſtellten eine Mahlzeit nach unſerm Appetit, gingen in das gemiethete Zimmer, legten dort die Masken ab und machten uns nun zu einem Spaziergange auf. Ein Leibchen von Taffet und ein Röckchen von demſelben Zeuge waren der ganze Anzug des jungen Mädchens. Auch dieſe Bekleidung nahmen meine verliebten Gedanken noch hinweg. Ich ſeufzte und vermaledeite alle Pflichten und Empfindungen, die das Walten der Natur im goldnen Zeitalter nicht hemmten.

Kaum hatten wir den langen Baumgang erreicht, als die C. C., die ſich nie ſo frei gefühlt, hin und her rannte, bis ihr der Athem verging: gleich einem Füllen, das, mehrere Tage eingeſperrt, nun plötzlich auf die Wieſe hinausgelaſſen wird, ſich freudig der jugendlichen Luſt hingebend, und unaufhaltſam rechts und links der Länge und der Breite nach den Gang auf- und abläuft, mit jedem Augenblick zu den Füßen ſeines Herrn zurückkehrend, gleich als müſſe es ihm danken, daß er ihm ſo viel Thorheiten nachgelaſſen hat. Sie lachte über mein Erſtaunen, während ich unbeweglich daſtand, ſie zu

beobachten; und nachdem ſie ſich etwas erholt und den Schweiß von der Stirn getrocknet, wollte ſie mich gleichfalls zum Wettlaufe herausfordern. Mir war es recht; aber es ſollte eine wirkliche Wette werden. Wer verliert, ſagte ich, muß das thun, was der Sieger von ihm fordert.

Der Vorſchlag ward angenommen, und wir ſetzten uns das Thor nach der Lagune hin zum Ziel. Wer zuerſt hier anlangte, galt für den Sieger. Ich war meines Siegs gewiß; aber ich wollte verlieren. Meine Neugier wollte wiſſen, was C. C. mir auferlegen würde. Wir nehmen den Anlauf; ſie rennt, ſo ſchnell ſie nur kann, doch ich ſchone mich, und meine Nebenbuhlerin kömmt, mir etwa fünf Schritte voraus, beim Ziel an. Nun ſammelt ſie ſich, denkt auf eine Buße für mich und verſteckt ſich hinter Gebüſche. Dann kömmt ſie wieder und verurtheilt mich, ihren Ring, den ſie bei ſich verſteckt habe, zu finden. Suchen dürfe ich, wo ich wolle, und wenn ich ihn nicht fände, würde ſie mich ſehr gering achten, hatte ſie geſagt.

Beſſer konnte ich mir es nicht wünſchen. Einige Argliſt war wohl dabei, aber ſie bezau=

derte. Uebrigens durfte ich nicht zu weit gehen, denn ihre Unbeſangenheit mußte nicht eingeſchüchtert werden. Wir ſetzen uns alſo auf den Raſen nieder. Ich durchſuche die Taſchen, die Falten im Rocke, das Leibchen, die Schuhe; endlich ſchlage ich langſam und mit Anſtand das Röckchen bis zu den Kniebändern zurück. Ich binde dieſe auf und finde nichts. Ich binde ſie wieder zu und ſchlage das Röckchen anſtändig über die Beine. Da mir alles erlaubt war, ſuchte ich auch unter den Schultern nach. Mein Kitzeln wird durch ein Lachen erwidert. Endlich fühle ich den Ring, aber um ſeiner habhaft zu werden, mußte ich das Leibchen aufſchnüren und mit der Hand über den ſchönen Buſen fahren. Da fällt der Ring hinunter bis zum Gürtel des Röckchens; dort mußte ich ihn haſchen, und ſo wurden mit meinen Augen auch meine Hände beglückt, über deren Erzittern das Mädchen verwundert ſchien. —

Weshalb zittern Sie? fragte ſie. —

Aus Freude, daß ich den Ring gefunden; aber nun müſſen Sie mir Revanche geben. —

Sie werden mich nicht überwinden. —

Wir wollen ſehen. —

Die reizende Läuferin begann ihren Lauf nicht zu ſchnell, und ich war auch nicht zu haſtig, ihr zuvorzueilen. Ich wollte gegen das Ende erſt mich in Lauf ſetzen. So glaubte ich gewiß die Thür früher, denn ſie, zu berühren. Ich konnte nicht glauben, daß ſie gleich liſtig ſeyn würde; aber ſie war es wirklich. Etwa dreißig Schritte vom Ziel entfernt, nahm ſie einen Anlauf; ich verlor, wenn ich nicht meine Zuflucht zu einer Liſt nahm, die mich retten mußte. Ich fiel vorſätzlich und rief aus: o weh! o weh! C. C. ſieht ſich um, fürchtet, ich könne Schaden gelitten haben, und tritt hin zu mir. Durch ihre Hülfe richte ich mich auf, indem ich mich beklage und thue, als ob ich mich auf einem Fuße nicht aufrecht halten könne. Das gute Kind fängt nun an, ſich zu beunruhigen. Kaum aber habe ich vor ihr einen Schritt voraus, ſo ſehe ich ſie an, lache, laufe auf die Thür los, ergreife das Ziel zuerſt und rufe: Sieg!

Das reizende Mädchen, ganz verſtört, konnte nichts begreifen. Sie haben ſich alſo nicht Schaden gethan? fragte ſie. —

Nein, ſagte ich, denn vorſätzlich bin ich gefallen. —

Vorſätzlich? mich zu betrügen, weil Sie auf meine Gutmüthigkeit rechneten? Deſſen hätte ich Sie nicht fähig geglaubt! Betrug gilt bei keiner Wette, und Sie haben nicht gewonnen. —

Ich habe gewonnen, denn ich berührte zuerſt die Thür. Liſt gegen Liſt. Sie wollten mich auch anführen. —

Auf erlaubte Weiſe. Aber Ihre Liſt war keine erlaubte; ſie iſt unerhört. —

Aber ſie hat mir den Sieg verſchafft.

Ob Glück, ob Liſt auch mag zum Siege leiten;
Preiswürdig bleibt doch immer ſein Erſtreiten.

Den Ausſpruch habe ich wohl von meinem Bruder, doch niemals von meinem Vater gehört. Aber gut; ich will beſiegt ſeyn. Beſtimmen Sie die Strafe, ich werde mich fügen. —

Setzen wir uns; ich will auf eine Strafe denken. — Sie müſſen, fuhr ich dann fort, mit mir die Kniebänder tauſchen. —

Die Kniebänder? Sie haben die meinigen geſehen. Sie ſind alt und häßlich; ſie taugen nichts. —

Wenn auch. Ich werde in ihrem Beſitz zweimal täglich an das geliebte Weſen denken, das ſich mir vor die Seele ſtellt. —

Der Gedanke iſt artig und mir ſchmeichelhaft. Nun vergebe ich Ihnen, daß Sie mich betrogen haben. Hier ſind meine häßlichen Kniebänder. —

Und hier ſind die meinigen. —

Ach Sie lieber Betrüger, wie die ſchön ſind! Das iſt ein Geſchenk. Das wird meiner Mutter gefallen. Gewiß hat man Ihnen dieſe Strumpfbänder geſchenkt; denn ſie ſind noch ganz neu. —

Nein, nicht geſchenkt; ich habe ſie gekauft und ich habe geſonnen und geſonnen, ein Mittel zu finden, Ihnen dies Geſchenk darzubringen. Da wies mir die Liebe eine Gelegenheit durch das Wettrennen. Nun denken Sie ſich meinen Kummer, als ich Sie auf dem Puncte ſah, zu gewinnen. Doch mir zeigte die Liebe ein Mittel, das Ihnen nur zur Ehre gereichen konnte; denn Ihr Herz wäre nicht wohlwollend geweſen, wenn Sie nicht bei mir verweilt hätten. —

Und Sie würden ſchwerlich Ihre Zuflucht

zu der Liſt genommen haben, wenn Sie ahnen konnten, was ich dabei litt. —

So bin ich Ihnen nicht gleichgültig? —

Alles will ich thun, Sie zu überzeugen, daß Sie es mir nicht ſind. Und dieſe Strumpfbänder ſollen nie von den Knieen; die laſſe ich mir von meinem Bruder nicht ſtehlen. —

Wäre er deſſen fähig? —

Wenn das hier Gold iſt, ganz gewiß. —

Allerdings iſt es Gold; aber ſagen Sie Ihrem Bruder, es ſey Kupfer und übergoldet. —

Aber Sie müſſen mir zeigen, wie ich die Kniebänder durch das Schloß befeſtige. Die meinen, ſehen Sie wohl, waren ganz einfach. —

Wohlan; doch erſt wollen wir einen Mundbiſſen genießen.

Die kleine Mahlzeit that uns noth. Meine Schöne ward luſtiger, ich verliebter, und deshalb, wegen der Pflicht, die ich mir auferlegt, nur beklagenswürdiger. C. C., ungeduldig, ihre Kniebänder anzulegen, bat mich, daß ich helfen möchte; und das geſchah mit höchſter Gutmüthigkeit, ohne Arg, ohne irgend einen verführeriſchen Plan. Ein unſchuldiges Mädchen, die bis zu ihrem

vierzehnten Jahre nicht geliebt, auch nicht unter andern Mädchen gelebt hat, kennt weder die Gewalt der Begierden, noch weiß ſie, wodurch ſolche erregt werden, am wenigſten, was ein tête à tête vermag. Erwacht aus Trieb die Liebe zu einem Mann in ihr, dann hält ſie ihn ihres unbedingten Vertrauens würdig. Sie glaubt nur dadurch ihm ihre Liebe zu bekunden, daß ſie kein Zurückhalten gegen ihn beobachtet. C. C. hob ſich das Röckchen bis zu den Knieen auf, und als ſie ihre Strümpfe zu kurz fand, um ſie bis über die Kniee hinaufziehen zu können, ſagte ſie, ſie wolle, wenn ſie längere Strümpfe angezogen, ſich die Kniebänder anlegen. Nun gab ich ihr das gekaufte Dutzend ſeidne Strümpfe. Ueberſtrömend vor Dankbarkeit, ſetzte ſie ſich auf meinen Schoos und gab mir alle die nämlichen Küſſe, die ſie auch ihrem Vater, wenn dieſer ſie beſchenkt hätte, würde geſpendet haben. Ich mußte, um ſie ihr zu erwidern, mit Gewalt das Feuer meiner Begierden unterdrücken. Ich ſagte ihr, daß dieſe Küſſe für mich den Werth eines Königreichs hätten.

Nun zog ſich C. C. ein Paar von den

erhaltenen Strümpfen an; ſie gingen ihr bis zur Hälfte des Schenkels. Da das Mädchen meine Liebe vermuthete, glaubte ſie, der Anblick würde mich freuen, und zugleich, daß ich ſie für eine Närrin halten würde, wenn ihr beikommen ſollte, irgend einen Werth darauf zu legen. Je mehr ich ſie unſchuldig fand, um ſo weniger konnte ich etwas gegen ſie unternehmen.

Wir gingen nochmals zum Garten, ſodann nach der Oper, ſtets in der Maske bleibend. Weil das Theater klein war, hätte man uns vielleicht erkannt. C. C. hielt ſich überzeugt, wenn ihr Vater wüßte, daß ſie ein Schauſpiel ſähe, würde er ihr nie wieder geſtatten, auszugehen.

Daß P. C. ſich nicht ſehen ließ, war uns beiden befremdlich. In der Nebenloge links befand ſich der ſpaniſche Geſandte, Montallegre, mit ſeiner Geliebten, Demoiſelle Bola. Rechts bemerkten wir zwei maskirte Perſonen, Mann und Frau, die ſo beharrlich, wie wir, die Maske vorbehielten. Sie ſahen fortwährend nach uns hin, ohne daß C. C. es bemerken konnte; ſie wandte ihnen nämlich den Rücken zu. Während

des Ballets legte das Mädchen ihr Opernbuch auf die Logenlehne, und ich ſah die männliche Maske mit der Hand darnach langen. Es mußte ein Bekannter ſeyn, und C. C., die ich darauf aufmerkſam machte, erkannte ihren Bruder. Die Dame mußte die C. ſeyn. Da ſie die Nummer meiner Loge wußten, hatten ſie die benachbarte genommen. Ich ſah voraus, P. C. würde uns zum Abendeſſen mit ſeiner Geliebten einladen. Dies verdroß mich; indeß war nur durch einen Bruch auszuweichen, und mein Herz ſchmachtete.

Nach dem zweiten Ballet kamen beide Masken in unſre Loge. Die Einladung erfolgte, und die beiden Damen, nachdem ſie die Larven abgenommen, umarmten ſich. Die C. überſchüttete die Anmuth meines Engels mit Lobeserhebungen. Während des Abendeſſens behielt die C. das Anſehen bei, als überhäufe ſie meine Geliebte mit Huld und Gnade, und dieſe, unbekannt mit der Welt, blieb in der holdeſten Demuth. Aber mir entging die Eiferſucht der C. auf die jungen Reize meiner Gefährtin, welche mich von ihr entfernten, keineswegs. P. C., ausgelaſſen in ſeiner Luſtigkeit, erregte das La=

chen ſeiner Dame, aber auch keines Zweiten. Ich blieb ernſt, und die C. C., jene Scherze nicht verſtehend, ſchwieg. Die Geſellſchaft war nicht aufgelegt.

Halb berauſcht fing der Läſtige an, ſeiner Geliebten Zärtlichkeiten zu erweiſen, und forderte mich zur Nachahmung auf. Ich erwiderte, dazu müſſe ich erſt Rechte über das Herz ſeiner Schweſter erworben haben, und ſie dankte mir dafür. Er antwortete zweideutig, und ſeine Dame gebot ihm Schweigen. Nun zog ich meine Handſchuh aus der Taſche, gab dieſer ſechs Paar und ſechs Paar meiner Geliebten. Indem ich ſelbſt die Handſchuh über den Arm zog, küßte ich denſelben, gleich als ſey dies die erſte Gunſt, die ich von ihr erwürbe. Der Bruder ſpöttelte und verließ den Tiſch.

Nun fielen zwiſchen ihm und ſeiner Dame Scenen vor, deren Anblick meinem holden Kinde zu entziehen, ich alles Mögliche verſuchte. Ihre Verlegenheit zu verbergen, ſprach ſie beſtändig von den ſchönen Handſchuhen. Grenzenloſe Qual ſtand ich dabei aus, das unſchuldige Weſen ſolchen Anblicken ausgeſetzt zu ſehen; und er dachte gewiß, mir einen Beweis von Freund=

ſchaft abzulegen. Ich führte die Geſellſchaft nach Hauſe und hoffte vom Schlafe Beruhigung meines Zornes.

Aber ich erwachte nicht minder empört. Welche ſchändliche Abſichten wollte der Nichtswürdige durch die Reize ſeiner Schweſter erreichen? Und welch ein Weg, meine Freundſchaft zu gewinnen? — Ich hörte von ſeiner Verſchuldung, von dem Bankerott, den er in Wien gemacht, von ſeiner Verführung der C., die ſeitdem ihrem Manne nicht wieder nahen durfte, und die von P. C. keine Zechine zu erwarten hatte. Seiner Mutter hatte er alles Vermögen durchgebracht, und ich ſah neuen Anforderungen von ihm entgegen. Aber mein Entſchluß ſtand feſt, ihm alles abzuſchlagen; weder ſollte er mich ruiniren, noch ſeiner Schweſter Verderber werden.

Von der Liebe geleitet, beſuchte ich ihn am andern Morgen, ſagte, daß ich ſeine Schweſter aus den reinſten Abſichten liebe, und hielt ihm ſein geſtriges Betragen vor. Dabei erklärte ich ihm, daß ich das unſchuldige Mädchen nie wieder in ſeiner Geſellſchaft ſehen würde, auch wenn

mich das ganz von ihr trennen ſollte. Zugleich würde ich zu verhindern wiſſen, daß ſie mit ihm ausginge, und daß er ſie irgend einem andern verkaufe.

Er entſchuldigte ſich, indem er alles auf den Rauſch ſchob, erklärte für unmöglich, daß ich ſeine Schweſter lieben könne, ohne den Genuß ihrer Liebe zu wünſchen, und umarmte mich unter Thränen. In dem Augenblicke trat die Mutter an der Seite ihrer Tochter ein, in der Abſicht, mir für die ſchönen Geſchenke ihren Dank zu ſagen. Der guten Frau ſagte ich, in der Hoffnung, ſie würde mir das herrliche Kind nicht verſagen, nähre ich meine Liebe. Sobald ich mir ein angemeſſenes Einkommen verſchafft, würde ich meine Anwerbungen nach Gebühr bei dem Vater anbringen. Dies ſagte ich, der Mutter meiner Geliebten die Hand küſſend, indem ich zugleich Thränen vergoß, welche ihr die Augen näßten. Sie erklärte mir ihre Dankbarkeit für die Reinheit meiner Gefühle, ging und ließ mich allein mit ihrer Tochter und ihrem Sohne, der in Marmor verwandelt ſchien.

Die Welt iſt voll von Müttern dieſer Art.

Ehrlich und im Beſitze aller Tugenden, die von Gutmüthigkeit abſtammen, werden ſie die Beute derjenigen, denen ſie aus Glauben an Rechtſchaffenheit ihr Vertrauen ſchenken.

Mein Geſpräch mit der Mutter ſetzte die Tochter in Erſtaunen, und dies wuchs, als ich wiederholte, was ich früher ihrem Bruder geſagt. Nach einem kurzen Beſinnen erklärte ſie dieſem, wie, bei minderer Rechtſchaffenheit von meiner Seite, ſie unglücklich geworden wäre. P. C. weinte; doch der Schelm hatte die Thränen in ſeiner Gewalt.

Er lud mich, weil während der Feiertage die Theater geſchloſſen waren, wieder am gewöhnlichen Orte ein und verſprach, ſeine Schweſter mitzubringen. Unter dem Vorwande, die C. nicht allein laſſen zu dürfen, entfernte er ſich und gab mir den Hausſchlüſſel mit der Bitte, nach dem Abendeſſen ſie nach Hauſe zu führen.

P. C. ging, nachdem er mir den Schlüſſel gegeben, den auszuſchlagen, ich zu ſchwach war. Aber ich ging unmittelbar nach ihm und verabredete mit der C. C., daß wir uns am folgenden Morgen im Garten della Zuecca ſehen wollten.

Ich holte meine Geliebte ab, beſtellte eine Loge und ging mit ihr nach dem Garten. Wir fanden ihn, weil es Feiertag war, angefüllt, aber die Zimmer des Caſino unbeſetzt. Wir beſchloſſen daher, dort ein Abendeſſen einzunehmen und erſt nach dem zweiten Ballet in das Theater zu gehen. So hatten wir ſieben Stunden vor uns.

Langeweile wird uns nicht drücken, ſagte meine Geliebte und ſtürzte ſich, die Maske mit allem Zubehör von ſich werfend, in meine Arme. Sie dankte mir mein ſchonendes Betragen bei dem bewußten Abendeſſen; doch unſre Unterredungen wechſelten mit Liebkoſungen, und je mehr wir uns verſicherten, die Frucht der Liebe nicht vor unſrer Verbindung brechen zu wollen, um ſo inniger näherten wir uns.

C. C. verlangte von mir die Ueberſetzung der zwei franzöſiſchen Verſe auf ihren Kniebändern, die ich nicht bemerkt hatte. Erſt jetzt, nachdem ſie ſich einen derſelben gelöſet, las ich die Worte, um die ich mich früher hätte kümmern ſollen:

En voyant tous les jours le bijou de ma belle,
Vous lui direz, qu'amour veut qu'il lui soit fidèle.

Lachen mußte ich über die etwas burlesken Verſe, um ſo mehr, als ich den Sinn derſelben erklären ſollte. Dazu bedurfte es eines Commentars, der, uns beiden gefährlich, die Sinne entflammte. C. C. ſagte mir mit erröthendem Angeſicht, es bedürfe jener Warnung der Kniebänder keinesweges; ſie wiſſe, was ihres künftigen Gemahls ausſchließliches Eigenthum ſey; nur werde ſie das theure Geſchenk niemand Fremdem zeigen dürfen. Sie ſah mich nachdenklich und fragte nach der Urſache meines Nachdenkens. Ich geſtand ihr, mich unglücklich zu fühlen, daß ich nicht an der Stelle jener Kniebänder ſey, und daß ich leicht vor Verlangen ſterben könne. Sie geſtand, ſich in gleicher Lage zu befinden, und meinte, wir könnten auf der Stelle das Eheverſprechen wechſeln, da der Vater einwilligen müſſe. Das geſtand ich ihr als richtig zu, erklärte aber, aus Achtung gegen ihren Vater mich erſt an dieſen wenden zu müſſen; in acht Tagen könne unſre Einrichtung getroffen ſeyn.

So ſchnell? fragte ſie und fügte hinzu: gewiß wird mein Vater ſagen, ich ſey noch zu jung.

Vielleicht hat er Recht, verſetzte ich.

Nein, gab ſie zur Antwort; denn nichts hindert, daß ich Deine Frau ſeyn kann.

Ich brannte, ich konnte dem Drange meiner Natur kaum widerſtehen. Biſt Du meiner Liebe gewiß? Gewiß, daß ich Dich nie verlaſſen werde? Und biſt Du gewiß, nie die Verbindung mit mir zu bereuen? —

Alles ſagte ſie mir zu, und nun wechſelten wir das Eheverſprechen im gegenſeitigen Vertrauen auf einander und in der Ueberzeugung, uns wechſelsweiſe beſtimmt zu ſeyn. C. C. verſprach, von dem Augenblick an bis zum Tode meine treue Gattin bleiben zu wollen und das ihrem Vater, dem Prieſter, der uns trauen würde, ſo wie aller Welt anzugeloben. Ich gab die nämlichen Verſicherungen, ſchloß ſie in meine Arme und ſagte: nun laß uns der Liebe huldigen! —

Sie hatte den Augenblick ihres Glücks nicht ſo nahe geglaubt. Der Wirthin erklärte ich, wir wollten einige Stunden ausruhen, und ſie möchte uns, bis wir das Abendeſſen verlangen würden, ungeſtört laſſen.

Zum erſten Mal nun genoß ich den vollen Anblick meiner Schönen. Weiß, wie Alabaſter, war ſie groß und zart gebaut. Der Fülle und Form ihrer ſchönen Schenkel und Hüften ſchämte ſie ſich beinahe. Augen und Haar waren ſchwarz, aber ein Blick der Freude funkelte unter den lieb- lichſten Brauen hervor. In das zarte Roth der Wangen, den Triumph für den Marmor ihrer Glieder, ſenkten ſich zwei Grübchen, deren Um- fang ſich beim Lächeln um ein Weniges erwei- terte, um die Corallen der beiden Lippen zu öff- nen, welche zwei Reihen Zähne zeigten, die, blendend, wie der Buſen, nicht durch Weiße, ſon- dern nur durch Ungewöhnlichkeit des Glanzes ſich von dieſem unterſchieden.

Nach einigen Stunden ließ ich das Abend- eſſen bringen. Der Oper entſagten wir, und den Schlüſſel zur Loge überließ ich der Wirthin mit ihrer Tochter, einem Mädchen, welche durch die Blicke, ſo ſie mir zuwarf, die Lobpreiſungen widerlegte, welche die Mutter ihrer Tugend und Unerfahrenheit angedeihen ließ.

Nichts dagegen glich der Unbefangenheit, die, aus den Augen meiner Geliebten, trotz der

ſichtbarſten Ermattung ſtrahlend, die Vorboten eines veränderten Zuſtandes überfunkelte. Wir beſtellten auf den nächſtfolgenden Mittag eine ausgeſuchte Mahlzeit und ſtiegen, um der Neugier der Gondoliere zu entgehen, beim St. Sophienplatz aus. Dann trennten wir uns zufrieden, glücklich und unſrer dauernden Verbindung gewiß. Ich legte mich mit dem Gedanken nieder, Bragadin durch ein untrügliches Orakel dahin zu vermögen, daß er mich mit dem geliebten Mädchen verbände. Dann ſchlief ich bis Mittag, ſpeiſte im Bett und ſpielte am Abend mit Unglück und bedeutendem Verluſt.

Drittes Capitel.

Demoiſelle C. C. in einem Kloſter zu Muran.

Am folgenden Morgen trat P. C. in mein Zimmer. Munter und im Ton durchaus verändert, ſagte er mir: nun ſey ich bei ſeiner Schweſter glücklich geweſen. Trotz ihres Läugnens laſſe er ſich das nicht ausreden, und es freue ihn; er wolle mich heute zu ihr führen.

Ich dankte, ſprach von meiner Liebe und von meiner Abſicht, bei dem Vater mir auf eine Weiſe ihre Hand zu erbitten, der kein Verweigern folgen könne.

Ich will wünſchen, daß Sie ſich nicht irren, erhielt ich zur Antwort; aber ich hege noch meine

Zweifel. Einſtweilen könnten Sie mir abermals einen Dienſt erweiſen. Es iſt mir möglich, gegen einen Wechſel auf ſechs Monat einen Ring von zweihundert Zechinen Werth zu kaufen, und ich würde ihn ſogleich für die nämliche Summe in das Geld ſetzen. Aber der Kaufmann verlangt Ihre Bürgſchaft. Sie erzeigen mir wohl dieſe Gefälligkeit. Ich weiß, daß Sie geſtern dreihundert Zechinen verloren haben. Von dem gelöſten Gelde für den Ring gebe ich Ihnen ſogleich hundert Zechinen. Dieſe erſtatten Sie mir beim Einziehen des Wechſels.

Wie konnte ich dem Elenden ſein Geſuch abſchlagen? Ich willigte ein, erklärte aber, daß von ſeiner Seite es nicht recht ſey, meine Neigung zu ſeiner Schweſter auf ſolche Weiſe zu misbrauchen. Wir gingen zum Juwelenhändler und machten das Geſchäft ab. Der Mann, mir ganz unbekannt, glaubte mir eine Artigkeit zu erweiſen, indem er ſagte: gegen meine Bürgſchaft wolle er P. C. ſein ganzes Vermögen überlaſſen. So bemühte ſich der Schelm, mir überall Credit in Venedig zu verſchaffen, der mir doch gänzlich fehlte. Dadurch ward die C. C.,

die mein Glück hatte machen ſollen, die Urſache meines Verderbens.

Der Vater des Mädchens war in Geſchäften nach Treviſo gereiſt, und P. C. beſtimmte mir den Mittag zur Zuſammenkunft mit ſeiner Schweſter. Zum Beweiſe ſeiner Rechtlichkeit gab er mir die verbürgte Schuldverſchreibung wegen des Cyperweins zurück. Die verſprochnen hundert Zechinen ſollte ich bei andrer Gelegenheit erhalten.

Im Garten della Zuecha ſpeiſte ich mit meiner Geliebten unter einer Weinlaube. Sie ſchien mir an Schönheit gewonnen zu haben. Zur Liebe hatte ſich Freundſchaft geſellt. Es ſtand uns auf der Stirn geſchrieben, wie glücklich wir uns fühlten. Wir beſchloſſen, auch die Nacht hier zuzubringen, und C. C. fragte mich, welche Bewandtniß es mit den hundert Zechinen habe, von denen ihr Bruder geſprochen. Nachdem ich ihr alles erklärt, bat ſie mich, ihm dergleichen künftig jedesmal zu verweigern. Er ſtecke in Schulden und würde auch mich darein verwickeln.

Unſre Genüſſe waren diesmal gemäßigter; wir wechſelten mit Geſprächen und Betrachtun-

gen. Sie entdeckte mir ihren Wunſch, baldigſt guter Hoffnung zu werden. Das würde ihrem Vater einen Grund abgeben, in unſre Verbindung zu willigen.

Mit dem Morgenſchimmer kehrten wir nach Venedig zurück, ſahen uns noch einmal am Freitage und verabredeten die letzte Zuſammenkunft auf Montag, als den letzten günſtigen Tag; denn mit Montag wurden die Masken abgelegt.

Pünctlich erſchien ich an der verabredeten Stelle. Die erſte Stunde des Wartens erträgt ſich noch zur Noth auch bei großer Ungeduld. Aber auch die zweite, dritte, vierte und fünfte verfloß, ohne daß Bruder und Schweſter kamen, auf die ich wartete. Hatte ſie Hinderungen gehabt, ſo mußte doch der Bruder mich benachrichtigen. Meine Unruhe ward grenzenlos; dennoch durfte ich mich nicht nach ihrem Hauſe begeben, um ſie nicht unterwegs zu verfehlen.

Endlich ſchlug die Glocke das Angelus, und C. C. maskirt, aber ganz allein, näherte ſich mir. Ich dachte wohl, Dich hier zu treffen, ſagte ſie, und nun mag meine Mutter beginnen, was ſie will. Genug, ich bin hier. Du mußt

halb todt ſeyn vor Hunger. Auch mir thut Noth, etwas zu genießen und mich durch die Liebe für alle Leiden des heutigen Tages tröſten zu laſſen.

Nach dieſen Worten eilte ich, ohne mich weiter in Fragen einzulaſſen, trotz des heftigen Sturms auf einer einruderigen Gondel zum bewußten Garten. C. C., mit der Gefahr, worin wir ſchwebten, unbekannt, tändelte und ſchaukelte ſich, ſo daß das Fahrzeug beinahe umgeworfen hätte. Ich ſagte dem muthwilligen Mädchen, ſie möchte ruhig ſeyn; der Gondolier aber donnerte uns entgegen, wir wären verloren, wenn wir uns nicht ruhig hielten. Endlich landeten wir, und der Schiffer lachte, als er ſich vierfach bezahlt ſah. Uns wurden ſechs glückliche Stunden zu Theil, die nur der Gedanke trübte, daß mit dem Schluſſe des Carnavals die Gelegenheit, uns zu ſehen, ihr Ende erreichte. Ich verſprach, am dritten Tage ſie bei ihrem Bruder zu beſuchen.

Nachdem ich der Beſitzerin des Gartens gehörigen Dank geſpendet, brachte ich C. C. nach

ihrer Wohnung und ward gegen Mittag mit der Nachricht geweckt, de la Haye und ſein Zögling Calvi ſeyen angekommen. Ich glaubte, in Geſpräch und Geberden einen zweiten kleinen de la Haye zu ſehen. Es war mir unmöglich, dem Erzieher zu verſchweigen, daß er ſeinem Lehrling ein andres Weſen beibringen müſſe, denn dieſe Aefferei ſey zu lächerlich. Auch Bavois, der bald darauf zum Beſuche kam, war meiner Meinung. Aber der arme junge Menſch ſtarb in drei Monaten, und de la Haye, wüthend auf das Erziehen, verſchaffte ſich bald einen neuen Zögling im Chevalier Moroſini.

Meine Liebe ließ mir nun nicht Ruhe, bis mir Bragadin mit ſeinen beiden Freunden eine Audienz von zwei Stunden zugeſichert hatte. Ohne Umſchweif und ohne allen Vorbericht erklärte ich ganz beſtimmt meine Liebe zu C. C. und meinen Entſchluß, das Mädchen zu entführen, wenn ich nicht in den Stand geſetzt würde, ſie zu heirathen. Es kömmt darauf an, ſagte ich, mir ein lebenslängliches Einkommen auszuſetzen und für eine Mitgabe von zehntauſend

Ducaten, die meine Geliebte beſitzt, Bürgſchaft zu leiſten.

Sie antworteten, das alles ſolle geſchehen, wenn Paralis die nöthige Anweiſung dazu gebe. Mehr wollte ich nicht. Zwei Stunden lang wurden alle nöthigen Pyramiden zuſammengeſetzt. Der Schluß war: Bragadin, auserſehen, mit allem ſeinen jetzigen und künftigen Vermögen die Caution wegen der Mitgift zu ſtellen, müſſe in Perſon um die C. C. anhalten. Da der Vater des Mädchens auf dem Lande war, verſprach ich, den Tag ſeiner Rückkehr allen dreien anzugeben; denn alle drei mußten gemeinſchaftlich die Bewerbung übernehmen.

Froh über dieſen guten Anfang gehe ich am folgenden Morgen zu P. C. Eine Alte, die ich dort antreffe, ſagt mir, er ſey nicht zu Hauſe, doch ſeine Mutter werde mich unverzüglich ſehen. Gleich darauf erſcheint ſie mit der Tochter, beide höchſt bekümmert. C. C. ſagt mir, ihr Bruder ſey Schulden halber verhaftet und würde bei der Beträchtlichkeit der Schuldſumme nicht ſo leicht entlaſſen werden. Unter Thränen klagte ſie mir die Unmöglichkeit, den Sohn im Gefängniſſe

zu erhalten, und zeigte mir ſeinen Brief, der eine verſiegelte Einlage an die Tochter enthalten hatte. Ich frage, ob ich den Einſchluß leſen dürfe, und ich finde, daß P. C. ſeine Schweſter bittet, ihn mir zu empfehlen. Ich bat, ſie möchte ihm ſchreiben, daß ich keine Hülfe zu leiſten im Stande ſey, gab aber der Mutter zehn Zechinen mit dem Rathe, wöchentlich zwei ihrem Sohne zu ſeinem Unterhalte zu überſenden. Nur auf Bitten der Tochter ward das Geld angenommen.

Nachdem dieſe Trauerſcene überſtanden, erzähle ich, welche Schritte durch mich geſchehen, die Verbindung mit C. C. vorzubereiten. Die Mutter lobt mein Verfahren, nimmt mir jedoch alle Hoffnung, weil ihr Mann ſeine Tochter nicht vor dem achtzehnten Jahre und nur an einen Kaufmann verheirathen wolle. C. C. ſteckte mir beim Weggehen ein Briefchen zu. Das Blatt ſagte mir, ich könne, mit dem Hausſchlüſſel verſehen, ſie um Mitternacht im Zimmer ihres Bruders beſuchen.

Meine Freude war grenzenlos; denn ich nährte, trotz allem Zweifel der Frauenzimmer, Hoffnung. Da der Vater von C. C. heute noch

eintreffen ſollte, ſo unterrichtete ich Bragadin augenblicklich davon. Dieſer ſchrieb in meiner Gegenwart einen Brief, worin er jenen bat, ihm die Stunde anzugeben, um welche er ihn einer Sache von Wichtigkeit wegen ſprechen könne. Ich bat, den Brief erſt am folgenden Morgen abzuſenden.

Um Mitternacht empfing mich meine Geliebte mit offnen Armen, ſagte, ihr Vater ſey eingetroffen, und wir hätten nichts zu fürchten. So überließen wir uns der Liebe. Aber C. C. zitterte, als ich ihr ſagte, am folgenden Tage würde ihr Vater den bewußten Brief erhalten. Sie geſtand mir ihre Beſorgniß und hatte Recht. Mein Vater, ſagte ſie, hat mich bis jetzt nur als Kind betrachtet; der Brief öffnet ihm die Augen, und wer weiß, zu welchen Schritten ihn das führt. Hier ſind wir glücklicher, wie in unſerm Garten. Wir können unſre Nächte theilen. Aber wer weiß, was mein Vater beginnt, wenn er hört, daß ich einen Geliebten habe!

Was kann er beginnen? Schließt er Dich ein, ſo bleibt mir noch übrig, daß ich Dich ent=

führe, und der Patriarch kann uns den ehelichen Segen nicht verſagen. —

Das und nicht mehr verlange ich. Du ſiehſt mich zu allem bereit. Nur kenne ich meinen Vater, und ich fürchte. —

Nach zwei Stunden verließ ich die Theure und verſprach, den Beſuch in nächſter Nacht zu wiederholen. Mittags ſandte Bragadin ſeinen Brief an den Vater des Mädchens ab, und dieſer ließ antworten, er würde am nächſten Morgen die Befehle des Patriziers in ſeinem eignen Hotel empfangen. Als ich dies in der Mitternachtſtunde meiner Geliebten erzählte, ſagte ſie mir, wie höchſt geſpannt ihr Vater auf das ſey, was Bragadin ihm könne mittheilen wollen. Die Ungewißheit, die Furcht und Erwartung, worin wir dieſe letzten Stunden zubrachten, thaten der Lebendigkeit unſrer Liebe Eintrag. Ich war überzeugt, daß Herr C. nach dem Beſuche bei Bragadin viel mit ſeiner Tochter ſprechen würde. Auch ſie erwartete das und war daher in einiger Unruhe. Ihr Zuſtand durchſchnitt mir das Herz. Aber ich konnte ihr keine Anleitung geben. Ich wußte nicht, wie ihr Vater die Sache nehmen

würde. Sie mußte ihm verbergen, was ihrer Ehre nachtheilig war, und doch ſich als gehorſame Tochter unterwürfig bezeigen. Dies überlegend, fing ich an, meine Schritte zu bereuen; die Folgen derſelben konnten zu ernſthaft werden. Dies machte mich unruhiger, wie ich meine Geliebte fand. Dieſer ihrer Ruhe wegen hoffte ich, ſie in nächſter Nacht wieder zu ſehen; das Gegentheil ſchien mir ganz unmöglich.

Am folgenden Tage Nachmittags machte Hr. C. ſeinen Beſuch bei Bragadin. Ich ließ mich nicht ſehen. Da er ſich erſt nach zwei Stunden entfernte, die er mit Bragadin und deſſen Freunden zugebracht, ahnete ich, es würde eingetroffen ſeyn, was die Mutter meiner Geliebten beſorgte. Es war geſchehen, aber mit einem mir ſehr bittern Zuſatze. Die Tochter ſollte die vier Jahre bis zum Zeitpuncte ihrer Verheirathung in einem Kloſter zubringen, und dann würde er mir ſeine Tochter vielleicht geben, wenn ich meinem Leben eine feſte Beſtimmung gegeben haben würde. Dieſe Antwort machte mich troſtlos. Nach ihrem Inhalte konnte ich mich nicht wundern, die kleine Thür, durch welche

ich mich einſchlich, verriegelt zu finden. Nicht todt und nicht lebendig, kehrte ich in meine Wohnung zurück. Mein Zuſtand war der jener Dumpfheit, wenn in wichtigen Lebensmomenten uns die Fähigkeit mangelt, einen Entſchluß zu faſſen.

Die Entführung war mir nun erſchwert, und die Gefangenſchaft des P. C. hinderte jeden Briefwechſel mit meiner Geliebten, der ich die Stärke zutraute, vor einem Notar und in der Kirche ſich mit mir zu verbinden. Am dritten Tage beſchloß ich, der Madame C. einen Beſuch abzuſtatten. Nachdem ich die Glocke gezogen, meldet mir eine Magd, ihre Herrſchaft ſey auf das Land gereiſt, und man wiſſe noch nichts von ihrer Rückkunft. Nun ſchien meiner Verzweiflung nichts weiter übrig zu bleiben. Alle Wege, Nachricht zu erhalten, waren mir benommen. Ich ſpielte in Gegenwart meiner drei Freunde den Gleichgültigen; aber ich war der elendeſte aller Menſchen. Um wenigſtens etwas zu hören, mußte ich mich zu einem Beſuche bei P. C. in ſeinem Gefängniß entſchließen.

Mein Erſcheinen verwunderte ihn, und er

ſtattete ſeinen Dank dafür ab. Dann ſprach er mir vom Zuſtande ſeiner Schulden, meinte, in etwa zehn Tagen würde er das Gefängniß verlaſſen, und entſchuldigte ſich, mir die hundert Zechinen noch nicht bezahlt zu haben. Mit erzwungner Kälte frage ich nach den Seinigen. Er behauptet, es ſey nichts vorgefallen, und ich habe Unrecht, wenn ich ſeine Schweſter und Mutter nicht beſuche. Ich verſprach, es zu thun, gab ihm zwei Zechinen und ging.

Nun dachte ich alle Möglichkeiten über das Schickſal meiner Geliebten durch. Ich ſagte mir, ſie müſſe unglücklich geworden ſeyn; ich betrachtete mich als den Urheber ihres Elendes. Das machte mich troſtlos. Mir ſelbſt feindſelig, kam ich dahin, daß ich nicht mehr ſchlief, auch keine Speiſen genoß.

Zwei Tage nach der unglücklichen abſchläglichen Antwort reiſten Bragadin und ſeine Freunde auf vier Wochen nach Padua zur Meſſe des heil. Antonius. Meine Seele war zu ſehr zerrüttet, als daß ich ſie hätte begleiten können. Ich wohnte nun allein in dem großen Hotel; aber nur die Nächte brachte ich dort zu. Den

Tag über ſpielte ich, verlor, verſetzte, blieb ſchuldig. Nur durch meine Freunde in Padua war Rettung möglich. Aber ich ſchämte mich, an ſie zu ſchreiben.

In dieſem Zuſtande, dem Selbſtmorde nahe — es war am dreizehnten Junius, dem heiligen Antoniustage — wird mir, während des Raſirens, eine Frau gemeldet, die mich zu ſprechen verlangt. Sie tritt ein, einen Brief in der Hand, und fragt, ob ich die Perſon ſey, an welche die Adreſſe lautet. Ich ſehe den Brief mit einem Petſchaft geſiegelt, das ich der C. C. geſchenkt hatte, und denke, ich ſoll todt hinſtürzen. In der Hoffnung, ich werde mich ſammeln, ſage ich der Frau, ſie möchte warten, und will fortfahren, mich zu raſiren. Aber die Hand zittert mir; ich lege das Meſſer weg, wende der Frau den Rücken zu, entſiegle und leſe Folgendes:

„Bevor ich ausführlich ſchreibe, muß ich mich der Ueberbringerin dieſer Zeilen verſichern. Ich befinde mich in einem Kloſter in Koſt und fühle mich trotz deſſen, was ich erleiden müſſen, vollkommen wohl. Der Aebtiſſin iſt es ſtreng anbefohlen, mich Niemand ſehen zu laſſen, auch

unbedingt mir jeden Briefwechſel zu unterſagen. Aber ſchon hege ich Hoffnung, trotz des Verbots mich ſchriftlich mit Dir unterhalten zu dürfen. An Deiner Treue zweifle ich nicht, mein theurer Verlobter; zweifle auch Du weder an der meinigen, noch an meiner Bereitwilligkeit, alles, was Du verlangſt, zu thun; denn ich bin unbedingt die Deine. Antworte mir in der Kürze, ſo lange, bis wir der Ueberbringerin vollkommen gewiß ſind. Muran, am 12. Junius."

Dieſer Brief — treu, gleich allen übrigen, überſetzt, denn ich habe ſämmtliche Briefe aufbewahrt — zeugte von einem ſeltnen Fortſchritte in der Weisheit, welchen meine Geliebte in drei Monden gemacht. Die Liebe war ihre Lehrmeiſterin geweſen, und die Liebe thut Wunder.

Wird der Menſch von der Todesgefahr dem Leben zurückgegeben, ſo iſt das die Kriſe eines Augenblicks. Auch ich brauchte nur einige Minuten, um mich zu ſetzen und meinen natürlichen Zuſtand wieder anzunehmen.

Ich fragte die Frau, ob ſie leſen könne. — Ach mein Herr, ſagte ſie, was wäre es mit mir, wenn ich nicht leſen könnte? Wir ſind unſer

ſieben Frauen, zum Dienſte der Nonnen des ... Kloſters zu Muran beſtimmt. Der Reihe nach macht jede an einem Tag in der Woche den Gang nach Venedig. Mein Tag iſt Mittwoch. Alſo heute über acht Tage kann ich die Antwort auf den heutigen Brief abholen, ſofern Sie nicht augenblicklich ſollten ſchreiben wollen. Unſer Hauptgeſchäft iſt das Austragen der Briefe. Könnten wir nun nicht die Aufſchriften leſen, was wollte man mit uns anfangen? Die Nonnen wollen ſicher gehen, und ſie haben recht. Wenn ſie an Petrus ſchreiben, dürfen wir den Brief nicht an Paulus bringen. Dergleichen Verſehen nicht zu begehen, das wird uns täglich eingeſchärft. Alſo heut über acht Tage zur nämlichen Zeit ſehen Sie mich. Befehlen Sie aber, daß man Sie wecke, wenn Sie noch ſchlafen ſollten; denn uns mißt man die Zeit auf der Goldwage zu. Laſſen Sie ſich lieb ſeyn, mit mir zu thun zu haben; denn auf mich können Sie ſich verlaſſen. Wäre ich nicht verſchwiegen, ſo verlöre ich mein Brot, und was wollte ich dann anfangen? Ich bin Wittwe und habe einen Sohn von acht Jahren und drei hübſche

Töchter, die älteſte ſechzehn, die jüngſte dreizehn Jahr alt. Sie ſollen die Mädchen ſehen, wenn Sie nach Muran kommen. Ich wohne zehn Schritte von der Brücke, neben der Kirche, nach der Seite der Allee zu, und gehe niemals aus, es ſey denn, daß mein Botentag iſt, oder daß ich am Sprachgitter bin. Die Demoiſelle, deren Namen ich nicht weiß — denn erſt ſeit acht Tagen iſt ſie im Kloſter, aber vollkommen geſund, dabei ein Wunder von Schönheit — hat mir den Brief recht geſchickt zugeſteckt. Sie muß einen ſeltnen Verſtand beſitzen; denn drei Nonnen, die zugegen waren, haben nichts gemerkt. Sie gab mir den Brief eingeſchloſſen in einem Schreiben an mich, das Sie gleichfalls leſen können, und empfahl mir Verſchwiegenheit. Das arme Kind! Schreiben Sie ihr ja, daß ſie ſich auf mich verlaſſen könne, und ſagen Sie gut für mich, damit ſie ſich an keine andre wendet. Denn, wenn gleich ich alle Aufwärterinnen im Kloſter für ehrlich halte — ich mag von keinem Menſchen Böſes denken — ſo plaudern ſie doch zuweilen mit ihrem Beichtvater. Aber ich weiß, daß ich nur meine Sünden zu beichten habe;

und den Brief eines Chriſten zu einem andern Chriſten bringen, das iſt keine Sünde. Auch iſt mein Beichtvater ein alter Mönch, den ich für taub halte; denn er antwortet mir niemals das Mindeſte. Aber mag er es ſeyn; ich habe mich nicht darüber zu kümmern.

So ſchwatzte die Frau, der ich wohlweislich nicht in die Rede fiel, in der Abſicht, mich von allem zu unterrichten, was mir zu wiſſen nöthig ſeyn möchte, blos damit ich mich ihrer und keines Andern in dieſem Handel bedienen möchte.

Ich wollte meiner Geliebten in fünf bis ſechs Zeilen antworten; aber mir fehlte die Zeit, einen kurzen Brief zu ſchreiben. Ich füllte vier Seiten an und ſagte vielleicht weniger, wie ſie auf einer Seite mir geſagt hatte. Ich ſchrieb, ihr Brief habe mir das Leben wiedergegeben; denn ich wäre ungewiß geweſen, ob ſie noch lebe oder nicht längſt geſtorben ſey. Ich fragte, ob ſich denn gar keine Hoffnung zeige, ſie, wo nicht zu ſprechen, doch zu ſehen. Ferner ſagte ich, daß ich der Ueberbringerin einen Ducaten gegeben, und daß ſie unter dem Siegel des Briefes ein zweites Goldſtück finden würde, auch ich ihr

ſo viel Geld ſenden wolle, als ſie fordre, wenn ſie glaube, daß es ihr nützlich ſeyn könne. Noch bat ich, daß ſie mir ja an jedem Mittwoch ſchreiben möchte, und ich verlangte recht ausführliche Briefe, damit mir kein Umſtand aus ihrem Leben entginge. Ich wollte erfahren, ob es nicht möglich ſey, ihre Feſſeln zu brechen und die Hinderniſſe zu beſiegen, die ſie mir entzogen. Zugleich empfahl ich, ſich die Liebe nicht nur aller Nonnen, ſondern auch aller Koſtgängerinnen zu erwerben, ohne ihnen irgend etwas anzuvertrauen oder ihnen merken zu laſſen, wie unangenehm ihr der dortige Aufenthalt ſey. Vorzüglich ermahnte ich zur Behutſamkeit in unſerm Briefwechſel und empfahl, alle meine Briefe zu verbrennen. Schlüßlich bat ich ſie, mir keine ihrer Qualen zu verſchweigen, weil, wie ich ihr verſicherte, mir dieſe noch wichtiger wären, wie ihre heitern Stunden.

Nachdem ich den Ducaten dergeſtalt eingeſiegelt, daß er unter dem Siegellack nicht zu bemerken war, gab ich einen zweiten der Ueberbringerin mit der Verſicherung, daß ihr dies Geſchenk bevorſtehe, ſo oft ſie mir einen Brief von

derſelben Hand brächte. Vor Dankbarkeit weinte die Frau. Sie ſagte mir, da ſie außer der Clauſur ſey, ſo würde ſie den Brief abgeben, ſobald ſie das ſchöne Mädchen allein ſähe. Der Brief, in welchem meine Geliebte der Frau ihr Schreiben übergeben hatte, lautete alſo:

„Der Himmel iſt Urſache, meine gute Frau, daß ich mich Ihr vor allen andern anvertraue. Gebe Sie den Brief nach der Aufſchrift ab und bringe Sie mir denſelben zurück, wenn ſich die Perſon nicht ausmitteln läßt. Der Brief muß in die eignen Hände gegeben werden. Da ich gewiß ſogleich eine Antwort erhalten werde, ſo gebe Sie mir dieſe, ſobald Sie mich allein ſieht.“

Die Liebe iſt nur dann unbeſonnen, wenn ſie ungeduldig dem Genuſſe entgegeneilt. Soll ein verlornes Glück ſchonend zurückgeführt werden, ein Glück, das traurige Verhältniſſe geſtört haben, dann blickt ſie ſcharf und ſieht bedachtſam alles Künftige vorher. Der Brief von meiner Geliebten überſchüttete mich mit Freude, und ein Augenblick ſtürzte mich aus einem Extrem in das andre. Ihre Entführung hoffte ich zu voll=

bringen, und wenn die Mauern des Kloſters mit Artillerie bewaffnet geweſen wären. Mein erſter Gedanke war, wie ich die acht Tage bis zum Empfange eines zweiten Briefes recht ſchnell hinbringen wollte. Nur vom Spiele hoffte ich Zerſtreuung, und alle Welt war in Padua. Gleich ließ ich meinen Koffer packen, machte mich auf den Weg nach Fuſine und war um drei Uhr vor dem Palaſte, worin Bragadin wohnte, der eben eintrat, um zu Mittag zu ſpeiſen. Er umarmte mich, und da ich außer Athem war, ſagte er lächelnd, ich ſcheine keine Eile zu haben. Meine Antwort war, daß ich vor Hunger zu ſterben fürchte.

Ich brachte Heiterkeit in die Geſellſchaft, und dieſe ſteigerte ſich nach meiner Erklärung, daß ich ſechs Tage verweilen würde. Nach dem Eſſen ſchloß ſich Dandolo mit de la Haye ein. Zwei Stunden ſpäter erſchienen beide wieder, und Dandolo ſagte mir, ich ſey zur rechten Zeit gekommen, um eine wichtige Angelegenheit, ihn betreffend, zu entſcheiden. Er legte mir ſogleich die Frage vor und wollte wiſſen, ob er gut thun würde, in einen Antrag einzugehen, welchen de

la Haye ihm gemacht. Ich zog die Antwort, daß er den Antrag verwerfen ſolle. Dandolo, verwundert, bereitete eine zweite Frage vor. Sie forderte die Gründe zur Verwerfung der erſtern. Ich gab ihm zu verſtehen, er möchte antworten, ihm habe nöthig geſchienen, mich um Rath zu fragen, und weil ich mich gegen die Sache erklärt, wolle er darüber nicht ferner ſprechen. Dandolo, zufrieden, die Urſachen der Verweigerung ganz auf mich ſchieben zu können, entließ mich. Der Gegenſtand ſelbſt war mir unbekannt, und ich ſpürte nicht die mindeſte Neugier. Mir kam es nur darauf an, darzuthun, daß de la Haye erfahren ſollte, alles, was Dandolo betraf, müſſe durch mich gehen.

Maskirt eilte ich nach der Oper, darauf ſpielte ich und verlor alles. Das Glück wollte mir zeigen, daß es nicht unbedingt mit der Liebe Schritt halte, und ich verſuchte, meinen Verdruß durch Schlaf zu begraben.

Am andern Morgen trat de la Haye mit heiterm Geſichte an mein Bett, mich zu fragen, weshalb ich Dandolo von ſeinem Vorſatz abgerathen. —

Von welchem Vorſatz? —

Sie kennen ihn. —

Ich weiß nichts von der Sache. —

Doch hat er ſelbſt mir geſagt, Sie hätten ihm abgerathen. —

Nicht abgerathen, aber auch nicht zugeredet; denn wenn er einen Vorſatz gefaßt hätte, würde er mich nicht erſt um Rath gefragt haben. —

Gut! Aber dann ſagen Sie mir Ihre Gründe. —

Erſt ſagen Sie mir, worauf es ankömmt. —

Das hat Ihnen Dandolo geſagt, wie ich denke. —

Wenn ſchon; ſo muß ich die Sache doch aus Ihrem Standpuncte mit allen Details hören, denn er ſprach kurz und geheimnißvoll. Ich muß, wie Sie ſelbſt mir oft gerathen haben, in ſolchen Fällen behutſam gehen, damit er nicht überraſcht werde. —

Ich überraſche keinen Freund. Indeß billige ich Ihren Grundſatz. Vorſicht iſt gut; und die Sache iſt dieſe: Madame Tiepolo, der Dandolo beim Leben ihres Gemahls zehn Jahre lang den Hof gemacht, iſt Wittwe geblieben. Sie iſt

ſchön, jung, wohlerhalten, verſtändig, wohlwollend, und will ihn heirathen. Das hat ſie mir vertraut, und ich, der ich die Sache, weltlich und geiſtlich betrachtet, billigen muß — denn wir ſind, wie Sie wiſſen, alleſammt Menſchen — bin mit Vergnügen in den Plan eingegangen. Mir ſchien Dandolo ſogar geneigt, als er mir auf heute die Antwort verſprach. Daß er Sie um Rath fragte, hat mich nicht verwundert; denn ein Verſtändiger beſpricht ſich gern mit einem klugen Freunde, bevor er ſich zu einem wichtigen Schritte entſcheidet. Aber ich bin erſtaunt, wie Sie ſolche Verbindung mißbilligen können. Ich wünſche die Gründe zu kennen, aus denen Ihre Anſicht von der meinigen abweicht. —

Erfreut, alles entdeckt zu haben und noch zur guten Zeit dazwiſchen getreten zu ſeyn, — denn mein Freund war die Güte ſelbſt — eine lächerliche Heirath zu hindern, ſagte ich: Dandolo ſey mein Freund, und ſein Temperament mir bekannt genug, um einzuſehen, daß jene Verbindung ſein Leben abkürzen würde. Sie werden mir folglich eingeſtehen, ſagte ich, daß als Freund ich abrathen mußte. Von Ihnen ſelbſt

hörte ich, daß aus gleichem Grunde Sie ſich niemals verheirathet hätten. Sie ſprachen ſonſt zu Parma ſtets im Tone eines Anwalts der Eheloſen zu mir. Erwägen Sie zugleich, daß jeder Menſch ſeinen Theil Egoismus beſitzt, daß eine Gemahlin Dandolo's einen Theil ſeines Zutrauens erwerben muß, und daß dieſer Theil von Zutrauen mir entzogen wird. Es liegt daher in der Sache, daß ich gegen einen Schritt warne, der mir nachtheilig werden muß. Können Sie mir zeigen, daß meine Gründe eitel oder ſophiſtiſch ſind, ſo reden Sie; ich will mich ergeben und Dandolo die Palinodie anſtimmen. Madame Tiepolo ſoll ſeine Frau werden, ſobald wir wieder in Venedig ſind. Aber ich ergebe mich nur, ſofern Sie mich überzeugen. —

Dazu fühle ich in mir nicht die Stärke; ich werde der Tiepolo ſchreiben, ſie möge ſich an Sie wenden. —

Das ſchreiben Sie ihr nicht; ſie möchte es für Spott von Ihrer Seite nehmen. Halten Sie die Frau für ſo einfältig, daß ſie glauben ſollte, ich würde je für die Heirath ſprechen? Sie weiß, daß ich ſie nicht liebe. —

Wie kann ſie das wiſſen? —

Da ich nie Dandolo erſucht, mich zu ihr zu führen, ſehr leicht. Uebrigens müſſen Sie wiſſen, daß, ſo lange ich lebe, keiner der drei Freunde heirathen wird. Sie mögen heirathen, wen Sie wollen; dagegen werde ich nichts thun. Aber wenn wir Freunde bleiben wollen, ſo geben Sie den Plan auf, mir dieſe Männer abwendig zu machen. —

Sie ſind heute ſcharf und bitter. —

Ich habe geſtern Abend all mein Geld verſpielt. —

So habe ich denn meine Zeit übel gewählt. Leben Sie wohl! —

Seit dem Tage ward de la Haye mein geheimer Gegner; nicht durch Verleumdungen, denn deren war er unfähig, aber durch frömmelnde Aeußerungen gegen andre Frömmler. Wer die Frömmler liebt, den bitte ich, dieſe Memoiren nicht zu leſen. — Von der Heirath war übrigens nach unſrer Rückkehr nach Venedig keine Rede ferner. Dandolo fuhr fort, der Wittwe täglich ſeinen Beſuch zu machen; ich ließ mir

das Orakel verbieten, den Fuß in ihr Haus zu ſetzen.

Antonio Croce, ein junger Mailänder, den ich zu Reggio als Spieler kennen gelernt, ein Mann, welcher dem Glücke nachhalf, kam zu mir, indem de la Haye mich verließ. Da er mich mein Geld verlieren geſehen, machte er mir den Vorſchlag, mit ihm in Geſellſchaft eine Bank anzulegen und in ſeiner Wohnung zu ſpielen, wo ich ſechs bis ſieben Fremde treffen würde, die ſeiner Frau den Hof machten. Er verlangte dreihundert Zechinen, die ich in die Bank legen ſollte; auch ſollte ich ſein Croupier werden. Er ſelbſt beſaß nur dreihundert Zechinen baar und hielt die Summe für unzulänglich. Ich ſollte bei ihm ſpeiſen, die Geſellſchaft kennen lernen und Freitag, weil dann die Oper ausfiel, die Bank mit ihm eröffnen. Er verſprach mir bedeutenden Gewinn; ein Schwede, Gilenpetz, ſollte vielleicht allein zwanzigtauſend Zechinen verlieren können.

Ich war nicht gewiſſenhaft genug, den Antrag zurückzuweiſen. Nur wie ich zum Gelde kommen ſollte, war ſchwierig. Einſtweilen wollte

ich die Simpel und die Göttin kennen lernen, der ſie ihre Huldigungen darbrachten. Wir gingen nach dem prato della valle, wo wir Madame Croce, von Fremden umringt, beim Caffee fanden. Sie war hübſch. Ein Secretair des Grafen Roſenberg, der nicht von ihr wich, machte jedem Nobili unmöglich, in ihr Gefolge zu treten. Mich intereſſirten der Schwede Gilenpetz, ein Hamburger und ein engliſcher Jude, Mendex, deſſen ich ſchon gedacht, nebſt noch einigen andern Fremden, auf die Croce rechnete. Wir begaben uns zu dieſem, bei ihm zu ſpeiſen, und nach dem Eſſen gingen alle den Wirth an, Bank aufzulegen. Er entſchuldigte ſich, und das konnte ich nicht begreifen. Wenn er ſeine Sache verſtand, mußten ihm dreihundert Zechinen genügen. Aber meine Zweifel ſchwanden, als Croce mich in ſein Cabinet führte und mir funfzig ſchöne Dublones da ocho vorwies, die etwa dreihundert Zechinen betragen konnten. Ich verſprach, die verlangte Summe zu ſchaffen, und nun lud mein Wirth die Geſellſchaft auf den nächſten Tag ein. Als Bedingung ward feſtgeſetzt, daß vor meiner Abreiſe der Gewinn getheilt werden müſſe; fer-

ner, daß niemand geſtattet würde, auf Credit zu ſpielen.

Bragadin, deſſen Caſſe nie voll war, mußte durch einen jüdiſchen Wucherer mir tauſend venetianiſche Ducaten auf einen Monat gegen 5 pr. Ct. monatlichen Zins, die vorweg genommen wurden, verſchaffen. Nun ging ich zu meinem Freunde, und nach dem Abendeſſen begann das Spiel. Auf jeden fiel ein Gewinn von achthundert Zechinen. Am folgenden Tage verlor Gilenpetz zweitauſend Zechinen, und der Jude tauſend. Sonntag war Ruhetag; am Montage gewann die Bank viertauſend Zechinen. Dienſtag gab Croce ein Mittageſſen, denn ich mußte nach Venedig eilen. Nach dem Eſſen ward Bank aufgelegt, und folgender Umſtand ſtörte beim Anbruche der Dunkelheit das Spiel. —

Der Adjutant des Podeſta verlangte, in Auftrag des letztern, Croce heimlich zu ſprechen. Sie gingen hinaus, und nach zwei Minuten kam unſer Wirth zurück, der Geſellſchaft mit etwas verſtörter Miene zu ſagen, daß ihm verboten worden, in ſeiner Wohnung Bank zu machen. Madame entfernte ſich unter dem Vorwand eines

Uebelbefindens, und die Spieler verſchwanden. Auch ich ging, nachdem der Geldbeſtand getheilt worden war. Croce ſagte mir, in Venedig würden wir uns wiederſehen; ihm ſey befohlen worden, die Stadt binnen vier und zwanzig Stunden zu räumen. Ich merkte nun, daß dieſer Mann ſehr berüchtigt ſeyn müſſe. Vielleicht wollte man auch bewirken, daß die Spieler ihr Geld im Saale des Schauſpielhauſes verlören, wo die Banquiers mehrentheils Nobili von Venedig waren.

Ich reiſte nun als Courier mit dem Einbruche der Nacht bei ſehr ſchlechtem Wetter ab. Mich zurückzuhalten, wäre unmöglich geweſen, denn ich hatte am folgenden Morgen einen Brief der C. C. zu erwarten.

Sechs Meilen von Padua ſchlugen meinem Pferde die Flanken dergeſtalt, daß es niederſtürzte, und mein Fuß lag unter demſelben. Ich fürchtete einen Beinbruch, denn ich war ohne Reitſtiefeln. Der Poſtillon, der vorausgeritten war, eilte herbei, riß mich in die Höhe, und ich entdeckte, daß ich unbeſchädigt geblieben. Aber das Pferd hatte ſich Scha=

den zugefügt. Nun mache ich von meinem Rechte Gebrauch und ſchwinge mich auf den Gaul meines Poſtillon; doch der unverſchämte Kerl packt das Gebiß und will mich nicht reiten laſſen. Ich erkläre ihm ſein Unrecht; doch er beharrt in ſeinem Unverſtande. Nun ſchieße ich die Piſtole gegen ihn ab; darauf geht er, und ich verfolge meinen Weg. Zu Dolo laufe ich in den Stall und ſattle mir ſelbſt dasjenige Pferd, welches die Poſtillone, denen ich einen Thaler gegeben hatte, mir als den beſten Läufer lobten. Daß mein Poſtillon zurückgeblieben, befremdete nicht. Es war um Mitternacht, ein Gewitter hatte den Weg verdorben, und nichts kam der Finſterniß gleich. Mit dem erſten Morgenſchimmer langte ich zu Fuſina an.

Ein zweites Unwetter drohte; aber ich machte den Beherzten, nahm einen Vierrudrer und kam friſch und geſund, nur hart vom Sturm und Regen mitgenommen, zu Venedig an. Nach einer halben Stunde brachte die bewußte Frau aus Muran mir einen Brief von C. C., auf den ſie die Antwort in zwei Stunden abholen wollte.

Dieſer Brief enthielt ein Tagebuch von ſie-

ben Seiten, und ich beſchränke mich darauf, einen Auszug daraus zu liefern.

Der Vater meiner Geliebten war kaum von Bragadin zurückgekehrt, als er das Mädchen mit der Mutter in ſein Zimmer berufen hatte, um ſie mit vieler Güte zu fragen, wie die Bekanntſchaft entſtanden ſey. C. C. hatte geantwortet, daß ſie mich vier- oder fünfmal im Zimmer ihres Bruders geſehen; ich habe ſie zur Frau verlangt, und ihre Antwort ſey geweſen, daß ſie von ihrem Vater und ihrer Mutter abhänge. Nun war vom Vater erklärt worden: ſie ſey noch zu jung zum Heirathen, und mir fehle ein feſtes Auskommen. Darauf hatte er ſich nach dem Zimmer des Bruders begeben und hier alles, ſo wie auch die kleine Thür nach der Straße verſchloſſen, im Uebrigen angeordnet, daß, wenn ich einen Beſuch ſollte machen wollen, erklärt würde, alles ſey auf dem Lande.

Nach zwei Tagen, als C. C. am Bett ihrer kranken Mutter ſaß, war ihr von ihrem Vater erklärt worden, daß ihre Tante ſie nach einem Kloſter führen würde, woſelbſt ſie als Koſtgängerin ſo lange bleiben ſolle, bis der Vater ihr

den Gemahl beſtimmen werde; gehorſam hatte ſie geantwortet, daß ſie ſich fügen müſſe. Nun hatte der Vater verſprochen, nach der Geneſung der Mutter ſie mit dieſer zu beſuchen. Nach einer Viertelſtunde ſtieg C. C., von der Tante, der Schweſter ihres Vaters, begleitet, in eine Gondel und kam bei dem Kloſter an, worin ſie ſich befand. Bett und Kleidungsſtücke folgten nach; mit ihrem Zimmer war ſie zufrieden, eben ſo mit der Nonne, an die ſie gewieſen worden, und von der ſie abhing. Von dieſer war das Verbot, Beſuch anzunehmen und Briefe zu wechſeln, ausgegangen. Aber dieſelbe Nonne hatte meiner Geliebten Bücher mitgetheilt und Schreibgeräthe, wenn ſie ſich die Stellen abſchreiben wolle, welche ihr gefallen möchten. Die Nacht benutzte das theure Geſchöpf, ihre Briefe an mich zu ſchreiben, und ſie fing an, der Ueberbringerin Verſchwiegenheit und Treue zuzutrauen. Vier Zechinen monatlich mußten dieſer ein wichtiger Gegenſtand ſeyn. Für die Zechine, die ich überſchickt hatte, dankte ſie und wollte mir es melden, wenn ihre Bedürfniſſe ein mehreres erfordern würden.

Noch erzählte ſie mir, wie die ſchönſte aller Nonnen des Kloſters ſie zärtlich liebe, ihr wöchentlich zweimal Unterricht im Franzöſiſchen gebe und ſie gegen allen Umgang mit den übrigen Koſtgängerinnen gewarnt habe. Dieſe Schweſter war zwei und zwanzig Jahr alt, reich und von allen Mitſchweſtern geachtet. Ihre Neigung zu C. C. wurde mir faſt als leidenſchaftlich geſchildert.

Den Entführungsplan zu Stande zu bringen, hielt C. C. nicht für unmöglich; nur ſollte ich warten, bis ſie mich wegen aller Oertlichkeiten würde unterrichtet haben. Dann beſchwor ſie mich, ihr treu zu bleiben, weil von der Treue im Lieben die Beſtändigkeit abhange. Zum Schluß erbat ſie ſich mein Bildniß in einem Ringe, doch ſo angebracht, daß es niemand in die Augen fiele. Ihre Mutter, die täglich allein zur Meſſe gehe, würde dies Geſchenk überbringen können, auch ſich freuen, mich zu ſprechen. In einigen Monaten endlich hoffte ſie ſich in einem Zuſtande zu ſehen, der, wenn ſie im Kloſter bliebe, deſſen Ruf nicht begünſtigen würde.

Ich antwortete zur Stelle und ſchloß erſt,

als Laura, ſo hieß die Briefträgerin, ſich zur Abholung einſtellte. Sie erhielt ihre Zechine und ein Päckchen mit feinem Papier, Siegellack u. ſ. w. Beim Weggehen ſagte ſie mir, jeden Tag würde meine Couſine ſchöner. C. C. hatte mich für ihren Vetter ausgegeben, und Laura that, als ob ſie das glaube.

Unbeſchäftigt in Venedig, rief mich meine Ehre nach Padua. Ich mußte alle Nachreden wegen meines plötzlichen Verſchwindens niederſchlagen. In Perſon löſe ich alſo, nachdem ich nur ein wenig Suppe genoſſen, einen Poſtpaß. Ich fürchtete nämlich die Unwillfährigkeit der Poſtmeiſter, nachdem ich ein Pferd zu Schanden geritten und einen Poſtillon vor den Kopf geſchoſſen. Mit einem Paſſe verſehen, mußten die Poſten mich befördern. Uebrigens wußte ich, daß ich den unverſchämten Poſtillon verfehlt hatte; aber auch, wenn er geblieben wäre, konnte mir nichts widerfahren.

In Fuſina nahm ich, weil ich ermüdet war, einen Zweirudrer; aber in Dolo erkennt man mich und verweigert die Pferde. Der Poſtmeiſter verlangt den gefallenen Gaul bezahlt, oder

er will mich arretiren laſſen. Ich antworte, wenn das Pferd liegen geblieben ſey, würde ich dem Poſtmeiſter zu Padua dafür verantwortlich werden, und zeige meinen Paß. Er erwidert, da ich einen Poſtillon beinahe todt geſchoſſen, wolle keiner von ſeinen Leuten mich fahren. Dann müſſe er ſelbſt in Perſon das Geſchäft übernehmen, entgegne ich, und der Poſtmeiſter lacht mir in das Geſicht. Nun wende ich mich an einen Notar, laſſe ein Protokoll aufnehmen und dem Schelm zehn Zechinen Strafe androhen, wenn er mir Pferde verweigern ſollte.

Dies bewegt meinen Poſtmeiſter, zwei wüthend wilde Pferde vorführen zu laſſen, und ich ſehe die Abſicht, mich in das Waſſer zu ſtürzen, mit ziemlicher Deutlichkeit. Ganz ruhig ſage ich alſo dem Poſtillon, im Augenblicke, wo er mich umwürfe, ſchöſſe ich ihn todt. Darauf geht der Poſtillon hinein und erklärt dem Poſtmeiſter, er würde mich nicht fahren. Im Moment aber trifft ein Courier aus Padua ein und beſtellt ſechs Poſtpferde für eine Berline und zwei Reitpferde. Nun ſage ich dem Poſtmeiſter, wenn ich nicht vor der Berline abgefertigt würde, ſo flöſſe Blut,

und zeige meine Piſtolen. Der Mann flucht und geht in das Zimmer; alle Umſtehenden geben mir Recht.

Nach fünf Minuten erſcheint Croce in einer ſchönen Berline mit ſechs Pferden, ſammt Frau, Kammermädchen und Livreebedienten. Ihn ſelbſt ſehe ich in ſtattlicher Uniform. Er ſteigt aus, wir umarmen uns, und ich beklage, daß er nicht vor mir abreiſen würde. Ich führe den Grund an; er findet ihn triftig, macht Lärm und ſetzt alle Welt in Schrecken. Der Poſtmeiſter hat ſich davon gemacht, aber die Frau kömmt und befiehlt, man ſolle mich bedienen. Croce lobt meinen Vorſatz, mich in Padua zu zeigen, um die Nachrede zu widerlegen. Wir beſprachen, daß wir in der folgenden Woche uns in Venedig ſehen wollten. Dieſer Mann, der mir hier wie aus den Wolken gefallen kam, hatte in viermaligem Spiel zehntauſend Zechinen gewonnen, und davon fielen viertauſend neunhundert auf mich. Nun konnte ich meine Schulden bezahlen, alles einlöſen, was ich verſetzt hatte, und behielt noch ein Anſehnliches übrig.

Bei meiner Ankunft zu Padua traf ich alle

meine Freunde in Bewegung; nur Bragadin, bei dem ich meine Caſſe gelaſſen hatte, war ruhig. Man glaubte, einem Gerüchte nach, das ſich verbreitet hatte, auch mir wäre der Befehl geworden, mich zu entfernen. Doch eine ſolche Ordre konnte der Podeſta von Padua mir, einem Venetianer, nicht ertheilen. Alſo, ſtatt mich niederzulegen, kleide ich mich gehörig an und gehe ohne Maske in die Oper, nachdem ich meinen Freunden erklärt, daß ich alle Gerüchte widerlegen müſſe, die über mich ausgeſprengt worden. De la Haye erklärte, wie ſehr er ſich freue, wenn alle umlaufenden Nachreden grundlos ſeyn ſollten; aber mir legte er die Schuld bei, daß ſie entſtanden. Das übereilte Wegreiſen habe mir den Streich geſpielt. Das Publicum, wenn ſeine Neugier nicht befriedigt wird, pflegt zu erfinden. Indeß haben Sie dem Poſtillon an das Leben gewollt, fuhr er fort. Danken Sie dem Himmel, daß der Schuß gefehlt hat. —

Auch das iſt Verleumdung! Glauben Sie, daß ein Schuß, wie meiner, würde gefehlt haben, wenn er zu treffen beſtimmt geweſen wäre? —

Aber das Pferd iſt geblieben, und Sie werden es bezahlen. —

Keineswegs. Der Poſtillon ritt mir vorauf. Kennen Sie die Poſtgeſetze? — Uebrigens mußte ich eilen, um mit einer Dame noch am Vormittag zu frühſtücken, der ich das verſprochen hatte.

Es ſchien de la Haye zu verdrießen, daß nach dieſer Unterredung ich ihm alles Geld wiedergab, das er mir zu Venedig geliehen. Auch daß man Geld habe, iſt nöthig zum treffenden Raiſonnement, wofern nicht die Macht einer Leidenſchaft allein zur Beredtſamkeit hinreißt. Bragadin lobte meinen Entſchluß, unmaskirt in die Oper zu gehen.

Alles war verwundert, als ich mich im Parterre zeigte; jedermann, den ich ſprach, bezeugte mir ſeine Freude, ſie mochte wahr oder verſtellt ſeyn. Nach dem erſten Ballet ging ich zum Spielſaal und gewann in vier Taillen fünfhundert Zechinen. Müde und hungrig zog ich im Triumph nach Hauſe. Freund Bavois borgte mir fünfhundert Zechinen ab und zahlte ſie nicht

zurück; indeß habe ich ihm das Geld auch niemals abgefordert.

Ausſchließlich mit der C. C. beſchäftigt, ließ ich mich nun von einem geſchickten Maler aus Piemont, der zur Meſſe nach Padua gekommen war und in Venedig viel Geld verdiente, in Miniatur malen und beſtellte zugleich ein Gemälde der heiligen Catharina von gleicher Größe bei ihm. Ein ſehr geſchickter Juwelier ſetzte beide Bildniſſe in einen ſchönen Ring. Man ſah die Heilige; aber wenn ein faſt unſichtbar kleiner blauer Punct in der Einfaſſung mit einer Nadel berührt ward, ſo wendete ſich die Fläche um, und mein Bild zeigte ſich. Der Juwelier lieferte mir den Ring vier Tage ſpäter ab, als er verſprochen hatte.

Am Freitage, wir wollten eben vom Tiſche aufſtehen, ward mir ein Billet übergeben. Es war von P. C., und er bat mich dringend, ihn ſogleich im Stern, dem Gaſthofe der Poſt, zu beſuchen. Ich ſollte eine wichtige Neuigkeit hören, und weil ich an ſeine Schweſter dachte, ging ich ſogleich zu ihm.

Ich fand den Abenteurer, wie ich mir vor-

geſtellt hatte, mit der C., wünſchte Glück zu ſeiner Befreiung und wollte die angekündigte Nachricht vernehmen. Er ſagte mir, er ſey gewiß, daß ſeine Schweſter ſich in einem Kloſter befände, und er wolle mir deſſen Namen ſagen, ſobald wir wieder in Venedig wären. Ich bat ihn, das ja zu thun, und merkte bald, weshalb er mich unter jenem Vorwande zu ſich beſchieden. Er hatte auf drei Jahre ſeinen Lieferungscontract für funfzehntauſend Gulden cedirt, und er war durch den Uebernehmer des Geſchäfts, der ſogleich ſechstauſend Gulden in Wechſeln gezahlt, aus dem Gefängniſſe losgekauft worden. Er zeigte mir die Wechſel, angenommen durch ein Haus, das ich nicht kannte, das er aber ſehr rühmte. Nun wollte P. C. ſogleich für ſechstauſend Gulden Seidenwaaren aus einer Fabrik in Vicenza kaufen und die Zahlung in jenen Wechſeln leiſten. Er hoffte zehn Procent zu gewinnen. Ich ſollte mit ihm nach Vicenza gehen und für zweihundert Zechinen Seidenwaaren annehmen; dadurch gedachte er ſeine Schuld an mich abzutragen.

Der Wunſch, zu meinen zweihundert Zechi-

nen zu gelangen, verleitete mich, in den Vorſchlag einzugehen. Ich beſchloß mitzureiſen, denn es war nöthig, daß ich beim Einkauf zugegen war und die Stoffe ſogleich wieder verhandelte. Alſo ich verſprach, mich am folgenden Morgen einzufinden. P. C. zeigte mir Empfehlungsſchreiben an angeſehene Häuſer in Vicenza vor, und eine mir ſonſt nicht eigne Geldluſt verleitete mich, in alles einzugehen.

In aller Frühe bin ich im Stern, vier Pferde werden angeſpannt, der Wirth übergibt die Rechnung, und P. C. bittet mich, zu bezahlen. Die Summe betrug fünf Zechinen, von denen der Wirth viere vorgeſchoſſen hatte, damit der Fuhrmann bezahlt werden konnte. P. C. war, ohne einen Pfennig Geld zu beſitzen, von Venedig abgereiſt. Ich lächle und zahle. Dann ſteigen wir ein, und in vier Stunden iſt Vicenza erreicht. Wir ſteigen im Gaſthofe zum Hut ab. P. C. beſtellt ein ausgeſuchtes Mittagseſſen und läßt mich mit der C. allein, denn er will zu ſeinen Seidenhändlern gehen.

Die C. fängt an, mir Vorwürfe über die Verachtung zu machen, womit ich ſie behandle,

ſagt, ſie liebe mich ſeit achtzehn Jahren; wir wären beide Kinder von neun Jahren geweſen, als wir uns zuerſt in Padua gekannt. Ich beſinne mich und erkenne die Tochter des alten Antiquar, des Freundes von Grimani, wieder, der mich bei der Slavonierin in Penſion gegeben hatte.

Bald darauf kommen Ladenburſchen mit Zeuchen an. Die C. freut ſich darüber, und in zwei Stunden iſt das Zimmer angefüllt von Stoffen. P. C. kömmt nun auch. Er bringt zwei Kaufherren mit und ladet ſie zu Tiſche. Die C. kokettirt mit ihnen, man ißt und man trinkt noch mehr. Nach dem Eſſen werden abermals Seidenwaaren gebracht. P. C. macht nach den Preiſen ſeinen Ueberſchlag und verlangt noch mehrere Stücke. Sie ſollen am folgenden Tage, obgleich es ein Sonntag iſt, gebracht werden.

Am Abend finden ſich mehrere Grafen ein; in Vicenza heißen alle Edelleute Grafen. P. C. hatte ihnen ſeine Empfehlungsbriefe übergeben. Es waren liebenswürdige Männer, und ſie luden uns mit ſich nach einem Caſino ein, wo der Adel ſich zu verſammeln pflegte. Die C. glänzte,

und wie zwei Stunden verfloſſen ſind, bittet P. C. die ganze Geſellſchaft zum Abendeſſen. Neue Ausgelaſſenheit und Verſchwendung! Aber mich langweilte das alles; ich ſprach nicht, und niemand redete mit mir. So gehe ich nach einem Zimmer im dritten Stock und lege mich nieder.

Als ich am folgenden Morgen mich zum Frühſtück einfinde, ſind ſo viel Stoffe angekommen, daß ich denke, endlich werde P. C. deren genug erhalten haben. Er aber ſagt, erſt am nächſten Morgen würde alles abgemacht ſeyn; wir wären übrigens zu einem Ball geladen, wo wir den geſammten Adel treffen würden. Die Kaufherren, mit welchen die Geſchäfte gemacht worden, ſpeiſten ohne Ausnahme bei uns, und jedesmal herrſchte der größte Ueberfluß bei der Tafel.

Während des Balles aber ging mir die Geduld aus. Alle Welt unterhielt ſich mit der C. und mit P. C., über deſſen Lippen kein geſcheidtes Wort kam. Auf mich hörte niemand. Ich fordre eine Dame zur Menuet auf; ſie tanzt mit mir, ſieht ſich aber immer rechts und links um.

Ein Contretanz kömmt zu Stande, und ich werde ausgeſchloſſen. Die Dame, die ſich mir verſagt, tanzt mit einem Andern. In andrer Stimmung hätte ich das nicht geduldet. Aber heute zog ich vor, nach meinem Gaſthofe zurückzugehen und mich niederzulegen. Ich begriff nicht, weshalb der Adel von Vicenza mich auf ſolche Weiſe behandeln konnte. Vielleicht, weil ich in den Empfehlungsbriefen nicht mit genannt war? Aber man mußte doch die Anſtandsgeſetze kennen. Da jedoch die Abreiſe auf morgen feſtſtand, beruhigte ich mich.

Am folgenden Tage ſchlief das ermüdete Paar bis Mittag. Nach dem Eſſen ging P. C. aus, um die ausgeſuchten Zeuche zu bezahlen. Am Dienſtag mußten wir bei guter Zeit abreiſen. Die Grafen, welche die C. bezaubert hatte, fanden ſich zum Abendeſſen ein. Ich laſſe ſie, ungeduldig der Abreiſe auf morgen entgegenſehend, denn Mittwoch früh mußte ich in Venedig ſeyn.

Kaum iſt es Tag, ſo wird mir gemeldet, daß das Frühſtück im untern Zimmer warte. Ich zaudre einen Augenblick, und der Kellner kömmt

zurück, mir zu ſagen, meine Frau Gemahlin laſſe mich bitten, zu eilen. Kaum hat aber der Unglückliche das Wort Gemahlin ausgeſprochen, ſo wettert ihm meine Hand ins Geſicht, und ein Tritt, welchen ich ihm gebe, ſchleudert ihn bis zur Treppe, die er mit Gefahr, ſich den Hals zu brechen, hinunterſtolpert.

Wüthend folge ich und trete in das Zimmer mit der Frage an P. C., wer der Galgendieb geweſen, der mich für den Mann der C. ausgegeben. Indem er mir antworten will, es nicht zu wiſſen, ſtürzt aber auch zugleich der Wirth, ein blankes Meſſer in der Hand, herein und fragt, weshalb ich ſeinen Neffen die Treppe hinuntergeworfen. Ich, eine Piſtole in der Hand, frage, wer ihm geſagt, daß ich der Mann jener Frau ſey. — Das hat der Herr Capitain P. C. ſelbſt gethan, indem er den Anmeldezettel dictirte, erhielt ich zur Antwort. Nun packe ich meinen Capitain und drücke ihn gegen die Wand. Nur der Wirth, ſein Meſſer wegwerfend, hindert mich, ihn vor den Kopf zu ſchießen. Madame, wie gewöhnlich, wird halb ohnmächtig. Der Schurke aber wußte nichts anzufangen,

denn zu ſchreien: es iſt nicht wahr! es iſt nicht wahr! Der Wirth aber iſt während deſſen hinuntergegangen, kömmt mit dem Fremdenbuche zurück und fordert den Schuft, indem er ihm das Blatt vor die Augen hält, heraus, zu geſtehen, daß er dictirt habe: „P. C., kaiſerlicher Hauptmann, mit Herrn und Madame Caſanova." — Aber P. C. behauptet, der Wirth habe falſch gehört, und nun wirft dieſer ihm das Buch in das Geſicht. Als ich den feigen Menſchen, obwohl er Uniform und Degen trug, dieſen Schimpf ruhig hinnehmen ſah, mußte ich das Zimmer verlaſſen. Dem Aufwärter im Gaſthofe, der mir auf der Treppe begegnete, trug ich auf, zur Stelle Pferde nach Padua zu beſtellen. Zugleich ſtopfte ich im höchſten Zorn alle meine Habſeligkeiten eiligſt in einen Reiſeſack zuſammen und ſah zu ſpät ein, welchen unverzeihlichen Fehler ein Mann von Ehre begeht, wenn er ſich mit Schurken einläßt. Madame C., die zu mir kam, bat ich dringend, ſich zu entfernen; denn ſchwerlich würde mein Zorn mich von Beleidigungen zurückhalten, gegen die ihr Geſchlecht geſchützt ſeyn ſolle.

Sie warf ſich in einen Armſeſſel, beſchwor unter Thränen ihre Unſchuld und betheuerte, nicht zugegen geweſen zu ſeyn, als der freche Menſch die Meldung dictirt habe. Die Wirthin, welche hinzugekommen war, beſtätigte die Ausſage. Da fing denn endlich mein Zorn an, in Worten zu verdunſten, und der Wagen rollte vor. Ich wollte meine Rechnung bezahlen, aber der Wirth weigerte ſich, Geld zu nehmen, weil ich nichts beſtellt hätte, und in dem Augenblicke trat Graf Velo ein.

Ich wette, Graf, Sie haben die Dame hier für meine Frau gehalten; ſagte ich.

Mit der ganzen Stadt habe ich ſie dafür gehalten. —

Wie iſt das möglich, da Sie wußten, daß ich hier allein wohne, und da ich die Dame bei der Geſellſchaft ließ? —

Es gibt nachſichtige Ehemänner. —

Doch ich gehöre nicht zu dieſen; und Sie ſcheinen wenig von der Ehre zu wiſſen. Aber ich will Sie in die Lehre nehmen. —

Der Graf ging, und die C. ſchluchzte, verfehlte aber, mich dadurch zu rühren. Ohne Be-

zahlung wollte ich nicht abreiſen, um jede Nachrede zu verhindern. Wiederholentlich fordre ich alſo die Rechnung, um die Hälſte des Betrags zu bezahlen. Während der Wirth ſich entfernt, um alles aufzuſetzen, wirft die C. ſich mir zu Füßen und erklärt weinend, ſie wäre verloren, wenn ich ſie verließe, entblößt von Geld und von Effecten, die ſie verpfänden könne.

Haben Sie denn nicht für viertauſend Thaler Stoffe? frage ich.

Die Stoffe ſind ſämmtlich wieder abgeholt worden. Wir glaubten, ſie mit den Wechſeln bezahlen zu können. Aber die Kaufleute lachten uns wegen des Gedankens aus und ließen ihre Waaren unverzüglich zurückholen. Wer hätte das vermuthen können? —

Nun merkte ich wohl, der Schelm hatte alles vorausgeſehen und deshalb gerade mich mitgenommen. Kein Wort ſagte ich, mich zu beklagen. Wenn ich eine Dummheit begangen hatte, wollte ich kein Bekenntniß derſelben ablegen.

Die Rechnung betrug vierzig Zechinen, für drei Tage eine ungeheure Ausgabe; aber es fan-

den ſich auch Vorſchüſſe angeſetzt. Ich merkte wohl, daß der Wirth alles von mir bezahlt verlangte. Sogleich erlegte ich den vollen Betrag und ließ mir eine Quittung, beſcheinigt durch zwei Zeugen, ertheilen. Dem Aufwärter gab ich zur Entſchädigung für die Mißhandlungen zwei Zechinen, und der C., welche mich durch die Wirthin um die nämliche Summe bitten ließ, ſchlug ich alles ab.

So endete die häßliche Geſchichte, die mir eine Warnung gab, deren ich nicht hätte bedürftig ſeyn ſollen. Einige Wochen ſpäter ſorgte Graf Trento für die Abreiſe jener Elenden, mit denen ich nichts weiter zu thun haben mochte. Nach einem Monat kehrte P. C. in ſein Gefängniß zurück, denn ſein Bürge hatte fallirt. Der Freche ſcheute ſich nicht, mich in einem langen Briefe um einen Beſuch zu bitten. Aber weder ihm antwortete ich, noch der C., die gleichfalls in den elendeſten Zuſtand verſetzt worden war.

In Padua nahm ich meinen Ring in Empfang und ſpeiſte bei Bragadin; dann machte ich mich nach Venedig auf den Weg.

Der Brief der C. C., welchen mir Laura

abermals regelmäßig überbrachte, enthielt nichts Neues. Ich erzählte in der Antwort den Streich, welchen ihr Bruder mir geſpielt, und gab ihr Nachricht, daß ſie den begehrten Ring erhalten würde, auch wie ſie ſolchen zu behandeln habe.

Der erhaltenen Anweiſung nach, erwartete ich eines Morgens die Mutter meiner Geliebten am Eingange der Kirche, und, ihr zur Seite knieend, bat ich ſie, mir wenige Worte zu vergönnen. Sie verfügte ſich darauf nach dem Kloſtergitter, und ich ſprach ihr Troſt ein, indem ich verſicherte, bis zum Tode würde ich der geliebten Tochter die Treue erhalten. Dann fragte ich, ob ſie meine Geliebte beſuche, und erfuhr, daß ſie nächſten Sonntag ihr einen Beſuch machen wolle. Sie bedauerte, mir das Kloſter nicht nennen zu dürfen. Ich erklärte, nicht neugierig zu ſeyn, bat, das Mädchen nur meiner Treue zu verſichern und ihr den Ring zu übergeben, den ich in der Hand hatte. Hier, ſagte ich, iſt das Bildniß ihrer Heiligen, ohne deren Schutz ich niemals in den Beſitz der Theuren gelangen werde. Sie ſoll dieſen Ring Tag und Nacht am Finger behalten und ihm täglich ein Paternoſter

und ein Ave beten. Ich würde dagegen dem heiligen Jacob täglich ein Credo weihen.

Erfreut, der Tochter ſo fromme Aeußerungen überbringen zu können, nahm die Mutter den Ring und verſprach, ihn abzugeben. Ich fügte zwei Zechinen hinzu für mögliche kleine Bedürfniſſe des Mädchens. Sie nahm das Geld, erklärte aber, daß ihrer Tochter nichts abgehe.

Der Brief, welchen ich am nächſten Mittwoch von meiner Theuren erhielt, theilte mir die ganze Blüthe ihrer Liebe mit. Sie war, wie ſie mir ſagte, keinen Augenblick allein, ohne ſogleich mit der Nadel mein Bild aus dem Ringe hervorzuzaubern und es in Küſſen zu verſchlingen. Sie fuhr mit dem holden Geſchäft auch dann noch fort, wenn jemand Fremdes dazu kam. Denn das Gemälde ließ ſich in der Schnelle unter dem der Heiligen verbergen. Die Nonnen bewunderten das Vertrauen der C. C. zu ihrer Patronin, deren Geſichtszüge zufällig den ihrigen gleichen ſollten. Deshalb, nicht aus Liebe zur Heiligen, denn deren Leben hatte die Schweſter geleſen, welche der C. C. Unterricht im Fran=

zöſiſchen gab, und hatte darüber geſpöttelt, bot jene ihr funfzig Zechinen für den Ring.

Die zwei Zechinen, welche ich geſchickt hatte, waren der C. C. höchſt willkommen geweſen, vorzüglich deshalb, weil ihre Mutter das Geld vor aller Augen übergeben hatte. Nun war es begreiflich, wie C. C. hin und wieder eine kleine Ausgabe beſtreiten konnte, ohne daß bedenkliche Deutungen erfolgten, und ſie machte gern ihren Mitſchweſtern kleine Geſchenke. Ihre Mutter hatte meine gottesfürchtigen Geſinnungen gelobt. Zum Schluß ward ich erſucht, des Bruders nicht ferner zu gedenken.

Drei bis vier Wochen hindurch las ich in allen Briefen die Angſt meiner Geliebten wegen der heiligen Catharina, wenn irgend eine Nonne den Ring in der Hand hielt und, kurzen Geſichts wegen, das Gemälde unzweckmäßig behandelte. Was ſoll ich anfangen, fragte ſie mich einſtmals, wenn das Gemälde in die Höhe ſpringt und ſich ein Bild zeigt, das wahrlich keinem Heiligen gleicht? Gieb mir einen Rath!

Einen Monat nach der Verhaftung von P. C. mußte ich den Schuldſchein über die zwei=

hundert Zechinen für den bewußten Ring bezahlen. Zwanzig Zechinen wurden mir erlaſſen, und ich ſchickte das Papier dem Elenden, der unaufhörlich Almoſen von mir verlangte.

Von Croce, der ſein Spiel in Venedig fortſetzte, fing ich an mich zurückzuziehen. Nachdem ſeine Frau entbunden worden, war ich zum letzten Mal als Taufzeuge in ſeinem Hauſe.

Gegen Ende des Julius ward ich bei Tagesanbruch von meinem Diener mit der Nachricht geweckt, daß Laura mich ſogleich ſprechen müſſe, und mit trauriger Miene gab ſie mir einen Brief von meiner Geliebten.

Dieſe meldete mir einen unſtillbaren Blutverluſt, bat mich, ſie mit ſehr vieler Leinwand zu verſehen, und ſchloß, wenn ſie ſterben ſollte, würde jedermann im Kloſter von der Urſache ihres Todes Kenntniß haben. Aber ſie gedenke meiner allein und zittre vor Sorgen. Was wirſt Du in Deinem Schmerz anfangen, mein Geliebter? ſagte ſie mir. Himmel, welch ein Unglück! —

Schnell kleide ich mich an und frage Laura näher über die Krankheit aus. Sie gibt mir zu

verſtehen, mit welchem Ereigniſſe der Zuſtand meiner Geliebten zuſammenhängen könne, und verlangt einzig und allein Tücher und Leinwand, indem die Ehre der Demoiſelle gerettet ſey. Gleich nehme ich einen fremden Rudrer auf meine Gondel und fahre mit Laura nach dem Ghetto. Hier kaufe ich von einem Juden wenigſtens zweihundert Servietten, packe ſie zuſammen und fahre mit Laura nach Muran. Unterwegs ſchreibe ich mit Bleifeder einige Worte an meine Geliebte und verſichre ſie, ich würde Muran nicht verlaſſen, bis ich ihrer Rettung gewiß wäre. Laura machte mir den Vorſchlag, in ihrer Wohnung zu bleiben. Sie führte mich in ein Zimmer des Erdgeſchoſſes, worin ich eine Menge von Schränken und zwei Betten ſah. Die gute Frau aber ging mit ſo viel Linnen, als ſie nur verbergen konnte, zur Kranken, die ſie ſeit dem Anbruche der vorigen Nacht nicht geſehen. Ich hoffte, ſie werde meine Geliebte außer Gefahr finden, und konnte nicht erwarten, Nachricht von ihr zu erhalten.

Nach einer Stunde kam Laura wieder. Kein Nachlaſſen des kranken Zuſtandes, vielmehr der

höchſte Grad der Schwäche ſey eingetreten, und man müſſe das Mädchen Gottes Fürſorge empfehlen. Wenn es noch vier und zwanzig Stunden ſo bleibe, dann ſey ſie verloren. Laura blieb dabei, das Geheimniß ſey geſichert, und beſchrieb mir, wie die Arme beim Leſen meines Briefes himmliſch gelächelt, das Blatt geküßt und ihr geſagt habe, nun, da ich ihr ſo nahe ſey, werde ſie nicht ſterben.

Sie wollte mit einem neuen Vorrath von Leinwand zur Kranken eilen, aber ſie mußte mir zuvor auf mehrere Fragen Antwort geben. Ich lief zu einem Arzt und ließ ein langes Recept ſchreiben; doch ich fand für gut, keinen Gebrauch davon zu machen. Nach einer halben Stunde erhielt ich folgende Worte von meiner Geliebten:

„Die Kraft, Dir zu ſchreiben, mein theurer Freund, ſchwindet mir. Es iſt beim Alten, und keine Hülfe. Nun, wie der Himmel es will! Meine Ehre iſt gerettet. Es tröſtet mich, zu wiſſen, daß Du mir nahe biſt."

Was ich von der Fortdauer der Krankheit hörte und ſah, raubte mir alle Hoffnung. Ich betrachtete mich als den Henker dieſer Unſchuld.

Völlig aufgelöſt, blieb ich ſechs Stunden lang, ohne ein Wort zu ſprechen, auf dem Bette ſitzen. Laura kehrte mit neuen, fürchterlichen Zeugniſſen der Krankheit zurück. Sie durfte, da die Nacht angebrochen war, vor dem nächſten Morgen ſich nicht zur Kranken wagen. Ohne zu ſchlafen und ohne etwas zu eſſen, verblieb ich regungslos. Die recht hübſchen Töchter der Laura, die mich auskleiden wollten, wies ich zurück. Ich betrachtete ſie als die Zeugniſſe meines frevelhaften Wankelmuths, der mich dieſen verkörperten Engel hatte hinopfern laſſen.

Die Sonne ſtand ſchon ziemlich hoch, als Laura, mit trauriger Miene eintretend, mir die Nachricht, meine C. C. blute nicht ferner, brachte, als wollte ſie mich auf die Nachricht ihres Todes vorbereiten. Sie iſt ſo ſchwach, fuhr die gute Frau fort, daß ſie ihre Augen nicht offen zu erhalten vermag. Bleich wie Wachs liegt ſie da, kein Puls läßt ſich fühlen.

Dies ſchien mir gut. Ich empfahl, für gelinde Nahrung zu ſorgen, und erfuhr, daß man einen Arzt berufen. Laura zweifelte, daß die Kranke

ſich ihm entdecken würde, und hatte ihr in das Ohr geflüſtert, ſie möchte nichts einnehmen.

Nun war ich, wenn ſie nicht bis morgen vor Schwäche ſtarb, ihrer Rettung gewiß; die Natur ward ihr beſter Arzt.

Auch meiner gedachte ich endlich wieder. Ich beſtellte mir zu eſſen und ſchrieb an C. C.

Die Momente der Reue ſind trübſelig. Kaum konnte ich Laura's Rückkehr erwarten, um den Ausſpruch des Arztes zu hören. Wie wenig ich ſonſt auf dergleichen Orakel gebe, ſo wollte ich heute doch hören, ob es günſtig ausfallen würde.

Den größten Theil meiner Mahlzeit verzehrten die Töchter der Laura, indem ſie mich durch ihren Wolfshunger beluſtigten. Die älteſte, ziemlich vierſchrötig, ſah mich kaum an; die jüngern ſchienen zwangloſer.

Endlich brachte mir Laura die Nachricht, daß die Erſchöpfung der Kranken fortdaure, und daß der hohe Grad ihrer Schwäche den Arzt in Staunen geſetzt, da er nicht wiſſe, worauf er ſie ſchieben ſolle. Er hatte leichte Brühen verordnet und, wenn ſich Schlaf einſtellte, Beſſerung verſprochen. Man ſollte bei ihr wachen,

und ſie hatte nach Laura verlangt. Auch ihre Mutter hatte ſie beſucht, und das freute mich. Wenn Schlaf kam, ſo hoffte ich ihre Wiederherſtellung. Lauren gab ich ſechs Zechinen und jeder ihrer Töchter eine Zechine. Darauf nahm ich ein Abendeſſen zu mir und legte mich, trotz der ſchlechten Betten, ausgekleidet ſchlafen.

Am andern Morgen meldete mir Laura mit heitrer Miene, daß C. C. gut geſchlafen habe, und ſie ihr ſogleich eine Suppe bereiten würde. Indeß blieb die Entſcheidung ſo lange noch ungewiß, als das arme Kind nicht ihre Kräfte wieder erhalten. Ich verweilte alſo noch acht Tage an meinem geheimen Aufenthaltsorte, bis C. C. in einem Briefe von vier Seiten mir beinahe befahl, ihn zu verlaſſen. Laura weinte vor Freuden, als ich ihr alle Servietten ließ.

In Venedig erneuerte ich die frühere Lebensweiſe. Aber ohne eine Liebe, die mein Herz erfüllte und mein Verlangen befriedigte, gab es einmal kein Leben für mich. Mittwochs ein Brief von meiner Geliebten, der, ſtatt mich zur Entführung aufzufordern, mich tröſten ſollte, das war alle meine Freude. Laura ſagte mir, C. C.

ſey viel ſchöner geworden. Ich brannte vor Verlangen, ſie zu ſehen.

Am Schluſſe des Auguſt endlich erzählte mir die Vertraute von einer Einkleidung, die das ganze Kloſter in Bewegung ſetze, und nun beſchloß ich die Gelegenheit wahrzunehmen, meinen holden Engel zu ſehen. Die Sprachgitter mußten überfüllt ſeyn, und wenn die Nonnen am Eingange des Kloſters Beſuch annahmen, ſo wurden doch hoffentlich die Koſtgängerinnen, und unter ihnen C. C., ſichtbar. Ich aber konnte an einem Tage, der ſo viele Fremde und Unbekannte verſammelte, doch nicht vor allen übrigen Perſonen erkannt werden. Ohne alſo Laura ein Wort zu ſagen oder C. C. in einem Briefe zu benachrichtigen, verfügte ich mich nach dem Kloſter.

Zu ſterben glaubte ich vor Freude, als ich die Holdſelige vier Schritte von mir über meinen Anblick erſchrecken ſah. Sie war größer, ausgewachſener und, was ich für unmöglich gehalten hätte, im Geſichte ſchöner geworden. Einzig und allein für ſie hatte ich Augen. Erſt das

Schließen der Thore jagte mich zurück nach Venedig.

Der Brief, den mir die Geliebte nach einigen Tagen ſchrieb, war ſo überfüllt mit Zeugniſſen des Glücks, welches ſie durch meinen Anblick genoſſen, daß ich ſinnen mußte, ihr dieſe Freude zu erneuern. Ich ſchrieb ihr, ſie würde mich alle Feſttage in der Meſſe ſehen, und ſogleich fing ich an dieſe Zuſage zu erfüllen. Zwar ſah ich ſelbſt ſie nicht, aber das Gefühl beglückte mich, daß ihre Augen auf mir ruhten. Zu fürchten ſchien nichts zu ſeyn. Wer wollte mich in einer Kirche erkennen, die faſt nur Bürger und Bürgerinnen von Muran beſuchten? — Ich hatte zwei Meſſen angehört, als ich in einer Gondel überſetzte, deren Steuermann mich ſchwerlich kennen konnte. Trotz dem war ich auf meiner Huth. Der Vater der C. C., wenn er einen geheimen Verkehr beſorgte, hätte ſeine Tochter in ein andres Kloſter geben können, wo alle Art von Verbindung abgeſchnitten war. So raiſonnirte ich, unbekannt mit der ganz eignen Art von Neugier der Kloſterſchweſtern. Auch brachte ich nicht in Anſchlag, daß, wenn ſie mich ihre

Kirche mit einer gewiſſen Beharrlichkeit beſuchen ſahen, ſie alles aufbieten würden, den Grund davon zu erforſchen.

Nach ſechs Feſttagen ſchrieb mir C. C., ich ſey das Räthſel aller Schweſtern und Koſtgängerinnen geworden. Das geſammte Chor wartete nur auf mein Eintreten. Man gab ſich einen Wink, wenn ich das Weihwaſſer nahm, und man hatte bemerkt, daß ich nie nach dem Gitter ſah, hinter welchem ſich die Nonnen befanden, noch nach den Frauen und Mädchen, welche die Kirche beſuchten und verließen. Die älteren Nonnen ſchrieben mir einen tiefen Kummer zu, den ihre Heilige mir nehmen ſollte. Die jüngeren Schweſtern hielten mich für einen Miſanthropen, der die Welt vermiede.

Meiner Geliebten, die mich durch die Mittheilung alles deſſen beluſtigte, ſchrieb ich: wenn ſie Gefahr beſorge, wolle ich meine Beſuche einſtellen. Aber ſie antwortete, das würde ſie ſehr unglücklich machen. Da ich von dieſer allgemeinen Neugier über mich in Kenntniß geſetzt war, durfte ich Laura nicht beſuchen. Ich wurde mager und elend. In dieſem Zuſtande konnte ich

nicht bleiben. Ich bedurfte einer Geliebten, mit der ich meine Stunden theilte. Gelangweilt, wie ich war, gewann ich faſt täglich; aber das heiterte mich nicht auf. Nach dem Gewinn der fünftauſend Zechinen in Padua hatte ich, Bragadins Rathe folgend, ein Caſino gemiethet, wo ich Bank auflegte, aber in Genoſſenſchaft mit einem Manne, vermittelſt deſſen ich gegen die Verfolgungen einer gewiſſen ariſtokratiſchen Tyrannei geſichert war, die in meinem Vaterlande zu Hauſe gehörte.

Viertes Capitel.

Bekanntſchaft mit der Nonne M. M. im Kloſter zu Muran.

Kaum hatte ich am Tage aller Heiligen die Meſſe gehört, als ich, im Begriff, eine Gondel zur Rückfahrt nach Venedig zu beſteigen, einer Frau begegnete, die, mich an Laura erinnernd, einen Brief dicht vor mir niederfallen ließ und dann weiter ging. Ich hob das Billet auf, die Frau aber, ſich umſehend, verrieth, daß ſie dies gewollt habe, und ſetzte ihren Weg fort. Der Brief, ohne Aufſchrift, aber verſiegelt, hatte folgenden Inhalt:

„Eine Nonne, die ſeit zwei und einem halben Monat Sie an allen Feiertagen in ihrer

Kirche ſieht, wünſcht Ihre Bekanntſchaft. Eine Schrift, die Sie verloren, und die in die Hände derer, die dies ſchreibt, gerathen iſt, bekundet, daß Sie der franzöſiſchen Sprache mächtig ſind. Aber auch in italieniſcher Sprache dürfen Sie antworten, denn der Wunſch iſt auf einen deutlichen und beſtimmten Ausdruck gerichtet. Sie werden nicht eingeladen, jene Nonne ſich an das Sprachgitter berufen zu laſſen; denn Sie ſollen, bevor Sie mit ihr ſprechen, ſie ſehen. Deshalb ſoll Ihnen ein Frauenzimmer angezeigt werden, welches Sie zum Sprachgitter führen wird, aber Sie nicht kennen ſoll, ſo daß Sie nicht nöthig haben, ſich zu nennen, wenn Sie unbekannt bleiben wollen.“

„Behagt Ihnen dies nicht, ſo kann die Nonne, welche dieſen Brief ſchreibt, Ihnen auch hier zu Muran ein Caſino anzeigen, wo Sie ſolche um die erſte Stunde der Nacht an dem von Ihnen zu beſtimmenden Tage antreffen werden. Sie haben die Wahl, mit ihr zu Abend zu ſpeiſen, oder, wenn Sie Geſchäfte haben ſollten, ſie nach einer Viertelſtunde zu verlaſſen.“

„Ziehen Sie aber vielleicht vor, der Schrei-

berin dieſer Zeilen ein Abendeſſen zu Venedig zu geben, ſo bezeichnen Sie den Tag, die Stunde der Nacht und den Ort, wo ſie ſich einfinden ſoll, und ſie wird maskirt aus einer Gondel ſteigen, wenn Sie ſich ihr am Ufer allein, ohne Dienerſchaft, mit einer Kerze in der Hand zeigen ſollten."

„Ihrer Antwort gewiß und ungeduldig darauf, erſucht man Sie, ſolche morgen derſelben Frau zu übergeben, durch welche Sie dies erhalten. Dieſe Frau wartet morgen eine Stunde vor Mittag in der bewußten Kirche am dritten Altare rechts."

„Erwägen Sie, daß, wenn man Ihnen nicht alles Gute zutraute, dieſer Schritt, der gewiß ein ungünſtiges Urtheil veranlaſſen könnte, nicht wäre unternommen worden."

Dieſer wörtlich abgeſchriebne Brief kam mir ſeltſamer vor, wie die Sache ſelbſt. Ich vergaß die Geſchäfte, welche mich abriefen, und eilte nach Hauſe, um auf der Stelle zu antworten. Es lag mehr denn Abenteuerlichkeit in dem Schritte der Dame, doch zeugte er von einer gewiſſen Würde. Anfangs rieth ich auf die

Nonne, welche der C. C. Unterricht im Franzöſiſchen gab; ſie war ſchön, reich und ſchien eben nicht ſpröde. Vielleicht hatte meine Geliebte ſich übereilt. Von dem Schritte der Unbekannten nicht unterrichtet, konnten Mittel und Wege gefehlt haben, mich gehörig in Kenntniß zu ſetzen. Aber je angenehmer mir dieſer Argwohn war, um ſo entſchiedner verwarf ich ihn. Hatte mir C. C. doch geſchrieben, daß, nächſt ihrer Freundin, auch noch andre Kloſterſchweſtern des Franzöſiſchen mächtig wären. Alles ſtritt gegen die Offenherzigkeit und Verſchwiegenheit meiner Geliebten. Die Nonne, welche den Brief geſchrieben, konnte ja Freundin der C. C. und doch eine andre Perſon ſeyn. Mich behutſam auf alles gefaßt machend, ſchrieb ich folgende Worte:

„Hoffentlich, Madame, nimmt dieſer Antwort die franzöſiſche Sprache keineswegs diejenige Klarheit und Beſtimmtheit, welche Sie verlangen und von der Sie ſelbſt mir ein ſchönes Vorbild gegeben haben, als Sie mir ſchrieben.“

„Die Angelegenheit iſt höchſt anziehend für mich, und die Umſtände, welche ſie begleiten, geben ihr ein gewiſſes Intereſſe. Ich

ſoll antworten, ohne zu wiſſen, wem ich antworte. Sie werden begreifen, daß ich, ſchon um mich gegen den Verdacht zu ſchützen, ich ſey ein Geck, keiner Verlachung entgegengehen darf. Diesmal verpflichtet mich die Ehre, behutſam zu verfahren."

„Hat mir eine Edeldenkende geſchrieben, die, mir gleich edle Geſinnung beimeſſend, mir nur Gerechtigkeit widerfahren ließ, ſo muß eben dieſe verlangen, daß ich nur dasjenige antworte, was die nachſtehenden Zeilen enthalten."

„Wenn Sie, dem äußern Scheine folgend, mich ſchon einer nähern Bekanntſchaft würdig achten, ſo muß ich Ihnen gehorſamen, geſchähe es auch nur, um Sie aus Ihrem Irrthume zu reißen, wenn ich Sie nämlich in Irrthum ſollte gelockt haben."

„Von den drei Möglichkeiten eines Zuſammentreffens, die Sie mir großmüthigſt vorgeſchlagen, wähle ich die erſtere, doch nur unter den Bedingungen, die Ihr eigner klarſehender Geiſt mir angedeutet hat. Ich werde diejenige Dame, deren nähere Bezeichnung ich erwarte, und die mich nicht kennen darf, zum Sprachzim=

mer begleiten. Von Vorſtellung wird alſo keine Rede ſeyn. Gönnen Sie den ganz beſondern Gründen Nachſicht, welche mich zur Verſchwiegenheit verpflichten. Ich gebe dafür mein Ehrenwort, daß, wenn ich Ihren Namen einſt in Erfahrung bringe, es nur geſchehen ſeyn ſoll, damit er meine Huldigungen empfange."

„Sollten Sie ſich veranlaßt ſehen, mir irgend ein Wort zu ſagen, ſo wird meine Antwort ſich auf die tiefſten Ehrfurchtsbezeugungen beſchränken."

„Noch gönnen Sie mir die Hoffnung, Sie am Sprachgitter allein zu finden, und erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß ich Venetianer und im vollſten Sinne des Worts frei bin. Die andern zwei Vorſchläge anzunehmen, durch welche Sie mich wahrhaft beehren, hat mich die Furcht vor einer unerwünſchten Ueberraſchung abgehalten. Aber ſobald Sie mich näher kennen, ſobald jeder Zweifel aus meiner Wahrheit liebenden Seele gewichen iſt, würde nichts unſre beglückenden Zuſammenkünfte hindern. In höchſter Ungeduld auch meiner Seits, werde ich morgen zur beſtimmten Stunde an dem bezeichneten Orte

ſeyn, um Ihre Antwort in Empfang zu nehmen.“

Der Frau, die ich an der angegebnen Stelle traf, gab ich meinen Brief; eine Zechine fügte ich hinzu. Am folgenden Tage fand ich mich abermals an dem Orte ein, woſelbſt ich geſtern gewartet. Bald zeigte ſich die Erwartete. Die Zechine ſtellte ſie mir zurück und überreichte einen Brief. Sie bat, abſeits gehend möchte ich ihn leſen und dann zurückkehren, ihr zu ſagen, ob ſie auf eine Antwort warten dürfe. Ich ging, las und gab die Antwort, daß ich nichts zu antworten habe. Folgendes war der Inhalt des Briefes meiner Nonne:

„Ich hoffe, mein Herr, in keiner Art mich geirrt zu haben. Gleich Ihnen bin ich Feindin jeder Lüge, ſobald Folgen daraus zu beſorgen ſind. Aber ich halte für Scherz eine Unwahrheit, die niemand Schaden bringt. Sie haben unter meinen drei Vorſchlägen denjenigen gewählt, der Ihrem Geiſte vor allen Ehre bringt. Die Gründe, Ihren Namen zu verſchweigen, achtend, bitte ich Sie, den Inhalt des inliegenden Schreibens an Gräfin S. zu leſen, dann dies Schrei-

ben zu beſiegeln und es der genannten Dame zukommen zu laſſen. Ein andrer Brief wird dieſe vorbereiten. Gehen Sie zu ihr, wenn es Ihnen bequem iſt. Sie wird Ihnen eine Stunde beſtimmen, und zu dieſer Stunde begleiten Sie meine Freundin in einer Gondel hieher. Keine Frage wird an Sie geſchehen. Auch Sie haben niemandem Auskunft zu geben. Einer Vorſtellung bedarf es nicht. Meinen Namen kennend, hindert Sie nichts, ganz nach Ihrem Belieben in Auftrag der bewüßten Gräfin mich an das Sprachgitter fordern zu laſſen. Auf dieſem Wege kömmt unſre Bekanntſchaft zu Stande, ohne daß Ihnen die Stunden der Nacht gekürzt werden, die Sie vielleicht ungern verſchwenden. Auch wird meine Freundin, die Gräfin, Ihre Antwort abwarten, weil Sie vielleicht, von ihr gekannt, die Vermittlung dieſer Dame abwenden möchten. Dagegen werden Sie, wenn die Wahl Ihnen behagt, der Dienerin ſagen, es bedürfe keiner Antwort. Dann bringt dieſe der Gräfin meinen Brief, und Sie geben ihr nach Bequemlichkeit den Ihrigen."

Kaum hatte ich mich überzeugt, daß ich den

Namen der in die Intrigue hineingezognen Gräfin niemals gehört, als ich der Dienerin ſagte, ich habe nichts zu antworten. Der Brief aber, den ich weiter zu befördern hatte, enthielt folgendes:

„Ich bitte Dich, meine theure Freundin, beſuche mich, ſobald Du Zeit haſt. Dem Ueberbringer beſtimme die Stunde, wo er Dich begleiten darf. Er wird pünctlich ſeyn; und Du verpflichteſt Deine liebe Freundin."

Die Adreſſe war an Gräfin S. auf dem Quai Roſamaria. Ich fand das Billet entzückend. Es verrieth einen ungemeinen Geiſt für die Intrigue, und es lag in der ganzen Verfahrungsart etwas Ungewöhnliches. Ich ſollte eine Perſon vorſtellen, der eine Gnade zugedacht war. Alles das durchſchaute ich.

Die Nonne hatte, unbekümmert um meinen Namen, in ihrem letzten Briefe meine Wahl gebilligt und wollte das Anſehen behaupten, als ſey ihr die nächtliche Zuſammenkunft gleichgültig. Aber ſie rechnete darauf, ja ſie hielt ſich verſichert, daß ich nach dem erſten Sehen ſie zur Unterredung einladen würde. Dieſe Gewißheit

reizte meine Neugier noch mehr. Die Unbekannte hatte Recht, wenn ſie jung und hübſch war.

Nichts hinderte mich, die Zuſammenkunft drei bis vier Tage zu verſchieben, um durch die C. C. zu erfahren, wer die Schweſter wohl ſeyn mochte. Aber eine Falſchheit, wie dieſe, lag mir fern, auch wollte ich das Abenteuer nicht verderben und mir ſelber Anlaß zur Reue ſchaffen. Die Gräfin ſollte ich nach meiner Bequemlichkeit beſuchen. Natürlich durfte ſie nicht dringend ſcheinen; aber ſie wußte, daß ich nicht zögern würde. Alles dies verrieth eine ſo ungemeine Geſchicklichkeit in galanten Intriguen, daß ich die fromme Schweſter unmöglich für einen unerfahrnen Neuling halten durfte. Ich fürchtete daher in einzelnen Momenten, meine Zeit zu verſchwenden. So bereitete ich mich ſchon auf das Lachen vor, wenn ich vielleicht von einer abgelebten Schönheit überraſcht werden ſollte. In der That hätte ich auch meinen Gang ſchwerlich angetreten; aber ich wollte die Erfahrung machen, wie ſich ein Frauenzimmer dieſes Standes, die mich zu einem Abendeſſen in Venedig bat, mir gegenüber benehmen würde. Auch ſetzte

mich die Freiheit in Erſtaunen, mit welcher die heiligen Schweſtern ſich dem klöſterlichen Verſchluß entziehen durften.

Nachmittags drei Uhr überbrachte ich der Gräfin S. mein Billet. Nach einer Minute verließ ſie ihr Zimmer und die dort verſammelte Geſellſchaft, um mir zu ſagen, es würde ſie freuen, mich morgen um dieſe Zeit zu ſehen. Dann, nach einer verbindlichen Verbeugung, entfernte ſie ſich. Sie war hübſch, jedoch ſchon ein wenig im Abnehmen.

Am folgenden Morgen ging ich, ſorgfältig angekleidet, zur Meſſe. Schon verſchuldete meine Phantaſie gegen die geliebte C. C. eine Untreue. Denn es war mir darum zu thun, daß die unbekannte Nonne mich ſah, ſie mochte nun jung oder alt ſeyn.

Nachmittags bin ich in der Maske zur beſtimmten Stunde bei der Gräfin. Wir machen uns auf den Weg, beſteigen eine große, zweirudrige Gondel und treten, nachdem wir von nichts denn von dem ſchönen Herbſt geſprochen, bei dem * * * Kloſter an das Land. Meine Begleiterin läßt M. M. rufen, und ich verwundre

mich. Jenes war der Name einer berühmten Schönheit. Ein kleines Sprachzimmer öffnet ſich, und nach fünf Minuten erſcheint M. M. am Gitter. Durch ein Reſſort, worauf gedrückt wird, öffnet ſie eine Art von Fenſterchen und umarmt ihre Freundin. Die Oeffnung, welche durch jenen Kunſtgriff entſtand, mochte achtzehn Zoll haben, und ein Mann von meiner Statur konnte ſich hindurchzwängen. Meine Gräfin und die Nonne ſetzten ſich gegenüber, ich nahm den dritten Platz ein, die ungemeine Schönheit des drei und zwanzigjährigen Mädchens genau zu betrachten. Mir blieb kein Zweifel, es war jene Freundin meiner C. C., von welcher dieſe letztere franzöſiſch lernte, und deren Lob ich ſchon ſonſt gehört hatte.

Bewunderung bemächtigte ſich dergeſtalt meiner, daß ich auch nicht ein Wort des Geſprächs vernahm. Die Nonne aber richtete weder eine Sylbe noch einen Blick an mich. Sie war eine vollendete Schönheit zu nennen: der Wuchs prächtig, das glänzende Weiß ein wenig blaß, der Ausdruck edel und entſchloſſen, aber nicht frei von ſchüchternem Zurückhalten, und eine Fülle

der herrlichſten Bläue quoll in den großen Augen. Der Ausdruck von Sanftheit im Geſichte ward zum holden Lächeln, und die Lippen, mit dem Thau der Roſe angefeuchtet, verhüllten und enthüllten abwechſelnd zwei glänzende Perlenreihen. Der Nonnenanzug verbarg ihre Haare, aber ſie mußten, wenn ſie ihr noch nicht genommen waren, vom hellſten Caſtanienbraun ſeyn; das ſagten die Wimpern. Ueber alles hatte ich die Hand und den bis zum Ellbogen ſichtbaren Arm zu bewundern. Es ließ ſich nichts Vollkommneres denken. Keine Spur von Adern, und ſtatt der Muskeln ſah man ſanfte Wellchen. Trotz dem war ich zufrieden, die beiden Zuſammenkünfte ausgeſchlagen zu haben, welche ein Abendeſſen krönen ſollte. Die Holdſelige ward in wenigen Tagen ja doch mein. Nun wollte ich ihr den Genuß gewähren, mich in Beſitz zu nehmen, wenn mein Verlangen ſeinen Gipfel erreicht hatte. Sie am Gitter allein zu ſehen, konnte ich kaum erwarten. Es ſchien mir ein Verbrechen, bis morgen zu zaudern, bis ich ihr Gerechtigkeit widerfahren ließ. Sie ſetzte ihren Vorſatz durch,

keinen Blick auf mich zu werfen; und auch das gefiel mir zuletzt.

Mit einem Male gab eine Bewegung der Damen, deren Köpfe ſich näherten, mir zu verſtehen, daß ich überflüßig ſey. Ich verließ alſo das Sprachgitter und betrachtete ein Gemälde. Nach einer Viertelſtunde umarmten ſich die beiden Freundinnen durch das bewegliche Fenſter und ſagten ſich Lebewohl. Die Nonne wendete mir den Rücken zu, ſo daß ich nicht einmal mich ihr verbeugen konnte. Die Gräfin aber ſagte während der Rückfahrt zu mir: M. M. iſt ſchön, ihr Geiſt aber noch ſeltner. —

Das Eine ſah ich, das Andre will ich glauben, gab ich zur Antwort. —

Sie ſprach kein Wort zu Ihnen. —

Da ich nicht vorgeſtellt ſeyn wollte, mußte ſie meine Anweſenheit überſehen. Sie hat mich dadurch geſtraft.

Die Gräfin antwortete nichts, und ſtumm erreichten wir ihre Wohnung. Ich verließ ſie an der Thür, denn dort empfing ich das verbindliche Zeichen, welches mir meine Entlaſſung ankündigte. Träumend von dem köſtlichen Aben=

teuer, auf deſſen Folgen ich neugierig war, ſtrich ich umher.

Daß M. M. kein Wort zu mir geſprochen, war mir ganz recht. Ich war zu ſehr hingeriſſen, um antworten zu können, wie ſie es verdiente. Ich wußte nun, daß ich kein beleidigendes Weigern zu fürchten hatte. Aber doch gehörte Muth dazu, daß eine Frau in ihrer Lage dergleichen wagte. Dieſe Kühnheit in ihrem Alter ſetzte mich in Erſtaunen, und die Freiheit, welche ſie genoß, war mir unbegreiflich. Ein Caſino zu Muran! die Möglichkeit, nach Venedig zu gehen! Es mußte, ſo ſagte ich mir, irgend ein Angeſehener Gründe haben, ihr dies Glück zu verſchaffen. Dieſer Gedanke zügelte meinen triumphirenden Stolz. Der C. C. untreu zu werden, hatte ich den erſten Schritt gethan; doch kein Bedenken hemmte mich. Ich bildete mir ein, Untreue dieſer Art könne, wenn ſie auch meiner Geliebten kund würde, dieſer nicht mißfallen. Ich blieb ja dadurch in Athem, und gerade das erhielt mich ihr.

Am folgenden Morgen machte ich der Gräfin Coroſini, die ſich zu ihrem Vergnügen im

Juſtinenkloſter aufhielt, einen Beſuch. Dieſe betagte Dame war ziemlich in alle bedeutende Liebeshändel von Europa verwickelt geweſen. Nun hatte ſie ſich aus Ueberdruß zurückgezogen. Durch eine Nonne, eine Verwandte Dandolo's, war ich ihr vorgeſtellt worden. Einſt ſchön und geiſtvoll, hatte dieſe Frau ihren Talenten, nachdem ſie Prinzen nicht mehr beſchäftigten, durch die frivolen Tagsneuigkeiten ein Feld geöffnet. Sie wußte, was ohngefähr ſich zutrug, und wollte, ſehr begreiflich, gerade deshalb noch mehr wiſſen. Alle Geſandten beſuchten ihr Sprachgitter. Folglich wurden ihr ſämmtliche Fremden vorgeſtellt; ehrwürdige Patrizier ſtatteten ihr lange Beſuche ab. Gewöhnlich war Neugier von beiden Seiten im Spiel, und ich hoffte von dieſer wohlunterrichteten Dame einiges über meine Nonne zu hören.

Von den Klöſtern im Allgemeinen anfangend, kamen wir auf eine Nonne, Namens Celſi, die, obwohl häßlich, doch Ruf und Einfluß erworben hatte, zu ſprechen. Dann gedachten wir einer gewiſſen Micheli, und mehrere galante Schönen nennend, erwähne ich auch der M. M.,

aber mit dem Zuſatz, es ſey bei ihr doch noch einiges Räthſel im Spiel.

Nicht für jedermann, ſagte die Coroſini lächelnd; doch ſollte es eigentlich ſo ſeyn. Das größte Räthſel bleibt immer, wie die M. M., ſchön, reich, gebildet, ſogar ein wenig Freigeiſt, eigenſinnig genug ſeyn konnte, den Schleier zu wählen. Weder ein körperlicher noch ein geiſtiger Anlaß zu dieſem Schritte iſt denkbar. Eigenſinn, nichts anders, muß jenen Entſchluß hervorgebracht haben. —

Ob die M. M. ſich wohl glücklich fühlt? —

Warum nicht? Hoffentlich hat ſie ihren Schritt noch nicht bereut und wird ihn auch nicht bereuen. —

Dieſe geheimnißvollen Worte belehrten mich, meine Unbekannte müſſe einen Geliebten haben. Den Sorgen darüber ein Ende zu machen, gehe ich nach dem Eſſen in der Maske nach Muran, ziehe die Glocke am Kloſterthor und erbitte im Namen der Gräfin S. mir den Beſuch der M. M. mit klopfendem Herzen. Das kleinere Sprachzimmer war verſchloſſen; man weiſet mich in ein andres. Die abgenommene Maske an den Hut

heftend, ſetze ich mich und warte auf meine Göttin. Schon gerieth mein Blut in Unruhe; ſie kam noch immer nicht. Dieſes Säumen, ſtatt mich zu verdrießen, gefiel mir. Ich bangte vor dem Augenblicke der Zuſammenkunft, ja vor ihren Folgen. So verfließt eine Stunde. Ich finde das Zögern noch immer nicht ungewöhnlich. Man hatte ſie vielleicht nicht gleich benachrichtigt. Ich nehme alſo meine Maske abermals vor, gehe nach dem Kloſterthor und frage, ob der Schweſter M. M. meine Beſtellung ausgerichtet worden. Eine Stimme bejahet meine Frage und ermahnt mich, zu warten. Ein wenig nachdenkend, verfüge ich mich zurück in mein Sprachzimmer. Nach einigen Minuten tritt eine widerwärtige Alte ein. „Die Schweſter M. M. iſt für den ganzen Tag beſchäftigt." Dieſe wenigen Worte ſind kaum ausgeſprochen, ſo geht ſie.

Auf ſo grauſame Momente muß der Menſch ſich gefaßt machen, wenn er Abenteuer der Liebe beſtehen will. Nichts gleicht ihren Qualen. Sie demüthigen, zerreißen, tödten uns. Empört und herabgewürdigt zugleich, ward Selbſtverachtung mein erſtes Gefühl; ich ſchien mir entehrt. Der

zweite Hohn, bitter und entehrend, mit einem Urtheil, wie ſie ſolches zu verdienen ſchien, begleitet, fiel auf die Nonne. Wahnſinnig, elend, ſchamlos mußte ich ſie nennen, um nur mich ſelbſt zu tröſten. So konnte ſie nur gehandelt haben als das ehrloſeſte aller Weiber, ſo nur gehandelt haben, wenn keine Ader von Vernunft in ihr ſchlug. Ich beſaß zwei Briefe, mittelſt deren ich ihren Ruf an den Pranger ſtellen konnte, ſofern ich mich rächen wollte. Und was ſie gethan, das forderte Rache. Aber dieſe Rache, wie konnte ſie mich dazu herausfordern, wenn ſie nicht mehr denn unbeſonnen, wenn ſie nicht raſend war? Man mußte die Unterredung mit der Gräfin S. angehört haben, um die Unbekannte nicht für wahnwitzig zu halten.

Aber ich erhob mich aus dem Tumult von Scham und Zorn, der meine Seele niederbeugte, während einzelner heller Momente, die mir anbrachen. Deutlich begann ich zu durchſchauen. Was war denn eben geſchehen, wenn ich die Fähigkeit behielt, darüber zu ſpotten, daß die Reize und Künſte der Nonne mich verblendet, ſogar entzündet hatten? Selbſt das Vorurtheil

durfte ſich in das Spiel miſchen; immer war wenig geſchehen. Ich konnte mir das Anſehen geben, darüber zu lachen, und kein Menſch errieth, daß die Rolle, welche ich ſpielte, falſch war.

Aber beleidigt fühlte ich mich denn doch einmal; Rache blieb unerläßlich. Dennoch ſollte der Uebermüthigen, die Spott mit mir zu treiben gedacht hatte, nicht der mindeſte Triumph bleiben; nicht den leiſeſten Verdruß durfte ich ihr verrathen. Sie ſey beſchäftigt, hatte ſie mir ſagen laſſen. Das war ſehr einfach. Nun blieb meine Sache, den Gleichgültigen zu ſpielen. Sie war dann bei der nächſten Veranlaſſung gewiß nicht gleichgültig; ich aber fiel zum zweiten Male nicht in die Schlinge. Sie mußte überführt werden, daß die ganze Kette ihrer künſtlichen Veranſtaltungen mir nur ein Lachen erregt. Zuerſt alſo war nöthig, daß ſie die Urſchrift ihres Briefes zurückerhielt, und ein Schreiben von mir, kurz und zweckmäßig, mußte der Ueberbringer werden. Am unangenehmſten ward mir der Umſtand, daß ich die Meſſe in ihrer Kirche nicht ferner beſuchen durfte. Sie wußte ja nicht, daß ich um der C. C. willen mich einfand; ſie konnte

glauben, ich ſetze meine Beſuche fort, in Hoffnung, ihre Entſchuldigungen und Aufforderungen zu einem neuen Beſuche zu empfangen. Aber ihr ſollte einmal kein Zweifel über meine Verachtung bleiben.

Ueber dieſen Gedanken brütend, ſchlief ich um Mitternacht ein; früh Morgens beim Erwachen war mein Plan gereift. Ich ſchrieb einen Brief, und vier und zwanzig Stunden mußten ablaufen, ehe ich ihn wieder las. Jede Spur von Unmuth gekränkter Liebe ſollte daraus vertilgt ſeyn.

Dieſe Vorſicht war zweckmäßig geweſen. Am nächſten Morgen beim Wiederleſen fand ich den Brief meiner unwürdig. Schnell zerriß ich ihn. Einzelne Wendungen ſtellten mich ſchwach, feige, verliebt dar; ſie konnten Lachen erregen. In andern Stellen glühte Zorn; noch andre verriethen Aergerniß über die Nothwendigkeit, mich der Hoffnung des Beſitzes zu berauben.

Ich ſchrieb alſo einen zweiten Brief, nachdem ich C. C. benachrichtigt, daß wichtige Gründe mir den Beſuch der Meſſe in ihrer Kirche unterſagten. Aber auch dieſen Brief fand ich nach

abermaligen vier und zwanzig Stunden albern; er ward zerriſſen. Nun bemerkte ich, daß es noch überhaupt nicht Zeit zum Schreiben war, und ſo ließ ich zehn Tage verfließen. Auch hierin that ich recht. Der Eindruck, den M. M. auf mich gemacht, war von der Art, daß nur das abſtracteſte aller Weſen, die Zeit, ihn auslöſchen konnte.

Wohl zehnmal wollte ich, immer noch in Thorheit verſunken, zur Gräſin S. gehen und mich beklagen. Aber ich kam, dem Himmel ſey Dank! nie weiter denn bis zu ihrer Thür.

Endlich überlegte ich, wie das thörichte Geſchöpf vielleicht in Sorgen wegen ihrer Briefe lebte, mit denen ich ihren Ruf vernichten, dem Kloſter aber einen großen Schimpf anhängen konnte, und ich beſchloß, ihr ſolche zu überſenden, von einem Briefe begleitet, der folgende Worte enthielt:

„Setzen Sie, Madame, es auf Rechnung meiner Unachtſamkeit, daß ich Ihnen die einliegenden Briefe nicht zur Stelle zurückgeſchickt habe. Nie war es mein Gedanke, durch feige Rache mir ſelbſt untreu zu werden. Es verſteht

ſich, daß ich Ihnen die beiden Uebereilungen verzeihe, die Sie begangen haben, entweder aus Mangel an Ueberlegung, oder weil Sie meiner ſpotten wollten. Aber ich möchte wohl rathen, den Verſuch nicht gegen Andre zu erneuern, denn nicht alle Männer ſind mir gleich. Ich weiß Ihren Namen; aber ſeyn Sie verſichert, das iſt eben ſo gut, als ob ich ihn nicht wüßte. Ich ſage Ihnen dieſes auf den Fall ſogar, daß meine Verſchwiegenheit Ihnen gleichgültig wäre. Beklagen indeſſen müßte ich Sie in dem letztern Falle."

„In Ihrer Kirche ſehen Sie mich nicht ferner, und das iſt kein Opfer für mich. Ich beſuche jetzt eine andre und glaube Ihnen den Grund davon ſagen zu müſſen. Sie haben vielleicht auch noch die dritte Uebereilung begangen: Sie haben vielleicht gegen Ihre Kloſtergenoſſinnen mit Ihrem kleinen Feldzug auf mich geprahlt. Aus dieſem Grunde zeige ich mich nicht."

„Endlich erlauben Sie mir das Bekenntniß, daß ich, obwohl fünf oder ſechs Jahr älter, wie Sie, keineswegs alle und jede Vorurtheile mit Füßen getreten. Es gibt Vorurtheile, die der

Menſch nicht erſchüttern ſoll. Verachten Sie mich nicht wegen dieſer kleinen Belehrung, nachdem Sie mir eine ſo bedeutende gegeben haben, blos damit ich lachen ſollte. Seyn Sie überzeugt, daß ich Zeitlebens Nutzen davon ziehen werde."

Durch dieſen Brief glaubte ich die Thörin mit der allergrößten Milde behandelt zu haben. Nun ging ich in der Maske aus, und einem Manne aus Forli, der mich verlarvt, wie ich war, ſchwerlich erkennen konnte, gab ich mein Schreiben, in welchem ſich die zwei Briefe der M. M. befanden. Ich zahlte ihm ſogleich vierzig Sous unter der Bedingung, daß er den Brief unverzüglich an die Thürſteherin des bewußten Kloſters zu Muran zur Abgabe nach der Adreſſe überbringen und ſich zur Stelle entfernen müſſe. Noch vierzig Sous ſollte er empfangen, wenn er zurückkäme, mir Nachricht zu geben, daß er ſeinen Auftrag gehörig ausgerichtet. Aber ich hätte einen Fehler begangen, wenn ich dieſe Rückkehr abwarten wollte. Die Menſchen aus Forli ſind in Venedig ſo zuverläſſig, wie vor zehn Jahren die Savoyarden in Paris waren.

Etwa ſechs Tage verfloſſen, als ich, die Oper verlaſſend, meinen Briefträger aus Forli, die Laterne in der Hand, wieder ſehe. Ich rufe ihn und frage, ohne daß ich die Maske abnehme, ob er mich noch kenne. Nach langer Betrachtung meiner Perſon erfolgt ein Nein. Nun frage ich weiter, ob er meinen neulichen Auftrag in Muran gehörig ausgerichtet. Da heißt es: dem Himmel ſey Dank, daß ich Sie wieder ſehe, mein Herr! Wichtiges muß ich Ihnen ſagen. Ihren Brief habe ich abgegeben und ich ging, obwohl die Pförtnerin verlangte, daß ich warten möchte. Sie traf ich nicht wieder, doch das kümmerte mich nicht. Am andern Morgen in der Frühe kommt mein Camerad, der zufällig an der Pforte des Kloſters ſtand, als ich den Brief abgegeben, und weckt mich, weil die Pförtnerin durchaus mit mir ſprechen müſſe. Ich gehe ſogleich, und nachdem ich ein Weilchen gewartet, führt ſie mich zum Sprachzimmer, weil eine Nonne dort mit mir ſprechen wolle. Dieſe, ſchön wie der Morgenſtern, hielt mich wenigſtens eine Stunde lang auf, um mich auszufragen, wer Sie wären, und falls ich das nicht wiſſe, ob kein Mittel ſey, Sie auszu-

forſchen. Aber alles umſonſt, denn ich wußte nichts.

Die Nonne ging, befahl mir, zu warten, und kam nach zwei Stunden mit einem Briefe zurück. Dieſen mir übergebend, verſprach ſie, falls ich ihn richtig überbrächte und mit der Antwort zurückkäme, mir zwei Zechinen. Fände ich Sie nicht, ſo ſollte ich täglich nach Muran kommen und der Nonne ihren Brief vorzeigen. Für jede ſolche Reiſe verſprach ſie mir vierzig Sous. Bis jetzt habe ich zwanzig Livres auf dieſe Weiſe eingenommen. Aber ich fürchte, das läßt nach. Sie können bewirken, daß ich die zwei Zechinen verdiene, wenn Sie mir eine Antwort auf den Brief geben. —

Wo iſt dieſer Brief? —

Den Brief habe ich verſchloſſen, denn ich fürchtete, ihn zu verlieren. —

Wie ſoll ich dann eine Antwort darauf geben? —

Erwarten Sie mich nur eine Viertelſtunde hier, und ich bin da mit dem Briefe. —

Das werde ich nicht, denn Deine Antwort kümmert mich wenig. Aber wie konnteſt Du der

Nonne ſagen, daß Du mich auffinden würdeſt? Du biſt ein Schelm. Sie hätte Dir den Brief nicht anvertraut, wenn Du ihr nicht Hoffnung gabſt, mich zu finden. —

Es iſt wahr, ich beſchrieb der Nonne Ihren Anzug, Ihre Schnallen, Ihre Geſtalt. Und ſeit jenem Tage machte ich mich an alle Masken von Ihrer Größe, aber umſonſt. Jetzt erkenne ich auch Ihre Schnallen wieder. Das Kleid hätte ich nicht erkannt. Ach mein Herr, antworten Sie doch nur eine Zeile und erwarten Sie mich im Caffeehauſe! —

Länger ließ meine Neugier ſich nicht zügeln. Ich beſchloß, den Freund aus Forli zwar nicht zu erwarten, aber in ſeine Wohnung zu begleiten. Ich hatte ja nicht mehr zu ſchreiben, denn die wenigen Worte: „Ihren Brief habe ich empfangen; leben Sie wohl!“ Am folgenden Morgen wollte ich die Schnallen wechſeln und mein Kleid verkaufen. So gehen wir. Ich warte vor der Hausthür meines Begleiters, er holt den Brief, und wir verfügen uns nach einem Caffeehauſe. Hier fordre ich, um das Schreiben gemächlich leſen zu können, mir ein

Zimmer und Licht; der Mann aus Forli muß draußen warten.

Kaum habe ich das Paket entſiegelt, ſo fallen mir die beiden frühern Briefe der M. M., zu deren Rückſendung ich mich verpflichtet gehalten, in die Augen. Das Herz klopft mir; ich fürchte, mich beſiegt zu ſehen. Da zeigt ſich ein drittes kleines Briefchen, unterzeichnet mit S. Es war an M. M. adreſſirt, und dies der Inhalt:

„Die Maske, die mich zu Dir und von Dir begleitet, würde mir auch nicht ein Wort geſagt haben, wenn ich nicht ihr geäußert hätte, daß Dein Geiſt noch verführeriſcher ſey, wie Deine Schönheit. Nun gab mein Begleiter mir die Antwort: jenen wünſche er kennen zu lernen, dieſe habe ſich ihm bewährt. Ich fuhr fort, mir ſey unbegreiflich, weshalb Du kein Wort zu ihm geſprochen. Lächelnd ſagte er: ihn zu beſtrafen, ſey das geſchehen. Du habeſt ihm vergelten wollen, daß er die Vorſtellung abgelehnt. Dies war unſer ganzes Geſpräch. Ein Zufall hat es verhindert, Dir dieſe Zeilen nach meinem Willen heute früh zu ſenden. Lebe wohl! Deine S."

Dies Billet berichtete die Wahrheit pünctlich. Keine Sylbe fand ich zugeſetzt, nichts ausgelaſſen. Es war ein Beweisſtück, deſſen Anblick die Bewegung meines Herzens dämpfte. Mir wuchs der Muth, als ich mich dem Moment nahe ſah, von meinem Unrecht überführt zu werden. Der Brief der M. M. enthielt dieſe Worte:

„Aus verzeihlicher Schwäche wünſchte ich zu wiſſen, wie Sie ſich gegen die Gräfin geäußert hatten, bevor ich Sie wieder ſah. Meine Freundin hatte ich, mir ungeſäumt Nachricht zu geben, in dem Augenblick erſucht, wo Sie mich am Sprachgitter verließen, und ich hatte dieſe Freundin verpflichtet, mir am nächſten Morgen die gewünſchte Auskunft zukommen zu laſſen. Denn ich ſah voraus, daß Sie mir Nachmittags wenigſtens einen Höflichkeitsbeſuch abſtatten würden. Aber der Brief der Freundin, den ich beifüge, damit Sie ſeinen Inhalt leſen, kam eine halbe Stunde darauf, nachdem ich Sie weggeſchickt hatte. Dies war der erſte ungünſtige Zufall. Mir fehlte der Muth, Sie anzunehmen, ſo lange ich den bewußten Brief nicht erhalten hatte. Dies war der zweite ungünſtige Zufall,

der wohl Verzeihung verdient. Nun ließ ich Ihnen ſagen: ich ſey krank für den ganzen Tag. Dieſe Entſchuldigung, falſch oder wahr, iſt eine erlaubte Ausflucht, denn die Worte: für den ganzen Tag, enthalten alles, was zur Deutung nöthig iſt. Als die einfältige Alte mit der Nachricht zurückkam, ſie habe Ihnen geſagt, ich ſey beſchäftigt für den ganzen Tag, hatten Sie ſich ſchon entfernt. Sie glauben nicht, was ich in meinem gerechten Zorne der dummen Perſon Strafendes ſagen und zufügen wollte. Aber beides war mir verboten. Ich mußte Geduld haben, mußte mich verſtellen und gar noch Gott danken, daß der Fehler aus Dummheit und nicht aus böſem Willen begangen worden. Zum Theil ſah ich voraus, was ſich zutragen würde; ganz es zu überſchauen, war menſchlicher Vernunft nicht vergönnt. Wohl konnte ich errathen, daß Sie, glaubend, ich habe mit Ihnen mein Spiel treiben wollen, in Zorn gerathen würden. Das war mir ſchrecklich, denn jedes Mittel fehlte mir, Ihnen vor den nächſten Feſttagen den Zuſammenhang aufzuklären. Um jene Zeit hoffte ich Sie in der Kirche zu ſehen. Denn war es

zu glauben, daß Sie die Sache mit der unerhörten Grauſamkeit behandeln würden, von der Ihr Schreiben mir die Proben vor Augen legte? Sobald ich Sie in der Kirche vermißte, ſtieg mein Schmerz bis zum Unerträglichen. Ja, es war ein Schmerz, der zu tödten vermochte. Und er hat mich zur Verzweiflung gebracht, hat mir das Herz durchbohrt, als ich nach elf Tagen Ihren grauſamen, barbariſchen und ungerechten Brief leſen mußte. Dieſer Brief hat mich elend gemacht. Ich ſterbe, wenn Sie nicht eilen, ſich zu rechtfertigen. Daß ich ein Spiel mit Ihnen getrieben, hätten Sie geglaubt! Mehr können Sie nicht für ſich anführen, und jetzt ſind Sie überzeugt worden, daß Sie ſich irrten. Aber geſetzt, Ihre Vorausſetzung war richtig, mußten Sie nicht, um einen Brief zu ſchreiben, wie den, welchen ich in Händen habe, mich für ein Ungeheuer halten, wie es unter Frauen von Erziehung nicht geſucht werden darf? Die beiden Briefe von meiner Hand, die Sie mir überſendet, um mich zu beruhigen, ſchicke ich Ihnen zurück. Wiſſen Sie, ich verſtehe mich beſſer, wie Sie, auf Phyſiognomien. Mein Schritt war

keine Uebereilung. Einer Bosheit habe ich Sie niemals fähig gehalten, ja ſelbſt wenn ich mein Spiel mit Ihnen trieb, hätte ich Ihnen ſolche nicht zugetraut. Doch Sie haben leider auf meinem Geſichte nichts geleſen, wie die Seele einer Unbeſonnenen. Sie werden vielleicht die Urſache meines Todes oder Sie ſtürzen mich auf Lebenszeit in das Unglück, ſofern Sie nicht auf Ihre Rechtfertigung Bedacht nehmen. Denn mir fehlt, wie ich glaube, nichts weiter, um Ihnen ſchuldlos zu erſcheinen. Erwägen Sie daher, daß ſelbſt, wenn mein Leben Sie nicht rufen ſollte, Ihre eigne Ehre Sie zu mir fordert. In Perſon müſſen Sie kommen, alles, was Sie geſchrieben haben, zu widerrufen. Sollten Sie nicht fühlen, welchen trübſeligen Eindruck Ihr hölliſches Schreiben dem Herzen einer unſchuldigen und keinesweges wahnwitzigen Frau erregen mußte, ſo gönnen Sie mir, daß ich Sie beklage. Sie kennen, wenn das der Fall iſt, ungemein wenig vom menſchlichen Herzen. Aber ich weiß ja, daß Sie kommen, ſofern der Bote Sie nur auffindet, dem ich dies Schreiben anvertraue.

M. M."

Einmaliges Leſen dieſes Briefes genügte, mich zur Verzweiflung zu bringen. M. M. hatte Recht. Augenblicklich nahm ich meine Maske vor, verließ das Zimmer und knüpfte ein Geſpräch mit dem von Forli an. Ich fragte, ob er die Nonne heute früh geſehen und ob er ſie blaß gefunden habe. „Mit jedem Tage ward ſie elender,“ erhielt ich zur Antwort. Nun ging ich in das Zimmer zurück und hieß meinem Boten, zu warten.

Erſt gegen Anbruch des Tages ward der Brief fertig, den ich dem edelſten aller weiblichen Weſen ſchrieb, das ich grauſam gekränkt hatte. Hier iſt wörtlich ſein Inhalt:

„Ich bin ſchuldig, Madame, und bin ſo unfähig, mich zu rechtfertigen, wie von der Reinheit Ihres Herzens überzeugt. Nur wenn Sie mir Verzeihung hoffen laſſen, vermag ich noch ferner zu leben. Und Sie werden mir verzeihen, ſobald Sie bedenken, was meine Schuld veranlaßt hat. Ich ſah Sie; Ihre Schönheit blendete mich; mein Glück ſchien mir ein übermüthiger Traum, nicht Wirklichkeit. Vier und zwanzig Stunden ſollten verfließen, bevor ich meinen

Zweifeln entriſſen ward. Der Himmel weiß, wie langſam ſie ſich mir hindehnten. Endlich ſind ſie vorüber, und mein Herz klopft, indem ich, die Minuten zählend, in Ihr Sprachzimmer trete. Sechzig dieſer Minuten, die mir wegen der ſonderbar ungewöhnlichen Art meiner Spannung noch ſchnell genug ablaufen, laſſe ich vorübergehen. Da tritt eine widerwärtige Alte zu mir und ſagt mir mit verhaßter Kürze, Sie wären für den ganzen Tag beſchäftigt, und dann geht ſie. Malen Sie ſich das Weitere aus. Es war ein Donnerſchlag, der mich weder tödtete noch mir das Leben ließ. Darf ich es Ihnen ſagen, daß, wenn Sie mir durch daſſelbe Geſchöpf nur zwei Zeilen von Ihrer Hand zugeſendet hätten, dies mich vielleicht, wo nicht beruhigt, doch unempört zurückkehren ließ? Dies iſt das vierte ungünſtige Ereigniß, deſſen Erwähnung Ihre reizende und ungemein wirkſame Rechtfertigung nicht gedacht hatte. Daher denn hielt ich mich verſpottet und verhöhnt. Es empörte mich. Meine Eigenliebe ſchrie laut; Scham warf mich nieder. Ich erſchrack vor mir ſelbſt, indem ich mich genöthigt ſah, den Glauben zu

faſſen, daß Sie unter den Zügen eines Engels die Geſinnungen eines Dämon verbärgen. Verwirrt verlaſſe ich das Kloſter, und elf Tage hindurch bin ich der Beſinnung beraubt. In dieſem Zuſtande ſchrieb ich jenen Brief, durch den Sie mit Recht ſich für beleidigt hielten. Aber werden Sie es glauben, wenn ich Ihnen ſage, daß ich dieſen Brief mit der Ehre verträglich hielt? Jetzt iſt alles abgemacht. Eine Stunde vor Mittag ſehen Sie mich zu Ihren Füßen. Ich lege mich nicht nieder. Sie werden mir verzeihen, und ich werde Sie rächen. Ja, ich ſelbſt werde Ihr Rächer ſeyn. Die einzige Gnade, warum ich Sie bitte, iſt nur noch, meinen Brief zu verbrennen oder wenigſtens morgen ſeiner nicht zu gedenken. Ich ſchickte den verhängnißvollen Brief ab, nachdem ich zuvor vier andre Briefe verbrannte, in denen ich Wendungen vermuthete, die Ihnen meine Leidenſchaft verrathen konnten. Ein Weib, das mich verſpottet hatte, das, und wenn ſie ein Engel war, ſollte von mir keine Zärtlichkeit empfangen. Unrecht hatte ich nicht, aber ein unglückliches Mißverſtändniß verdarb alles. Jetzt will ich mich auf das Bett werfen,

um einige Stunden zu ruhen. Thränen werden meinen Pfühl benetzen. Den Ueberbringer Ihres Briefes treibe ich nach dem Kloſter, damit ich von ihm höre, daß Sie beim Erwachen mein Schreiben empfangen haben. Nie würde jener Menſch mich gefunden haben, wenn nicht Zufall ihn mir gewieſen hätte, als ich die Oper verließ. Ferner werden wir ſeiner nicht bedürfen. Erſparen Sie ſich die Antwort."

Mein Brief war kaum geſiegelt, als ich ihn mit dem Befehl zur ſchnellſten Einhändigung an die Nonne ſelbſt dem Burſchen aus Forli übergab; eine Zechine fügte ich hinzu, und er verſprach, den Auftrag pünctlich zu erfüllen.

Nach ſechs Stunden der Ungeduld maskire ich mich und gehe nach Muran. M. M. hatte ich kaum rufen laſſen, ſo erſchien ſie. Man führte mich in das kleine Sprachzimmer, wo ich die ſchöne Nonne zum erſten Mal mit der Gräfin geſehen hatte. Gleich ſtürze ich vor ihr auf die Kniee nieder. Aber ſie gebietet mir, aufzuſtehen, damit niemand uns ſehe. Ihr Geſicht flammt in dem Augenblicke hoch auf.

Kaum hatte M. M. ſich geſetzt, als ich den

Platz ihr gegenüber einnahm. Wir ſprachen eine Viertelſtunde, dann fragte ich, ob ich auf meine Begnadigung rechnen könne. Und ſie reichte mir das Wunderwerk ihrer ſchönen Hand durch das Gitter. Ich badete unter tauſend Küſſen die geliebte Hand mit meinen Thränen. Sie verhieß unſrer Freundſchaft, je ſtürmiſcher ſie begonnen, um ſo ſüßere Ruhe für die Zukunft. Es iſt das erſte Mal, ſagte M. M., daß wir uns ſprechen. Aber nach dem, was ſich zwiſchen uns zugetragen, dürfen wir uns ſchmeicheln, für immer uns zu kennen. Die Zärtlichkeit unſrer Freundſchaft wird ihrer Offenherzigkeit nichts nachgeben. Wir ſind uns gegenſeitige Nachſicht unſrer Fehler wegen ſchuldig. —

Wann, verſetzte ich, wird mir geſtattet ſeyn, außerhalb dieſer Mauern Ihnen von meinen Empfindungen und der Freude meiner Seele den Beweis zu geben? —

Wir wollen, ſobald es Ihnen gefällt, in meinem Caſino zu Abend eſſen. Nur muß ich es zwei Tage voraus wiſſen. Auch in Venedig kann ich Ihr Gaſt ſeyn, wenn nichts von Ihrer Seite es hindert. —

Im Gegentheil, das würde mich glücklich machen. Sie müſſen wiſſen, daß ich mich in ſehr guter Lage befinde, und daß ich, ſtatt Ausgaben zu ſcheuen, ſie vielmehr ſuche. Was ich aber beſitze, das gehört dem Gegenſtande meiner Anbetung. —

Dieſes Vertrauen beglückt mich, theurer Freund. Uebrigens muß ich Ihnen ſagen, daß auch ich reich bin und meinem Geliebten nichts würde abſchlagen dürfen. —

So haben Sie bereits einen Geliebten? —

Allerdings, und ihm danke ich meinen Reichthum. Er iſt mein Beherrſcher und Gebieter. Deshalb verhehle ich ihm auch nichts. Morgen in meinem Caſino ſollen Sie mehr hören. —

Aber ich hoffe, Ihr Geliebter —

Er wird nicht zugegen ſeyn; ich verſichre Sie. Auch Sie beſitzen eine Herzensfreundin. —

Leider beſaß ich ſie. Man hat ſie mir entriſſen; ſeit ſechs Monaten lebe ich im Cölibat. —

Aber Ihre Liebe iſt nicht erloſchen? —

Ich kann der Theuerſten nicht ohne Liebe gedenken. Aber ich ſehe durch Sie das Ende dieſer Liebe voraus. —

Wenn Sie glücklich waren, muß ich Sie bedauern. Entriſſen hat man Ihnen Ihre Geliebte, und Sie, dem Kummer nachzuhängen, mieden die Welt. Das hatte ich errathen. Aber mich, wenn es mir gelingen ſollte, den Platz jener Geliebten einzunehmen, mich ſoll nichts in der Welt von Ihrer Bruſt reißen. —

Und was wird Ihr Geliebter dazu ſagen? —

Es wird ihn entzücken, mich mit einem zärtlichen Freunde glücklich zu wiſſen. Das liegt in ſeinem Charakter. —

Ein bewundernswerther Charakter und ein Heroismus, der mir abgeht! —

Wie leben Sie in Venedig? —

Ich beſuche Theater, Geſellſchaften, auch den Spieltiſch, bald mit Glück, bald mit Unglück. —

Sehen Sie die fremden Geſandten? —

Nein; ich ſtehe in zu enger Verbindung mit den Patriziern. Doch ich kenne ſie. —

Sie beſuchen ſie nicht und kennen ſie doch? —

In fremden Ländern machte ich ihre Bekanntſchaft. In Parma lernte ich den Herzog von Montebello, den ſpaniſchen Geſandten, ken-

nen, in Wien den Grafen Roſenberg, und in Paris vor etwa zwei Jahren den franzöſiſchen Geſandten. —

Ich höre die Mittagsglocke ſchlagen. Entfernen Sie ſich. Kommen Sie eine Stunde nach Mittag wieder, und Sie ſollen das Nähere über unſre Zuſammenkunft hören. —

Doch ohne Zeugen? —

Das verſteht ſich. —

Darf ich Sie um ein Unterpfand bitten? Mein Glück iſt ſo grenzenlos. —

Was verlangen Sie zum Pfande? —

Sie aufrecht ſtehend an dieſem Fenſter zu ſehen, während ich den Platz der Gräfin S. einnehme. —

Nun erhob Sie ſich und öffnete mit dem holdſeligſten Lächeln das kleine Gitterfenſter. Ich verließ dieſe Heilige nach einem Kuß, deſſen Süße und Kraft ihr gleich wohl thun mußte. Ihre liebetrunknen Augen zogen mir bis zur Thür nach.

Freude und Ungeduld raubten mir zwei Tage hindurch den Hunger und den Schlaf. Mir war, als hätte ich das wahre Glück der Liebe bis da=

hin noch niemals empfunden, als ſolle mir es heute zum erſten Male zu Theil werden. Wenn Geburt, Schönheit und Geiſt M. M. wirklich auszeichneten, ſo that zugleich ein gewiſſes Vorurtheil das Seinige, mir mein Glück bis zum Unglaublichen zu erhöhen. Eine Veſtalin war der Preis; ich ſollte einer verbotenen Frucht genießen.

Wäre meine Vernunft in dem Augenblicke minder befangen geweſen, ſo mußte ich einſehen, daß jene Nonne ſich nicht von den übrigen ſchönen Frauen unterſcheiden konnte, deren Bekanntſchaft ich in den dreizehn Jahren gemacht, während welcher ich in den Gefilden der Liebe ſchwärmte. Aber welcher Verliebte macht ſich mit dergleichen Gedanken zu thun! Er verjagt ſie, ſobald er ihr Annahen gewahr wird. M. M. ſollte nun einmal ſich von allen Weibern auf Erden unterſcheiden.

Ueberzeugt, M. M. würde mich nicht warten laſſen, war ich pünctlich an ihrem Sprachgitter. Mein Ausſehen veranlaßte ſie zur Frage, ob ich krank ſey. —

Nein, war meine Antwort, aber ich hätte

erkranken können über das angſtvolle Erwarten eines Glücks, das meine Gedanken überſteigt. Ich habe Hunger und Schlaf verloren und ich ſtehe nicht für mein Leben, wenn Sie mich durch Aufſchub hinhalten ſollten. —

Nichts, mein theurer Freund, ſchiebe ich auf. Aber welche Ungeduld? — Setzen wir uns. Hier iſt der Schlüſſel zum Caſino, wo Sie mich ſehen ſollen. Sie werden Leute dort finden, die zu unſrer Bedienung beſtimmt ſind. Aber Sie brauchen kein Wort zu ſprechen. Nehmen Sie eine Maske vor und kommen Sie nicht vor halb zwei Uhr. *) Der Hausthür gegenüber gehen Sie die Treppe hinauf. Oben wird eine Laterne Ihnen eine grüne Thür kenntlich machen. Dieſe führt zu einem erleuchteten Zimmer. In demjenigen, welches darauf folgt, finden Sie mich. Sollte ich nicht ſchon dort ſeyn, ſo warten Sie; in wenigen Minuten werde ich erſcheinen. Sie können die Maske abnehmen, können ſich zum Kaminfeuer hinſetzen und leſen. Bücher werden Sie finden. Das Caſino iſt übrigens in der Straße **. —

---

*) Nach italieniſcher Rechnung, wie immer.

Die Beſchreibung konnte nicht genauer ſeyn. Es freute mich, daß kein Irrthum möglich war. Ich küßte die Hand, die mir den Schlüſſel reichte, und den Schlüſſel ſelbſt, bevor ich ihn in die Taſche ſteckte. Ich fragte, ob ich ſie in weltlichen Kleidern, oder ob ich ſie, wie jetzt, in ihrer Nonnentracht ſehen würde.

Ich komme in meinem Kloſteranzuge, aber auf meinem Caſino lege ich weltliche Kleider an. Alles, was für ſolchen Anzug nöthig iſt, beſitze ich dort. —

Ich hoffe, Sie werden heute Abend keine weltliche Kleidung anlegen. —

Weshalb? wenn ich fragen darf. —

Sie gefallen mir in Ihrem jetzigen Anzuge. —

Ich verſtehe. Sie denken ſich meinen Kopf ohne Haare. Aber fürchten Sie nichts. Ich beſitze eine unvergleichliche Perücke. —

Um des Himmels willen! was ſagen Sie? Schon das Wort Perücke iſt mir ein Gräuel. — Aber nein; es mag ſeyn! Ich werde Sie dennoch reizend finden. Nur ſetzen Sie den Kopfputz nicht in meiner Gegenwart auf. Ich ſehe,

Sie zürnen, und ich bitte um Verzeihung. Wie konnte ich nur von ſolchen Dingen reden! Sind Sie aber auch ſicher, daß niemand Sie das Kloſter verlaſſen ſieht? —

Sie ſelbſt werden nicht ferner zweifeln, wenn Sie, die Inſel umfahrend, die Stelle, nahe dem kleinen Ufer, erblicken, nach welchem ein Zimmer hinausgeht, zu dem ich den Schlüſſel beſitze. Auf meine Begleiterin kann ich mich verlaſſen. —

Und die Gondel? —

Mein Geliebter haftet für die Treue der Gondoliere. —

Wer mag Ihr Geliebter nur ſeyn? Ich ſtelle mir ihn bejahrt vor. —

Behüte! Dann würde ich mich ſeiner ſchämen. Er wird kaum vierzig Jahr alt ſeyn und er beſitzt alles, was liebenswürdig macht: Anmuth, Geiſt, Charaktermilde und einnehmendes Betragen. —

Hat er Launen, wenn ich fragen darf? —

Was nennen Sie ſo? Seit einem Jahre beſitzt er mich. Vorher hatte ich keinen Mann gekannt. Aber Sie ſind der erſte, der meine Einbildungskraft erregte. Nachdem ich meinem

Freunde alles erzählt hatte, ſchien er ein wenig beſtürzt. Dann lachte er und warnte mich auf den Fall, daß ich einem Unbeſcheidenen mich hingeben möchte. Er hätte gewünſcht, daß ich, bevor ich ſo weit ging, Erkundigung über Ihre Perſon einzog; aber es war zu ſpät. Ich ſagte gut für Sie, und nun lachte er noch mehr darüber, daß ich für jemand gut ſagte, den ich durchaus nicht kannte. —

Wann haben Sie ihm alles geſtanden? —

Vorgeſtern, und mit der gewiſſenhafteſten Wahrhaftigkeit. Ich zeigte ihm eine Abſchrift meiner Briefe und Ihrer Antworten. Danach hielt er Sie für einen Franzoſen, wiewohl Sie mir geſagt, daß Sie Venetianer ſeyen. Er iſt neugierig, zu erfahren, wer Sie ſind, und das iſt alles. Aber weil ich ſelbſt gar nicht neugierig bin, ſo haben Sie nichts zu fürchten. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich niemals einen Schritt thun werde, um das zu erfahren. —

Noch werde ich je Sie nach dem Manne befragen, der eben ſo ſelten iſt, wie Sie einzig ſind. Verzweifeln möchte ich, wenn ich an den Schmerz denke, den ich Ihnen verurſacht. —

Ueber dieſen Gegenſtand wollen wir das Geſpräch abbrechen. Tröſten Sie ſich, denn ich habe überlegt, daß Sie nicht anders handeln konnten, wenn Sie nicht Fant ſeyn wollten. —

Beim Abſchied wiederholte M. M. am Gitterfenſter den ſchon einmal mir gegönnten Beweis ihrer Zärtlichkeit; dann verweilte ſie, bis ich mich entfernt hatte.

Kaum war die Stunde der Nacht da, welche mir beſtimmt worden, als ich das bezeichnete Caſino ohne alle Schwierigkeit fand. Ich öffnete die Thür des beſchriebenen Zimmers und fand meine Geliebte in einem Damenanzuge von der höchſten Eleganz. Das Zimmer erleuchteten Armleuchter vor den Spiegeln; auf dem Tiſche, mit Büchern ausgeſtattet, ſtanden vier ſchöne Kerzen. In M. M. glaubte ich eine Schönheit zu ſehen, wie meine Augen ſie noch nicht erblickt hatten. An ihrem Aufſatz war eine Fülle von Haaren verſchwendet. Aber jedes Lob derſelben wäre unſchicklich geweſen. Ich kniete nieder vor meiner Holdſeligen, auf alle Weiſe die Seltenheit ihrer Reize unter tauſend Handküſſen zu bewundern und von da zu den Angriffen der Liebe nach

allen ihren Geſetzen überzugehen. M. M. hielt es für ihre erſte Pflicht, zur Vertheidigung zu ſchreiten. Aber was vermögen zwei Hände, wenn ſie die Angriffe eines zwar ehrfurchtsvollen, aber auch kühnen, zärtlichen und beharrlichen Geliebten zu bekämpfen haben? — Gründe und Rückſichten, in Worte gekleidet, die, eben ſo reich an Liebe, von zärtlichen Küſſen unterſtützt wurden, das waren die Waffen, die mir entgegentraten. Zwei Stunden brachten wir zu in dieſem Kampfe, der uns beiden gleich ſüß und ſchmerzlich ward. Endlich brachen wir ihn ab und prieſen uns beide. Denn jeder behauptete den Sieg, ſie, weil ſie ſich vertheidigt, ich, weil ich mich gezügelt hatte.

Um vier Uhr geſtand das ſchöne Geſchöpf mir, daß ſie hungre, und meinte, auch mir müſſe es ſo gehen. Sie zog eine Klingel, und ein wohlgekleidetes Frauenzimmer, anſtändig und von mittlern Jahren, deckte einen Tiſch für zwei Perſonen. Ein zweiter Tiſch, reichlich mit den uns beſtimmten Gerichten beſetzt, ward jenem an die Seite geſtellt. Das Geſchirr war Porzellan aus der Fabrik von Sevres. Das Abend-

eſſen beſtand aus acht Schüſſeln. Sie waren in ſilberne Auffätze, angefüllt mit heißem Waſſer, geſtellt, damit die Speiſen warm blieben. Die Mahlzeit konnte nicht auserleſner ſeyn. Ich rieth auf einen franzöſiſchen Koch, und es ward mir beſtätigt. Wir tranken Burgunder, leerten eine Flaſche Champagner oeil perdrix und eine andre mousseux, um zu lachen. Meine Schöne bereitete den Salat; ihr Appetit glich dem meinigen. Ich ermüdete nicht, ihre Geſchicklichkeit, ihr Benehmen und ihre Grazie zu bewundern. Sie mußte durchaus einen Liebhaber beſitzen, der ſie unterrichtet hatte. Ich ward ſo neugierig, den Namen des letztern zu hören, daß ich vorſchlug, mich ihr zu entdecken, wenn ſie mir den Glücklichen nennen wolle, der ihr Herz beſitze. Sie antwortete, wir müßten es beide der Zeit überlaſſen, wenn dieſe unſre Neugier befriedigen würde.

Unter den Breloques ihrer Uhr befand ſich ein Flacon von crystal de roche, ganz wie der meine an der Uhrkette. Ich zeigte ihr dieſen und pries die Roſeneſſenz, womit ein Flöckchen Baumwolle getränkt war, welches das Fläſchchen in

ſich ſchloß. Nun zeigte ſie mir ihren Flacon, angefüllt mit derſelben Eſſenz flüſſig. Ich bin erſtaunt, ſagte ich, denn dieſe Eſſenz iſt ſehr ſelten und ausnehmend theuer. —

Sie wird gar nicht verkauft. —

Da haben Sie Recht. Dieſe Eſſenz rührt vom König von Frankreich her. Er hat ein Pfund davon bereiten laſſen, und das koſtete zehntauſend Thaler. —

Es iſt ein Geſchenk, das mein Geliebter erhalten und mit mir getheilt hat. —

Frau von Pompadour überließ vor zwei Jahren dem venetianiſchen Geſandten in Paris, Herrn von Mocenigo, eine kleine Phiole davon durch den franzöſiſchen Geſandten hieſelbſt, den A. v. B. —

Kennen Sie ihn? —

Kurz vor ſeiner Abreiſe von Paris hatte ich die Ehre, mit ihm zu ſpeiſen. Das Glück begünſtigt den Mann, und er verdient es ſeines Geiſtes und ſeiner Geburt wegen. Er iſt Graf von Lyon. Seine angenehme Geſtalt hat ihm den Namen des Liebenswürdigen erworben. Wir

beſitzen eine kleine Sammlung ſeiner Gedichte, die ihm Ehre machen. —

Mitternacht hatte geſchlagen, und die Zeit fing an koſtbar zu werden. Wir ſtanden alſo vom Tiſch auf, ſetzten uns zum Kamin, und ich fing an dringender zu werden. Ich ſagte: wenn M. M. denn durchaus der Liebe widerſtehen wolle, ſo dürfe ſie doch die Natur nicht bekämpfen, die nach ſolchem Abendeſſen zum Schlummer beriefe.

Sind Sie denn müde? —

Nichts weniger, als das. Aber die Zeit iſt da, wo man ſich zu Bette legt; ich werde Sie zu Bette bringen, und Sie erlauben, daß ich mich, ſo lange Sie liegen bleiben, Ihnen am Bette zu Füßen ſetze, oder daß ich mich entferne. —

Sie würden mir ſehr wehe thun, wenn Sie mich verlaſſen wollten. —

Und am meiſten würde ich ſelbſt leiden. Aber was beginnen wir bis Tagesanbruch hier am Kaminfeuer? —

Wir können beide angekleidet auf jenem Sopha ſchlafen. —

Angekleidet? Es ſey. Auch werde ich Ihren

Schlaf nicht ſtören. Aber Sie verzeihen mir wohl, wenn ich für meine Perſon nicht ſchlafe. Ihnen ſo nahe und in Kleidern, wie wäre das möglich? —

Nun wohl. Uebrigens iſt das Canapee eigentlich ein Bett. Sie werden gleich ſehen. —

Nun ſtand ſie auf, kehrte das Canapee um, legte Kiſſen, Tücher und eine Decke auseinander, kurz, ich ſah ein vollſtändiges Bett. Darauf band ſie meine Haare in ein großes Tuch und reichte mir ein zweites, damit ich ihr den gleichen Dienſt verrichten möchte. Ich fange an, meinen Auftrag zu erfüllen, und verberge meinen Widerwillen gegen die Perücke. Aber welche Ueberraſchung! der herrlichſte Reichthum von Haaren rollt mir entgegen. Sie lacht und ſagt: „nur den Profanen dürfe eine Nonne ihre Locken nicht zeigen.“ Dann wirft ſie ſich lang hin auf das Canapee. Ich, ſchnell mich der Kleider entledigend, nehme den Platz ihr zur Seite ein. Feſt werde ich von den ſchönſten Armen umſchlungen, aber im Uebrigen erfahre ich die härteſte Grauſamkeit. Mit bittender Miene gewinne ich Nachſicht, ſechs Schleifen zu löſen, um den ſchönſten

Buſen zu enthüllen. Ich darf ihn mit Küſſen bedecken, aber: „begnüge Dich und lerne von mir Enthaltſamkeit!“ ſagen mir Augen, voll von der höchſten Liebesmilde, und alle meine Verſuche ſcheitern. Im Wechſel gegenſeitiger Küſſe überfiel uns der Schlaf. Ein ſtarkes Pochen weckt mich, und ich frage: was iſt das? —

Schnell will ich mich ankleiden, mein ſüßer, mein lieber Freund. Ich muß zum Kloſter. —

So kleide Dich an. Ich werde ſo glücklich ſeyn, Dich im Nonnenanzuge zu ſehen. —

Das ſollſt Du. Aber wenn nichts Dich abruft, ſo kannſt Du in dieſem Caſino ſchlafen.

Nun klingelte ſie der Kammerfrau, welche die innige Mitwiſſerin ihrer Liebesgeheimniſſe ſeyn mußte. Nachdem ſie ſich die Haare zurecht machen laſſen, zog M. M. ihr Kleid aus, ſchloß Uhr, Ringe und allen ſonſtigen Schmuck in einen Secretair ein und legte die Schuhe ihrer Ordensregel an. Dann zwängte ſie in ein enges Leibchen die holden Kinder ein, die mich durch ihren Nektar ſo ſüß erquickt hatten, und warf den Nonnenhabit über. Jetzt kam die Vertraute, ihr zu ſagen, daß der Gondolier warte, und nun

flog ſie mir an den Hals. Am folgenden Tage ſollte ich mich einfinden, um die Nacht zu erfahren, wenn ſie mich in Venedig in meiner Wohnung beſuchen werde, damit wir ganz glücklich würden. Nun ging ſie; ich löſchte die Lichter aus, und trotz meiner nur halb befriedigten Wünſche erfreut, ſchlief ich bis Mittag.

Niemand zeigte ſich bei meinem Weggehen, und ſorgfältig maskirt verfügte ich mich zu Laura. Dieſe gab mir einen Brief der C. C. folgenden Inhalts:

„Empfange, mein theurer Gemahl, hierdurch eine Probe meiner Denkweiſe. Mit jedem Tage ſollſt Du mich würdiger finden, Deine Gattin zu ſeyn. Ich beweiſe Dir Verſchwiegenheit. Auch ſollſt Du mich fähig erkennen, die Gründe für Dein eignes Zurückhalten zu achten. Deines Herzens gewiß, kümmert es mich nicht, was Deinen Geiſt unterhält und was Dir hilft, die Zeit unſrer Trennung zu ertragen. Ich muß Dir nämlich ſagen, daß ich geſtern, durch einen der Gänge gehend, einen Zahnſtocher fallen laſſen. Um ihn aufzuheben, war ich genöthigt, eine Bank zu rücken. Da, im Auflangen, ſah

ich durch eine faſt unbemerkliche Spalte im Fußboden Deine Geſtalt in angelegentlicher Unterredung mit der Schweſter M. M. Nichts vermag Dir meine Verwunderung und meine Freude darüber auszudrücken. Dieſe beiden Empfindungen wichen jedoch alsbald der Beſchämung, welche meiner wartete, wenn man mich als unbeſcheidene Neugierige ſah. Schnell alſo rückte ich die Bank an ihre Stelle und ging. Ich bitte Dich, mein Geliebter, ſage mir alles. Wie könnte ich Dich lieben und nicht neugierig ſeyn, die Geſchichte jenes Ereigniſſes zu erfahren? Sage mir, ob M. M. Dich kennt und wie die Bekanntſchaft entſtanden iſt. Sie iſt meine vertraute Freundin, von der ich Dir nichts mehr zu ſagen habe, die ich Dir nicht zu nennen brauche. Sie iſt es, die mich im Franzöſiſchen unterrichtet, ſie, welche mir Bücher geliehen, die mich über einen wichtigen, wenig Frauen bekannten Gegenſtand belehrten. Ohne ſie wäre jener furchtbare Zuſtand entdeckt worden, der mich beinahe getödtet hätte. Ihr bin ich meine Ehre ſchuldig. Sie wußte, daß ich einen Liebhaber

beſaß, ſo gut wie daſſelbe mir von ihr bekannt worden war. Aber wir forſchten niemals nach unſern gegenſeitigen Geheimniſſen. Die M. M. iſt ein einziges Weſen. Ich bin überzeugt, daß Du ſie liebſt, und daß ſie Dich liebt. Da mich Eiferſucht nicht quält, verdiene ich, daß Du mir alles ſagſt. Aber Ihr thut mir beide leid. Denn was Ihr auch anfangen mögt, Ihr könnt ja nur Eure Leidenſchaft noch heftiger entzünden. Das ganze Kloſter hält Dich für krank; ich aber ſterbe vor Verlangen, Dich zu ſehen; komm doch nur einmal! Adieu!"

Dieſer Brief beunruhigte mich. Der C. C. war ich verſichert, aber jene Oeffnung im Fußboden konnte mich und M. M. auch Andern verrathen. Außerdem mußte ich meiner Geliebten ein Mährchen vorſagen, denn die Wahrheit zu geſtehen, verboten Liebe und Ehre. Ich gab alſo in dem Briefe, welchen ich unverzüglich ſchrieb, der C. C. den Rath, ihrer Freundin zu entdecken, wie ſie dieſelbe durch einen Spalt im Fußboden mit einer Maske habe ſprechen ſehen. Was die Bekanntſchaft mit der M. M. anlange, ſo hätte ich, geſpannt durch die vielen Lobpreiſungen derſel-

ben, ſie an das Gitter berufen, mir aber einen falſchen Namen gegeben. Deshalb möchte ſie meiner nicht gedenken. Denn M. M. habe mich für den nämlichen erkannt, der mehrmals zur Meſſe gekommen. Von Liebe ſey keine Rede; aber reizend fände ich die Freundin meiner C. C.

Am Catharinenfeſte, dem Namenstage meiner C. C., wollte ich in ihrer Kirche die Meſſe hören. Indem ich mich nach einer Gondel umthue, ſehe ich mich verfolgt. Darüber brauchte ich Gewißheit. Und wirklich ſehe ich meinen lauernden Begleiter gleichfalls eine Gondel nehmen. Mich zu überzeugen, ſteige ich in Venedig beim Garten Moroſini ab und ſehe den nämlichen Menſchen ausſteigen. Ich gehe durch den Palaſt und bleibe in einer engen Gaſſe ſtehen; mein Spion iſt wieder da. Nun dränge ich ihn, einen Dolch in der Hand, gegen eine Ecke der Straße und ſetze ihm die Spitze gegen die Kehle. Er ſoll geſtehen, auf weſſen Befehl er mir nachgeht. Vielleicht hätte er mir alles geſagt, wenn nicht zufällig jemand in die Straße getreten wäre. So entkam er, und ich erfuhr nichts.

Am folgenden Tage ging ich zeitig zum

Sprachgitter, um zu hören, wann M. M. mich beſuchen würde. Sie erſchien, alle Zeugniſſe innerer Befriedigung auf dem Geſichte tragend. Sie fing mit einem Glückwunſch an, daß ich nach drei Wochen zum erſten Male wieder in ihrer Kirche erſchienen ſey, und ſagte, das würde die Aebtiſſin freuen, denn ſie behaupte, zu wiſſen, wer ich ſey. Nun erzählte ich die ganze Geſchichte mit dem Spion, und daß ich beſchloſſen, nie wieder in ihre Kirche zur Meſſe zu kommen. Sie billigte, daß ich nach Möglichkeit ſelten mich in Muran blicken ließe. Dann ward mir die Geſchichte von dem Spalt, und daß er bereits zugeſtopft worden, erzählt. Auch daß eine Koſtgängerin, ihr ſehr zugethan, den Umſtand entdeckt, erfuhr ich, aber nicht den Namen derſelben. Nun fragte ich, ob mein Glück noch ferner aufgeſchoben werden würde. M. M. ſagte, nur vier und zwanzig Stunden müſſe ſie daſſelbe verſchieben, weil die neu Eingekleidete ſie in ihrer Zelle zum Abendeſſen eingeladen. Einladungen der Art, fügte ſie hinzu, wären ſelten, aber ſie ließen ſich nicht ausſchlagen, ohne ſich Feindſeligkeit zuzuziehen. —

Iſt keine Entſchuldigung durch Krankheit möglich? —

Dann muß man Beſuch annehmen. —

Ich verſtehe, und wenn Beſuche verbeten werden, erwacht der Argwohn, entſchlüpft zu ſeyn. —

Das nicht. Aus dem Kloſter zu kommen, wird für völlig unmöglich gehalten. —

Du allein alſo bringſt dies Wunder zu Stande? —

Gewiß ich allein, und das allgewaltige Geld thut das Seinige dabei. Aber ſage mir, wo Du mich morgen Nachts um zwei Uhr erwarten willſt. —

Kann es nicht hier in Deinem Caſino geſchehen? —

Nein. Denn es iſt mein Geliebter, der mich nach Venedig führt. —

Dein Geliebter? —

Er ſelbſt. —

Das iſt ſeltſam. Nun ſo erwarte ich Dich auf dem Platze des h. Johannes und Paulus, hinter der Bildſäule des Bartholomäus von Bergamo. —

Ich habe zwar den Platz und die Statue bisher nur auf Kupferſtichen geſehen, aber ich werde nicht ausbleiben. Nur das ärgſte Unwetter könnte mich abhalten, und wir wollen das Beſte hoffen. Alſo leb' wohl! Morgen Abend wollen wir recht viel plaudern, und wenn wir einſchlafen, befriedigter ausruhen. —

Nun mußte ich mich fördern, denn ich hatte kein Caſino. Ich nahm alſo einen zweiten Ruderer, um in einer Viertelſtunde das Quartier S. Marcus zu erreichen. Nachdem ich fünf Stunden hindurch eine ziemliche Anzahl ſolcher Caſino's beſehen, wählte ich das eleganteſte und mithin theuerſte. Es hatte dem engliſchen Geſandten, Lord Olderens, gehört, der es bei ſeiner Abreiſe einem Koch für ein Billiges verkauft hatte. Dieſer überließ es mir bis Oſtern für hundert Zechinen Vorausbezahlung, unter der Bedingung, daß er mir die Mittags- und Abendmahlzeiten ausrichten würde, die ich etwa gäbe.

Dies Caſino beſtand aus fünf Zimmern vom höchſten Raffinement. Für jedes Begehr der Liebe, Leckerheit und Wolluſt war geſorgt. Die Speiſen wurden durch ein heimliches Fenſter

hineingereicht, das völlig verſteckt war. Herrſchaft und Domeſtiken konnten ſich durchaus nicht begegnen. Das erſte Zimmer war geſchmückt durch Spiegelwände, Kronleuchter, einen prächtigen Trumeau über einem Marmorkamin, eingefaßt mit Tafeln von chineſiſchem Porzellan, welche Liebespaare in Gruppen darſtellten, durch welche die Phantaſie entzündet ward. Kleine Armſeſſel ſtanden vor den Sophas, die rechts und links ſich zeigten. Ein andres Zimmer, achteckig, überall mit Spiegelwänden ausgelegt, ſogar an der Decke, ließ den nämlichen Gegenſtand aus tauſend verſchiednen Standpuncten erblicken. Daran ſtieß ein Alcoven mit zwei verſteckten Ausgängen, deren einer zur Toilette, der andre zu einem Gelaß mit einer Badewanne und andern Bequemlichkeiten führte. Die Lambris waren entweder von feiner Holzarbeit, oder mit Blumen und Arabesken gemalt.

Nachdem ich dem Eigenthümer anempfohlen, Sorge für neue Bettüberzüge, Kronleuchter und Kerzen in allen Zimmern zu tragen, beſtellte ich auf denſelben Abend eine Mahlzeit für zwei Perſonen: acht Schüſſeln, deren Wahl, wie das

Deſſert, ich ohne Preisbeſtimmung frei gab, dazu Burgunder- und Champagnerwein. Nun mich mit dem Hausſchlüſſel verſehend, befahl ich, daß bei meiner Wiederkehr ich niemand ſehen wolle. Das Abendeſſen ſollte um zwei Uhr bereit ſeyn und aufgetragen werden, ſobald ich die Klingel zöge. Mit Vergnügen bemerkte ich, daß die Uhr in dem Alcoven mit einem Wecker verſehen war. Trotz aller heißen Liebe fing der Schlaf bereits an, meiner Herr zu werden.

Nach dieſen Anordnungen kaufte ich Pantoffeln und eine Nachthaube, doppelt mit Spitzen von Alençon beſetzt. Die ſchönſte Sultanin aus einem überirdiſchen Harem ſollte nichts bei mir vermiſſen. Auch durfte ſie mich, da ich ihr von einem eignen Caſino geſprochen, durchaus nicht als Neuling finden.

Erſtaunt ſah mich der Koch um zwei Uhr Nachts allein eintreffen. Ich ſchalt, daß nicht, nach meinem Befehl, überall erleuchtet worden war. Es ward für das nächſte Mal ſtrengere Pünctlichkeit verſprochen. Ich befahl, die Lichter anzuzünden und aufzutragen. Für zwei Perſonen? fragte der Wirth. Allerdings! antwortete

ich und verlangte dies erſte Mal ſeine Anweſenheit, um ihn belehren zu können, womit ich zufrieden und womit ich unzufrieden war.

Das Abendeſſen kam gehörig in Gang, ſtets zwei Schüſſeln zugleich. Ueberall machte ich meine Bemerkungen; aber ich fand keinen Tadel. Das Porzellan war ſächſiſch. Wildpret, Trüffeln, Auſtern, Wein, alles verdiente Lob. Nur daß harte Eier, Endivien und Weineſſig, um Salat zu bereiten, nicht beſonders aufgetragen worden waren, fand ich auszuſetzen. Das beſchämte meinen Wirth, und er entſchuldigte ſich wegen des groben Verſehens. Noch beſtellte ich für das nächſte Mal Pomeranzen, um den Punſch, der von Rum, nicht aber von Rac gemacht werden ſollte, damit zu würzen. Nachdem ich zwei Stunden am Tiſche geſeſſen, verlangte ich die Rechnung. In einer Viertelſtunde lief ſie ein und war billig. Ich beſtellte, mir Caffee zu bringen, ſobald ich klingeln würde. Nun legte ich mich in das köſtliche Bett im Alcoven. Dies und das gute Abendeſſen bewirkten mir einen trefflichen Schlaf. Schwerlich hätte ich ſonſt in den Vorempfindungen der nächſten Nacht Ruhe

gefunden. Am andern Morgen beſtellte ich beim Weggehen noch die beſten friſchen Früchte, die zu haben wären, und Gefrornes. Damit mir der Tag nicht lang werden möchte, ſpielte ich, und auch hier ging mein Glück mit dem Glück in der Liebe gleichen Schritt.

Um ein Uhr Nachts verfügte ich mich zur Statue des Helden ~~Colleau~~. Es war eine Stunde zu früh; aber ich wollte mir den Genuß des Erwartens verſchaffen. Die Nacht, obwohl kalt, war köſtlich und ruhig.

Um zwei Uhr erſcheint eine Gondel mit zwei Rudern; eine Maske ſteigt aus und geht nach einigen Worten, die ſie zum Steuermann geſprochen, der Statue entgegen. Aber es wundert mich, eine männliche Maske zu ſehen. Ich weiche aus, und es ärgert mich, keine Piſtolen bei mir zu haben. Die Maske geht zur Statue, wendet ſich um, nähert ſich und reicht mir ſo friedlich die Hand, daß ich nicht mehr zweifeln konnte. Der holde Engel hatte Mannskleider angelegt.

Sie lacht über meine Verwunderung und hängt ſich an meinen Arm. Nun, ohne ein

Wort zu ſprechen, eilen wir nach St. Marc, durchſchneiden ihn die Queere und erreichen das Caſino, etwa hundert Schritte vom Theater St. Moſes.

Meine Befehle finde ich pünctlich erfüllt. Wir treten ein, und ich nehme die Maske ab. Aber M. M. findet ein Wohlgefallen daran, langſam durch alle Regionen des köſtlichen Aufenthalts zu ſchleichen, der ſie empfangen hatte. Dabei entzückte ſie nicht wenig die Bewunderung, die ich auf alle Weiſe ihren Reizen angedeihen ließ, ſie in jeder Stellung und Bewegung mit Entzücken betrachtend. Sie ſchien hingeriſſen von dem Zauber, der aus tauſend Puncten zugleich ſie in jeder ihrer Stellungen den eignen Blicken zeigte. Es war ein ihr neues Schauſpiel, das mit Hülfe der Lichter ſie in ihre eigne Perſon verliebt machte. Ich ſetzte mich auf ein Tabouret, um aufmerkſam den Glanz ihres ausgeſuchten Schmucks und Anzugs zu bewundern: Ein Kleid von roſenrothem Sammet, mit goldnen Aehren geſtickt, eine reich geſtickte Weſte und Beinkleider von ſchwarzem Atlas; dabei die feinſten Spitzen, Schnallen mit Brillanten, einen

Solitaire von hohem Werth am kleinen Finger, und auf der andern Hand einen Ring, der unter einem hoch geſchliffenen Cryſtall nichts denn einen weißen Taffet ſehen ließ. Damit ich ſie recht genau betrachten könne, ſtellte ſie ſich mir gegenüber. Nun durchſuchte ich ihre Taſchen. Dort finde ich Tabatiere, Bonbonniere, Flacon, Zahnſtocher-Etuis und Lorgnette, die mit ihrem Wohlgeruche die Luft würzten. Aufmerkſam betrachte ich die Koſtbarkeit und die Arbeit ihrer beiden Uhren und der Petſchafte an der unvergleichlichen Kette. Auch die Rocktaſchen unterſuche ich. Hier ſind Piſtolen von feinſter engliſcher Arbeit mit Schiebern, an welchen ein Reſſort.

Alles, was ich an Dir ſehe, mein geliebtes Mädchen, überſteigt Deine Perſönlichkeit, ſage ich. Aber mag es doch! Meine Seele bewundert den Großmüthigen, der Dir die Ueberzeugung geben will, Du ſeyſt wahrhaft ſeine Gebieterin. —

Daſſelbe hat er mir geſagt, als ich ihn bat, mich nach Venedig zu führen, und er ſetzte hinzu, ſein Wunſch ſey, daß ich mich vergnügen und

ſtets mehr überzeugen möchte, der verdiene meine Liebe, den ich zu beglücken im Begriff ſey. —

Faſt unglaublich ſcheint mir das. Ein Liebhaber ſolcher Art iſt in Wahrheit einzig. —

Jetzt laß mich allein, damit ich die Maske ablege. —

Nach einer Viertelſtunde kam ſie wieder in Mannskleidern, aber ohne Puder im Haar, das in ſchwimmenden Locken, durch ein ſchwarzes Band zuſammengehalten, bis zum Kniegürtel hinabwogte. In Frauenkleidern glich M. M. Henrietten, in Mannskleidern einem Gardeofficier, Namens l'Etorière, den ich in Paris kannte, oder vielmehr einem Antinous, wenn die franzöſiſche Tracht die Täuſchung erlaubt hätte.

Der Anblick ſo vieler Reize entſeelte mich. Zum Sopha eilend, lehnte ich meine Hand gegen den Kopf. Alle meine Hoffnungen ſchwinden, ſagte ich. Nimmermehr wirſt Du die Meine. Noch in dieſer Nacht wird ein ungünſtiger Zufall Dich mir entreißen. Irgend ein Wunder tritt ein, Deines Geliebten Eiferſucht, oder ſonſt ein Ereigniß. Ich fühle mich aufgelöſet, gleich als ob ich kaum noch eine Stunde leben könnte. —

Biſt Du nicht thöricht? — Im Augenblicke, wenn Du willſt, werde ich die Deine. Wiewohl wir nichts genoſſen haben, können wir uns doch ſogleich niederlegen. —

Sie fror, und ich rieth, uns an den Camin zu ſetzen. Als ſie ſagte, ſie habe keine Unterweſte angezogen, nahm ich das Herz, das, mit Brillanten beſetzt, ihre Hemdkrauſe hielt, hinweg, und ehe meine Augen es ſahen, fühlten meine Hände, wie nichts, als das Hemde, die beiden Lebensbäche, welche ihre Bruſt ſchmückten, gegen die rauhe Luft ſchirmte. Ich entbrannte, aber ein Kuß und die Worte: nach dem Abendeſſen, beruhigten mich.

Ich klingele, und ihr Erſchrecken bemerkend, zeige ich die Vorrichtung des Schiebers für die Speiſen. Kein Menſch ſieht Dich, ſetze ich hinzu. Du magſt es Deinem Geliebten ſagen, dem dies Geheimniß vielleicht neu iſt. —

Nein, er kennt es ſehr wohl, aber er wird Deine Aufmerkſamkeit bewundern, Dich für kundig in der Kunſt des Gefallens erklären und ſagen, daß ich nicht die Einzige ſey, welche mit Dir die Annehmlichkeiten dieſes Caſino theilt. —

Darin hat er Unrecht. Nur allein habe ich bis jetzt hier geſpeiſt und geſchlafen; ich haſſe das Lügen. Zwar biſt Du nicht meine erſte Leidenſchaft, aber Du wirſt meine letzte ſeyn. —

Wie wird mich Deine Beſtändigkeit beglücken! Mein Geliebter iſt beſtändig, er iſt gut und er iſt ſanft. Aber mein Herz hat er leer gelaſſen. —

Auch ſein Herz muß leer geblieben ſeyn. Denn mir gleichend, hätte er eine Abweſenheit, wie die jetzige, nicht dulden können. —

Er liebt mich, wie ich Dich. Glaubſt Du an meine Liebe? —

Ich glaube daran, aber trotz dem wirſt Du nicht dulden, daß . . .

Schweig! Ich weiß, alles vergeben muß ich Dir, wenn Du mir nichts verbirgſt. Die Gewißheit, daß kein Verlangen von Dir ungeſtillt bleiben ſoll, beglückt mich mehr, wie der Gedanke, eine himmliſche Nacht mit Dir zu theilen. Es wird die erſte meines Lebens ſeyn. —

Und Du haſt noch keine Nacht mit Deinem würdigen Geliebten genoſſen? —

Dankbarkeit, Freundſchaft und Gefälligkeit

waren die Mitgenoſſen jener Nächte. Beglücken kann ja nur die Liebe. Dennoch gleicht Dir mein Geliebter. Sein Geiſt, heiter, ſtets belebt, nähert ſich dem Deinen. Auch ſeine Geſtalt und ſein Weſen nehmen ein. Doch in dieſen Stücken weicht er ſehr ab von Dir. Ferner halte ich ihn für reicher, als Dich, obwohl dies Caſino das Gegentheil vermuthen läßt. Glaube jedoch nicht, daß ich Dich minder achte, weil Du Dich des Heldenmuths unfähig erklärt haſt, mir eine ſolche Entfernung zu geſtatten, wie mein Freund ſie mir gewährt. Ich weiß vielmehr, daß Du dann mich nicht lieben würdeſt, wie Du mich innig genug liebſt, um mir eine andre meiner Phantaſien mit gleicher Nachſicht zu geſtatten. —

Ob ihn wohl die einzelnen Vorfälle dieſer Nacht neugierig machen? —

Er wird glauben, mir eine Gefälligkeit zu erzeigen, wenn er ſich darnach erkundigt, und ich werde ihm alles ſagen, nur das nicht, was ihn demüthigen könnte. —

Nach dem Abendeſſen, mit welchem M. M. eben ſo ſehr, wie mit dem Glacee und den Auſtern zufrieden war, machte ſie Punſch. Kaum hatten

wir einige Gläſer getrunken, als ich ſie bat, zu überlegen, daß wir nur ſieben Stunden vor uns hätten.

Wir eilten in den Alcoven, den zwölf Kerzen erhellten. Hier übergab ich meine Nachthaube und bat M. M., ſie ſich als Frau aufzuſetzen. Sie dagegen verlangte, daß ich mich nicht im Alcoven, ſondern im Zimmer auskleide, bis ſie, im Bette liegend, mich rufen würde. Es geſchah nach zwei Minuten. Geſpräche, zärtlich und rührend, füllten die Pauſen der Liebe aus. Was ich Neues in ihren Armen erfuhr und lernte, beſchränkte ſich auf jene geheimſten Tiefen der Natur und der Seele, die der glückliche Moment allein hervorzaubert. Im trunknen Erwachen erhob ſie die Augen wie bis zum dritten Himmel, als ſey ſie den Weſen ihren Dank ſchuldig, welche die Kühnheit, mit welcher ſie mir ihre Leidenſchaft entdeckt, durch ſolche Wonnen belohnt hatten.

Schnell kleideten wir uns an. Als ich ihr die Haube in die Taſche ſteckte, verſicherte ſie mich, daß ihr dies Andenken ſtets theuer bleiben würde. Nach dem Caffee führte ich ſie zum

Platze St. Johannes und Paulus und verſprach einen Beſuch am nächſtfolgenden Tage. Nachdem ſie in die Gondel geſtiegen, ging ich nach Hauſe. Acht Stunden Schlaf ſtellten mich wieder her.

Am Nachmittage des nächſtfolgenden Tages eilte ich zum Sprachzimmer, meine Geliebte zu rufen, die augenblicklich erſchien, aber nur, um mir zu ſagen, daß ich mich auf der Stelle entfernen möchte, weil ſie ihren Geliebten erwarte. Dafür ſolle ich morgen wiederkommen. Ich gehe. An der Brücke ſehe ich eine Maske aus einer großen Gondel ſteigen, von deren Steuermann ich wußte, daß er beim franzöſiſchen Geſandten in Dienſt ſtehe. Er trug keine Livree, und die Gondel war einfach, wie alle Gondeln, welche Venetianern gehören. Ich wende mich um und ſehe die Maske nach dem Kloſter gehen. Alle Zweifel ſchwinden mir, und ich kehre nach Venedig zurück, froh der Entdeckung, daß dieſer Geſandte mein Vorgänger geweſen. Aber meiner M. M. wollte ich nichts ſagen.

Als ich am andern Morgen ſie beſuche, höre ich, ihr Geliebter habe bis zu Weihnachten Ab-

ſchied von ihr genommen. Er wollte nach Padua reiſen, aber alles war veranſtaltet, daß wir uns ſeines Caſino bedienen konnten.

Und weshalb nicht des Caſino in Venedig? —

Nicht vor ſeiner Rückkehr. Er hat mich darum gebeten, und er iſt ungemein behutſam. —

Gut! Aber wann ſehen wir uns im hieſigen Caſino? —

Sonntag, wenn Du willſt. —

In der Dämmerung werde ich mich einfinden und werde leſen, bis Du kömmſt. Haſt Du Deinem Geliebten geſagt, daß mein Caſino Dir gefallen? —

Alles habe ich ihm geſagt; nur ein Umſtand beunruhigt ihn. Meine jungfräuliche Ehre darf nicht bloßgegeben werden. Du verſtehſt mich. —

Ich werde das künftig bedenken, obwohl ich es bis jetzt nicht gethan. Da neun Tage vor Weihnachten die Masken abgelegt werden, muß ich Dein Caſino in der Gondel beſuchen. Zu Lande kommend, möchte man mich für den erkennen, der oftmals in der Kirche geſehen worden iſt. —

Gut überlegt! Du ſollſt Dir das Ufer bald merken. Auch während der Faſten darfſt Du kommen. —

Nun geriethen wir in ein Geſpräch über dieſen und andre Religionsgegenſtände, aus dem ich abnahm, wie die Schriften von Bolingbroke, Charron und andern Autoren, welche meine Geliebte von ihrem Anbeter empfangen, ihren Sinn mehr denn frei, faſt freigeiſteriſch gemacht hatten. Sie fühlte jetzt das doppelte Bedürfniß, ihr Gewiſſen zu beſchwichtigen und ihre ſinnlichen Neigungen zu befriedigen.

Nachdem ich den Beſuch im Caſino zugeſagt, kehrte ich nach Venedig zurück. Am Sonntage Nachmittags umfuhr ich die Inſel. Ich wollte verſuchen, das Ufer von ihrem Caſino und von dem kleinen Kloſterausgange zu entdecken. Aber jenes lernte ich erſt in den neun Tagen, dieſes nach ſechs Monaten unter Lebensgefahren kennen.

Um ein Uhr Nachts betrat ich meinen Tempel der Liebe und beſchäftigte mich, bis meine Angebetete erſchien, mit ihrer Bibliothek. Unter den wenigen, aber ausgeſuchten Büchern fand ich

die Schriften aller Philoſophen, welche gegen die Religion geſchrieben hatten, und Werke, welche die Freuden der Liebe mit dem wollüſtigſten Pinſel malten, auch Foliobände mit lüſternen Kupfern, z. B. den portier des chartreux, die Kupfer von Meurſius und Aloyſia Signa Toletana. Eine Stunde verging mir wie ein Augenblick.

Das Eintreten der M. M. im Nonnenkleide machte mich laut aufſchreien. Wir ſpeiſten und verabredeten vor dem Schlafengehen, daß wir uns am erſten der neun Tage wiederſehen wollten, wo der geſchloſſenen Theater wegen keine Masken getragen werden. Sie gab mir den Schlüſſel zum Eingange von der Uferſeite. Ein blaues Band am Fenſter ſollte mir bei Tage als Zeichen dienen, Nachts die Thür zu finden. Aber daß ich bis zur Rückkehr des Geliebten meiner M. M. in dem Caſino wohnen blieb, hob ihre Freude auf den Gipfel. Ich ſah ſie während der zehn Tage meines dortigen Aufenthalts viermal und vertrieb meine Zeit durch Leſen und durch Briefe, die ich an C. C. ſchrieb. Aber meine Liebe zu dieſer war ſehr beruhigt worden. Ihre

Nachrichten über M. M. erregten mir das meiſte Intereſſe. Sie machte mir Vorwürfe, daß ich die Bekanntſchaft dieſer Nonne nicht fortgeſetzt. Als Grund gab ich Beſorgniß an, entdeckt zu werden. So nöthigte ich immer mehr zur Geheimhaltung der Sache.

Es iſt unmöglich, zwei Schönen zugleich zu lieben, und es iſt unmöglich, nicht zu erkalten bei zu leichter Gewährung und zu langer Entbehrung. Die Schwierigkeit, welche es koſtete, M. M. zu ſehen, hielt meine Liebe in Kraft. Stets glaubte ich ſie zu verlieren und theilte ihr meine Beſorgniß mit, daß irgend jemand uns verrathen könne. Aber ſie behauptete, jede Nonne dürfe ſich in ihrer Zelle ſogar gegen die Aebtiſſin unzugänglich machen. Eine Feuersbrunſt allein könne das Geheimniß verrathen. Sie freute ſich, dahin gelangt zu ſeyn, daß ihre dienende Schweſter, noch eine andre Schweſter, die ſie mir niemals nennen wollte, und der Gärtner gewonnen ſey. Das alles hatte das Geld ihres Geliebten bewirkt, der auch für die Perſonen im Caſino und für den Gondelführer haftete.

Fünftes Capitel.

Der Abbé Bernis. — C. C. tritt wieder auf.

Am heiligen Abend vor Weihnachten erfuhr ich von meiner Geliebten die nahe Ankunft ihres Anbeters. Am Stephanstage wollte ſie mit ihm zur Oper gehen und am dritten Feiertage im Caſino in ſeiner Geſellſchaft zu Abend ſpeiſen. Den letzten Jahrestag widmete ſie mir. Dies mir ſagend, gab ſie mir einen Brief, mit der Bitte, denſelben erſt zu leſen, wenn ich ſie und Muran würde verlaſſen haben.

Eine Stunde vor Tagesanbruch packte ich meine Sachen zuſammen und bezog abermals die Wohnung bei Bragadin. Ungeduldig, den Brief

zu leſen, ſchloß ich mich ſogleich ein. Dies war ſein Inhalt:

„Etwas gekränkt hat mich Deine geſtrige Aeußerung wegen des Geheimniſſes über meinen Geliebten durch die Worte: „„Du gäbeſt mir den Geiſt frei, ſobald Du nur meines Herzens gewiß ſeyſt.““ Dieſe Unterſcheidung ſcheint mir ein wenig ſophiſtiſch. Findeſt Du ſie nicht auch ſo, dann kannſt Du mich unmöglich vollkommen lieben. Ich bin einmal nicht ohne meinen Geiſt. Wie willſt Du mein Herz lieben, wenn es nicht einig iſt mit dieſem? Kann Deine Liebe trotz dem damit fertig werden, ſo ſcheint ſie nicht die zarteſte zu ſeyn.“

„Aber damit nie eine Möglichkeit eintrete, daß Du mich einer Unwahrheit zeiheſt, ſo will ich Dir ein Geheimniß enthüllen, das meinen Freund betrifft, und deſſen Mittheilung er gewiß für unmöglich hält, denn es iſt ein Verrath. Du aber wirſt mich deshalb nicht minder lieben. Ich ſoll nun einmal ſchwanken, ob ich Dich oder ihn hintergehe; und die ſtärkere Liebe hat geſiegt. Aber nicht blindlings ergab ich mich. Die Grün-

de werden Dir einleuchten, welche der Wage für Dich den Ausſchlag gaben."

„Seitdem ich Dich näher zu kennen verlangte, mußte ich mich meinem Freunde entdecken. Seine Gefälligkeit war nicht zu bezweifeln. Dein erſter Brief, in welchem Du die Zuſammenkunft am Sprachgitter wählteſt, gab ihm eine hohe Meinung von Dir. Auch billigte er, daß nach der erſten Zuſammenkunft Du das Caſino von Muran vorzogſt. Aber nun mußte ich ihm erlauben, Zeuge unſrer erſten Zuſammenkunft von einem Gelaß aus zu werden, woſelbſt er unbemerkt alles ſehen und hören konnte, was vorging und geſprochen ward. Kein Menſch entdeckt dies Cabinetchen, auch Dir war es während der zehn Tage entgangen, da Du jenes Caſino bewohnteſt. Aber am letzten Tag im Jahre ſollſt Du es ſehen. Sage, ob ich die Forderung abſchlagen konnte? Ich willigte ein und mußte natürlich Dir alles verſchweigen. Nun weißt Du denn, daß nichts von dem, was bei unſrer erſten Zuſammenkunft vorgefallen war, meinem Geliebten entgangen iſt. Aber das darf Dir nicht zuwider ſeyn. Dein Benehmen hat ihm nicht minder ge-

fallen, wie Dein einnehmendes Scherzen. Meine Sorge, als das Geſpräch auf ſeinen Charakter fiel, war nicht klein; doch was Du ſagteſt, konnte ihm nur ſchmeicheln. Dies iſt alles, was ich Verrätheriſches zu bekennen habe, und je weniger es Dir Nachtheil gebracht hat, um ſo mehr darfſt Du es mir als verſtändiger Mann und mein Geliebter vergeben. Mein Liebhaber hegt das größte Verlangen, zu erfahren, wer Du biſt. Du warſt ungezwungen und liebenswürdig in jener Nacht. Wer weiß, wie Du Dich betrugſt, wenn Dir die Gegenwart eines Zeugen bekannt war. Vielleicht wärſt Du nicht einmal gekommen."

„Jetzt aber muß ich alles für alles wagen und mich beruhigen, indem ich mich gegen jeden Vorwurf verwahre. Wiſſe alſo, theurer Freund, daß mein Geliebter am letzten Jahrestage wieder in unſerm Caſino gegenwärtig ſeyn und daß er es erſt mit Tagesanbruch verlaſſen wird. Du ſiehſt ihn nicht; er aber ſieht alles. Da er nicht ahnen darf, daß Du unterrichtet worden, ſo kömmt alles darauf an, daß Du natürlich und unbefangen bleibeſt. Denn ſonſt er-

räth mein Freund, der Deinen Geiſt bereits kennt, daß ich das Geheimniß Dir entdeckt habe. Sey daher vor allem in Deinen Aeußerungen behutſam. Er beſitzt alle Tugenden, nur nicht die theologiſchen. So darfſt Du denn von Literatur, Politik und Reiſen ſprechen, auch Anekdoten nach Belieben erzählen; ſie werden ihm gefallen."

„Am meiſten ängſtet mich der Gedanke an die zärtlichen Stunden. Meine Furcht iſt grenzenlos. Wirſt Du einen Zeugen dulden können, und wird nicht das mich verrathen? Ich werde die folgende Nacht nicht ſchlafen und ich komme nicht zur Ruhe, bevor ich Deine Antwort habe. Iſt es Dir nicht möglich, wenn Du einen Zeugen ahneſt, meinen Geliebten darzuſtellen, ſo hoffe ich, meinen Freund überreden zu können, Deine Liebe ſey erkaltet, und vielleicht glaubt er es."

Dieſer Brief machte einen ſonderbaren Eindruck auf mich; aber nach gehöriger Ueberlegung mußte ich lachen. Es wäre vielleicht nicht geſchehen, wenn ich den Mann genauer gekannt hätte, welcher Zeuge meiner Liebesthaten ſeyn wollte. Ueberzeugt, M. M. würde bis zum

Empfange meiner Antwort in Angſt ſeyn, ſchrieb ich auf der Stelle dieſe Worte:

„Du ſollſt noch Vormittags die Antwort auf Deinen Brief erhalten, mein holder Engel, und ſollſt ohne Beunruhigung ſpeiſen. Ich werde die letzte Nacht des Jahres mit Dir zubringen, und Dein Geliebter ſoll keinen Grund erhalten, zu glauben, daß Du ſein Geheimniß verrathen. Sey gewiß, daß ich meine Rolle meiſterhaft ſpielen werde. Wenn der Menſch einmal beſtändig ſeiner Vernunft unterthänig ſeyn, wenn er nichts beginnen ſoll, ohne ſie befragt und zur Lenkerin erwählt zu haben, ſo begreife ich nicht, wie Schaam einen Mann abhalten kann, einer ſchönen Frau in Gegenwart eines Dritten Zärtlichkeiten zu erweiſen. Dennoch war es gut von Dir, mich beim erſten Male nicht benachrichtigt zu haben. Ich wäre den Vorſchlag nicht eingegangen, weil er mir mit der Ehre unverträglich erſcheinen, weil es ausſehen mußte, als wolleſt Du Deinem Freunde nur eine Gefälligkeit erweiſen, wenn ein ſo ſonderbarer Geſchmack ihn beherrſchte. Ja, mich hätte dieſes Vorherwiſſen ſo gegen Dich einnehmen können, daß ich viel=

leicht auf immer von meiner Liebe wäre geheilt worden, die in dem Augenblick erſt zu keimen begann. Das ſind die Eigenheiten des menſchlichen Herzens. Der jetzige Fall aber iſt anders. Alles, was Du von Deinem liebenswürdigen Freunde mir geſagt, hat ihm auch meine Freundſchaft erworben. Wenn Schaam Deine Zärtlichkeit nicht dämpft, wie ſollte mir es begegnen? — Kann der Menſch über ſeinen eignen Ruhm erröthen? So vermag auch ich nicht über die Eroberung, welche ich an Dir gemacht, zu erröthen. Alſo getroſt! Alles wird gut gehen. Lebe wohl! Ich ſiegle ſchnell und gebe augenblicklich dieſen Brief in Dein Caſino ab."

Ich verlebte die ſechs Tage meiner Ferien mit Freunden in der Redoute. Weil ich nicht Bank auflegen durfte, denn dies war nur Patriziern geſtattet, verlor ich unaufhörlich. Wer pointirt, muß verlieren. Die Einbuße von beinahe zweitauſend Zechinen erhöhte meine Liebe.

Am verabredeten Tage, zur gewöhnlichen Stunde, fand ich meine Schöne auf dem Caſino, mit dem Rücken gegen den Kamin ſtehend, in den Kleidern einer Dame aus der großen Welt.

„Mein Freund iſt noch nicht angekommen; aber wenn er eintritt, werde ich Dir mit den Augen winken,“ ſagte ſie.

Wo iſt der Ort, der ihn verbirgt? —

Siehe die Lehne dieſes Canapees. Alle dieſe erhobenen Blumen ſind durchbohrt. Die Löcher gehen nach dem dahinter liegenden Cabinet. In dieſem befindet ſich ein Bett, ein Tiſch und was ein Menſch ſonſt braucht, der ſechs bis ſieben Stunden belauſchen will, was hier vorgeht. Du ſollſt es gelegentlich ſehen. —

Hat Dein Geliebter es anlegen laſſen? —

Nein. Er konnte nicht vorausſehen, daß er jemals Gebrauch davon machen würde. —

Die Haare der M. M. waren diesmal ſehr ungezwungen friſirt; ein himmelblaues Kleid machte ihren ganzen Schmuck. Im Ohr hingen ihr Brillanten; der Hals war völlig bloß, und eine leichte Gaze zeigte da, wo die ſchöne Theilung begann, das glänzendſte Weiß. Das ſittſame Lächeln des ſchüchternen Geſichts ſagte: dies iſt das Weſen, welches Du liebſt. Sie hatte ganz wenig Roth aufgelegt, wie die Damen zu Verſailles pflegen. Das Reizende dabei iſt die

Leichtigkeit, mit welcher die Sache behandelt wird. Es ſoll den Augen als Vorbote holder Trunkenheit entgegenleuchten, die ſelige Augenblicke verheißt. M. M. ſagte mir, ihrem Geliebten zu gefallen habe ſie das Roth aufgelegt. Ich ſagte ihr, darnach ſey ich geneigt, ihn für einen Franzoſen zu halten, und in dem Augenblicke winkten mir ihre Augen. Der Freund war gekommen. Nun fing das Schauſpiel an, und ich übertraf mich an Leichtfertigkeiten im Geſpräch und in Handlungen, zwiſchen die das Abendeſſen eingeſchoben ward. Sie verwandelte ſich zur Bacchantin und legte am Morgen, im höchſten Grade erſchöpft, ihre Nonnenkleider an, nachdem ſie mich gebeten hatte, auf dem Caſino zu ſchlafen und ihr vor der Abreiſe nach Venedig mein Befinden zu melden. Auch ſie wollte mir ſogleich ſchreiben. Ich folgte, und erſt nach einer halben Stunde hörte ich ſie das Haus verlaſſen. Gewiß war ſie die Zeit über bei ihrem Freunde geblieben.

Ich ſchlief bis ſpät Abends, und kaum erwacht, ſchrieb ich meiner Geliebten, daß ich mich wohl befände. Dann ging ich nach Venedig und ſuchte den Maler auf, der mich für C. C. gemalt

hatte. In drei Sitzungen hatte er mein Gemälde vollendet. Es ſollte, verſehen mit dem Bilde eines Heiligen, der es verbarg, ein Medaillon bilden; aber ich gab dem Goldarbeiter an, das Geheimniß, wie mein Bildniß ſichtbar wurde, anders einzurichten, wie bei dem Ringe. Ich ließ eine Verkündigung malen und legte eine Idee zum Grunde, der ſpäterhin auch der berühmte Maler Mengs gefolgt iſt in der Verkündigung, die er zwölf Jahre ſpäter zu Madrid malte.

Am zweiten Tage im Jahre ging ich, bevor ich das Caſino beſuchte, zu Laura, um einen Brief für C. C. abzugeben. Auch von ihr empfing ich ein Schreiben, über das ich lachen mußte. Nicht bloß in die Geheimniſſe der Sappho, auch in die Metaphyſik hatte M. M. jenes Mädchen eingeweiht. Sie fing an, Freigeiſt zu werden, und ſchrieb mir unter andern, daß ſie ihrem Beichtvater nichts ferner entdecke, weil ſie ihm ihre Geheimniſſe nicht anvertrauen, aber auch nicht lügen wolle. Darauf hatte er ihr geſagt, ſie ſcheine mit ihrem Gewiſſen nicht mehr zu Rathe zu gehen, und ihre Antwort war

geweſen, ſie wiſſe ihm nichts zu ſagen. Aber wenn er darauf beſtände, ſo wolle ſie abſichtlich einige Sünden begehen, um ihm beichten zu können.

Auf dem Caſino fand ich einen Brief der M. M., worin ſie mir ihre Freude über die Nachricht von meinem Geſundheitszuſtande mittheilte, wegen deſſen ſie beſorgt geweſen war. Dann theilte ſie mir den Wunſch mit, in meiner Geſellſchaft nach der Oper zu gehen. Auch die mit ihrem Geliebten getroffene Verabredung, daß er und ich, wenn wir das Caſino beſuchten, fragen ſollten, ob ſchon jemand dort ſey, erfuhr ich in dem nämlichen Briefe. So konnten wir uns niemals kreuzen. Zum Schluſſe ſagte ſie mir: „Ich liebe Dich bis zur Anbetung; ich küſſe die Luft und bilde mir ein, daß Du es ſeyſt; ich verlange nach einem Gemälde von Dir. Hoffentlich wird Dir das meine gleich theuer ſeyn. Wir ſind einmal für einander geſchaffen, und ich zürne auf mich ſelbſt bei dem Gedanken, daß ich vielleicht der hindernde Theil bin. Hier empfängſt Du den Schlüſſel zu meinem Secretaire. Eigne Dir das zu, was die Aufſchrift: für meinen

Engel, trägt. Es iſt ein kleines Geſchenk, womit ich nach dem Wunſche meines Freundes das ſchöne Nachthäubchen erwidern ſoll. Lebe wohl!“

Der kleine Schlüſſel, welcher in dem Briefe lag, öffnete ein Schreibkäſtchen im Zimmer meiner Geliebten. Neugierig, die Art des Geſchenkes kennen zu lernen, welches ſie nach dem Willen ihres Freundes mir machen ſollte, öffne ich und finde das Paket. Es enthielt einen Brief und ein Etuis. Hier der Inhalt des Briefes:

„Was Dir dies Geſchenk werth machen muß, mein Theurer, das iſt mein Bild. Weil mein Freund es doppelt beſitzt, beraubt er ſich deſſen einmal, damit es in Deine Hände komme, die er dieſes Beſitzes ſo würdig hält. Die kleine Doſe wird Dir mein Gemälde zwiefach zeigen; auf dem Boden derſelben ſiehſt Du mich als Nonne, aber ein Druck gegen die Seitenwand hebt den Boden und zeigt mich in meinem natürlichen Zuſtande. Unmöglich kann eine Frau Dich mehr lieben, wie ich Dich liebe. Unſer Freund begünſtigt die Neigung zu Dir. Ich weiß nicht, wer mich mehr beglückt, ob mein Freund, oder mein

Geliebter. Ich möchte keinen über den andern erheben."

In dem Etuis fand ich eine goldne Doſe, noch mit Spuren von ſpaniſchem Tabak beſtreut. Alles verhielt ſich, wie M. M. es beſchrieben hatte. In der Geſtalt der Magdalene von Correggio lag ſie auf einem ſeidnen Polſter, nach einem Amor blickend. Es war ein Geſchenk, deſſen ich mich kaum würdig hielt. Ich ſchrieb ihr einen Brief, angefüllt mit den Empfindungen einer überſchwenglichen Dankbarkeit. Der kleine Schreibkaſten enthielt außerdem in verſchiedenen Schubläden ihre Diamanten und vier mit Zechinen angefüllte Geldbörſen. Die edle Verfahrungsweiſe bewundernd und alles wieder verſchließend, kehrte ich als ein Glücklicher nach Venedig zurück und würde es geblieben ſeyn, wenn ich mich des Spiels enthalten hätte.

Jetzt war auch das Gemälde der Verkündigung nach meinem Wunſche in ein Medaillon gebracht, und die Oeffnung, durch welche man die Schnur zog, um es am Halſe zu tragen, verbarg die geheime Vorrichtung. Nach einem Ziehen der Schnur ſchwand das Gemälde der

Verkündigung, und mein Bild ward ſichtbar. Damit mein Bild nicht kümmerlich erſcheinen möchte, fügte ich eine ſechs Ellen lange Goldkette hinzu, und nun verfügte ich mich am Epiphanientage nach der ſchönen Bildſäule, welche die Republik dem berühmten Helden Calnoni errichten laſſen, nachdem er, wenn die Geſchichte nicht lügt, zuvor vergiftet worden. Die Sentenz: sit divus, modo non vivus, wird dauern, ſo lange es Monarchen gibt.

Pünctlich ſtieg, wie immer, M. M. aus ihrer Gondel; ſie hatte für eine gute Damenmaske geſorgt. Wir beſuchten die Oper St. Samuel und gingen, als das zweite Ballet getanzt worden war, nach dem Ridotto. Der Anblick der patriziſchen Damen, die, ihrem Stande nach, unverlarvt erſcheinen durften, gewährte der Geliebten Freude. Nachdem wir eine halbe Stunde umhergegangen, verfügten wir uns in das Spielzimmer. M. M. verweilte bei der Bank des Momelo Mocenigno, damals des ſchönſten unter allen jungen Patriziern, die das Spiel liebten. Er ſaß nachläſſig am Tiſch und wandte das Geſicht nach dem Ohr einer benachbarten Dame,

deren Verehrer er war; ſie hieß Marine Piſani.

M. M. fragte mich, ob ich ſpielen wolle, und als ich es verneinte, fuhr ſie fort, ich müſſe mit ihr in Geſellſchaft ſpielen. Ohne meine Antwort abzuwarten, zog ſie ihre Börſe und beſetzte irgend eine Karte mit einer Rolle. Der Banquier miſcht, zieht ab, und die Karte der M. M. gewinnt. Die ſchöne Spielerin verſucht es nun mit einem Paroli. Der Banquier zahlt aus, nimmt ein neues Spiel zur Hand und redet ſeiner Nachbarin in das Ohr, gleichgültig gegen die vierhundert Zechinen ſcheinend, welche M. M. auf die Karte geſetzt. Da der junge Mann ſein Geſpräch fortſetzt, ſagt meine Geliebte zu mir: „unſer Spiel iſt dem Herrn zu unbedeutend.“ Damit nimmt meine Nachbarin die Karte weg und geht. Ich ſtreiche das Geld ein, und der Banquier ſagt: Ihre Maske nimmt es ſehr ſtreng. Ich gehe ohne Antwort zu meiner ſchönen Spielerin, die ich zahlreich umgeben finde.

Nun gingen wir zur Bank des gleichfalls jungen und ſchönen Pietro Marcello, dem die Schweſter Momelo's, Madame Venier, zur Seite

ſaß. M. M. ſpielt und verliert hinter einander fünf Rollen. Jetzt erſchöpft, greift ſie in meine Taſche, worin ſie die vierhundert Zechinen findet, und nimmt davon, ſo viel ſich faſſen läßt. In vier bis fünf Taillen hat ſie die Bank beinahe erſchöpft. Nun geht ſie, und der Banquier gratulirt zu dem Glücke. Nachdem ich alles Geld eingeſteckt, biete ich meinen Arm, und wir gehen zum Abendeſſen. Aber weil uns einige Neugierige verfolgen, nehme ich eine Gondel, die ich mir beſtellt hatte. Dadurch allein entgeht man neugierigen Spähern zu' Venedig.

Nach dem Abendeſſen finde ich beim Ueberzählen, daß auf mich tauſend Zechinen kommen. Den Antheil meiner Geliebten mußte ich in Röllchen packen, in ihr Schreibkäſtchen ſchließen und den Schlüſſel zu mir nehmen. Darauf übergab ich das Medaillon, und als M. M. mir Vorwürfe machte, ihr mein Bild noch nicht geſchenkt zu haben, entdeckte ich das Geheimniß, wodurch es ſichtbar ward. Sie gerieth außer ſich vor Freude, dies Gemälde zu beſitzen, das ſie ungemein gleichend fand.

Mir zu beweiſen, daß ſie auch Dichterin

ſey, ſchrieb M. M. einige Verſe nieder, und ich mußte bewundern, wie dieſe Venetianerin in ihrem drei und zwanzigſten Jahre bei der Kloſtererziehung in ſolchem Grade mit der Mythologie vertraut ſeyn konnte. Dann forderte ſie mich auf, ihre Klugheit und Mäßigung beim Spiele zu bewundern.

Nachdem wir die Nacht der Liebe geweiht hatten, und ſie weggegangen war, konnte ich mich nicht beruhigen; ich machte mich auf den Weg, meine ſchreiendſten Schulden zu bezahlen. Kaum kennt ein Verſchwender größere Freude, als wenn es ihm möglich wird, gewiſſe Schulden abzutragen. Das Glück meiner Geliebten vererbte ſich die ganze Zeit hindurch auf mich fort.

Als ich drei Tage nach den h. drei Königen mich zum Caſino in Muran verfügte, um in das Schreibkäſtchen meiner Geliebten zehn bis zwölf Rollen zu legen, fand ich eine Dienerin, die mir einen Brief gab. Einen zweiten brachte mir Laura von C. C.

M. M. theilte mir beruhigende Nachrichten über ihren körperlichen Zuſtand mit und wünſchte unterrichtet zu ſeyn, ob der Goldarbeiter, von

dem ihr Medaillon herrührte, vielleicht einen Ring mit dem Bilde der heiligen Catharina gefertigt habe, der gleichfalls ein Gemälde verberge. Sie wünſche das Geheimniß zu erfahren. Eine Kloſter=freundin von ihr beſäße einen ſolchen Ring, und den wünſche ſie zu beſitzen. Alles ſagte ich zu; aber ſonderbar genug ſetzte mich folgender Brief der C. C. durch das ſeltſame Zuſammentreffen in Verlegenheit; er war zwei Tage ſpäter, als der erſtere, geſchrieben.

„Wie ich mich freue, daß Du meine theure M. M. liebſt! Sie beſitzt ein Medaillon in der Größe meines Ringes. Von niemand, denn von Dir, kann ſie dies Geſchenk erhalten haben. Es muß Dein Bild verſchließen. Gewiß rührt die Verkündigung von dem Maler meiner Catharina her. Auch der Goldarbeiter iſt ohne Zweifel der nämliche, und Du mußt ihr das Angebinde ge=ſchenkt haben. Froh dieſer Entdeckung, wollte ich ihr nicht wehe thun, wenn ich ihr das Ge=heimniß mittheilte. Aber meine Freundin, ent=weder offner oder neugieriger, hat es anders ge=macht. Sie behauptete, meine Catharina müſſe heimlich das Bild der Perſon enthalten, die mir

das Geſchenk gegeben. Ich geſtand ihr, den Ring von meinem Geliebten empfangen zu haben, aber von dem Bilde deſſelben ſey mir nichts kund. Nun verſprach ſie mir, daß, wenn ſich alles verhielte, wie ſie vermuthe, und wenn mir die Sache nicht unangenehm ſey, ſo wolle ſie das Geheimniß ſchon an den Tag bringen und mir zugleich das ihrige mittheilen. Ueberzeugt, ihr Vorhaben würde nicht gelingen, überließ ich den Händen meiner Freundin den Ring. In dem Augenblicke ward ich abgerufen, und Nachmittags erhielt ich mein Kleinod mit dem Zuſatze zurück, daß M. M. nichts daran habe entdecken können; aber ein Gemälde ſey darin verborgen. Das glaubt ſie feſt; doch von mir ſoll ſie nichts erfahren. Wenn ſie Dein Bild ſähe, ſo erriethe ſie alles, und ich müßte bekennen, wer Du biſt. Es iſt mir nicht angenehm, daß ich ein Geheimniß vor ihr bewahren ſoll. Aber es kränkt mich keineswegs, daß ſie Dich liebt, noch daß Du ſie liebſt. Mich ſchmerzt nur, daß Du am Gitter allein ihr Deine Liebe erweiſen kannſt. Gern überließe ich Dir meinen Platz. Dadurch könnte ich zwei Perſonen glücklich machen. Lebe wohl."

Ich geſtand ihr nun, daß ſie richtig errathen habe, und bat ſie, das Geheimniß bei ſich zu behalten. Auch ſetzte ich hinzu, daß meine Neigung zur M. M. die dauernde Liebe zu ihr nicht erſchüttern könne. So wand ich mich durch, um die Intrigue zu unterhalten, deren nahe Auflöſung mich die enge Freundſchaft der beiden Geliebten beſorgen ließ.

Durch Laura hatte ich von einem Balle gehört, welcher an einem gewiſſen Tage im großen Sprechzimmer des Kloſters gefeiert werden ſollte. Dieſen wollte ich beſuchen, und zwar maskirt auf eine Weiſe, daß keine meiner beiden Geliebten mich erkennen ſollte. Sie zu ſehen, war ich gewiß. Man geſtattet nämlich zu Venedig in der Carnevalzeit den Nonnen dies unſchuldige Vergnügen. Im Sprechzimmer wird getanzt, und die Schweſtern bleiben im innern Verſchluß als Zuſchauerinnen. Wenn das Feſt vorüber iſt, entfernt ſich alles, und die Nonnen kehren in ihre Zellen zurück, zufrieden, daß ſie das Vergnügen der Weltleute mit anſehen konnten. Der Ball wurde in derſelben Nacht gegeben, auf welche M. M. mich nach ihrem Caſino geladen.

Trotz dem war ich ihrer und der C. C. Anweſenheit gewiß.

Damit keine der beiden Freundinnen mich erkennen möchte, maskirte ich mich als Pierrot. Keine Maske verſtellt glücklicher, ſofern man nicht lahm oder verwachſen iſt. Das weite Kleid, die langen und weiten Aermel, die faltigen Beinkleider verſtecken alles Unterſcheidende im Wuchs. Die Mütze, welche über Kopf, Ohren und Hals gezogen wird, birgt Haare und Geſichtsfarbe. Ein Gazetuch, darüber gezogen, macht ſogar unmöglich, die Augen zu erkennen.

Nachdem ich nichts als ein wenig Suppe gegeſſen, lege ich die Maske an, aller Kälte zum Trotz. Es gibt keinen leichtern Anzug, wie dieſen, der aus bloßer Leinwand beſteht. So laſſe ich mich erſt durch eine Gondel ein Stück Weges fahren, dann nehme ich, um zu wechſeln, ein zweites Schiff und komme nach Muran. Ohne Mantel, hatte ich nichts in meinen Taſchen, als Geldbörſe, Schnupftuch und den Schlüſſel vom Caſino.

Kaum bin ich an das übervolle Sprechzimmer getreten, als jedermann der Maske

Platz macht, deren Vorbild man in Venedig ſo allgemein kennt. Ich dringe, wie es im Charakter der Maske liegt, vor und nahe mich dem Kreiſe der Tanzenden. Hier finde ich mehrmals einen Arlequin, Polichinell, Scaramuz und Pantalon. Ich gehe an die Sprachgitter aller Nonnen und Koſtgängerinnen, von denen einige ſtanden, andre ſaßen, ohne bei einer zu verweilen. Aber ich erkenne wohl M. M. und von der andern Seite ihre zärtliche Freundin C. C., welche, aufrecht ſtehend, das Schauſpiel betrachtete. Taumelnd, als ſey ich betrunken, machte ich einen Gang durch den Kreis der Verſammelten, jeden von Kopf bis zu Fuß betrachtend, obwohl ich ſelbſt ungleich ſorgfältiger betrachtet und gemuſtert ward. Alle Welt ſtudirte mich.

Bei einem artigen Mädchen in der Arlequinmaske verweile ich und faſſe ihre Hand auf etwas plumpe Weiſe, als ſolle ſie mit mir tanzen. Alles lacht und macht uns Platz. Sie tanzt allerliebſt, ganz im Charakter ihrer Maske. Ich in der meinigen mache der Geſellſchaft den größten Spaß, weil ich ſtets thue, als wolle ich jeden

Augenblick umfallen, und dann wieder das Gleichgewicht gewinne. Der allgemeinen Furcht folgt Gelächter. Nach der Menuet tanze ich ſo zwölf Tänze des Volks von Forli mit unglaublicher Anſtrengung. Dann falle ich athemlos hin und thue, als ob ich ſchliefe. Alle Welt berückſichtigte den Schlaf des Pierrot, ſobald man mich ſchnarchen hörte. Nun folgte ein Contretanz von einer Stunde, den ich vorüberlaſſen wollte. Aber ein Arlequin mit der ihm geſtatteten Ungeduld fängt an, mit ſeiner Waffe mich auszuklopfen. Als Pierrot unbewaffnet, packe ich meinen Arlequin beim Gürtel und trage ihn ſchnell rennend durch das ganze Sprechzimmer, während er nicht abläßt, auf meinen H..... zu ſchlagen. Nun kömmt ſeine Arlequine, das artige Mädchen, mit welcher ich getanzt, ihm zu Hülfe und ſchlägt gleichfalls auf mich los. Jetzt gebe ich Arlequin frei, entwinde dem Mädchen ihr Holz und lade ſie auf meine Schultern, indem ich auf ihren H..... klopfe. So laufe ich wie wüthend durch den Saal. Alles lacht, und meine Kleine ſchreit aus Leibeskräften. Sie fürchtet, ich werde fallen und dann aller Welt entweder ihre Lenden oder

ihre Beinkleiderchen zeigen. Aber ein impertinenter Polichinell ſtörte den poſſirlichen Kampf. Ein Tritt, den er mir gibt, iſt Urſache, daß ich falle. Alle Welt pocht ihn aus. Ich aber ſtehe auf und fange mit dem Unverſchämten einen Kampf in allen Regeln an. Er war mir an Größe gleich. Aber ungeſchickt und ſeiner Kräfte nicht mächtig, zwang ich ihn, das Feld zu räumen, nachdem ich ihm ſo geſchickt die Knöpfe aufgeriſſen, daß er den falſchen Bauch und H.... zurücklaſſen mußte. Unter lautem Händeklatſchen und Gejauchze der Nonnen, denen ſolch Schauſpiel wohl noch nie vorgekommen war, benutzte ich den Augenblick, mich davon zu machen.

Triefend von Schweiß, nahm ich eine Gondel, ſperre mich ein und laſſe mich bei der Ridotto abſetzen, um einer Erkältung zu entgehen.

Die Nacht kündigte ſich eben erſt an; noch zwei Stunden mußten ablaufen, bis ich nach Muran zum Caſino ging, und ich konnte kaum erwarten, das Erſtaunen meiner Geliebten zu ſehen, wenn ſie mich als Pierrot erblicken würde. So ſchwärmte ich die ganze Zeit zwiſchen den

verſchiedenen Banken umher. Ueberall ſpielte ich und gewann. Ueberzeugt, daß niemand mich kenne, gab mein ungezügelter Körper und Geiſt ſich jedem thörichten Einfalle hin. Ich genoß die Gegenwart, ohne der Zukunft zu gedenken; ich verlachte jeden, der ſich trauriger Sorge über ſie hingibt.

Endlich ſagt mir der Glockenſchlag Zwei, daß die Liebe und daß eine auserleſne Abendmahlzeit mich mit neuen Freuden erwarten. Mit Taſchen, von Goldſtücken ſtrotzend, verlaſſe ich das Ridotto, eile nach Muran und gehe zum Caſino. Beim Eintreten in das bekannte Zimmer bilde ich mir ein, M. M. in Nonnenkleidern, den Rücken gegen den Kamin gekehrt, zu erblicken. Ich trete näher, um die Verwunderung ihres Geſichts zu leſen, und erſtarre. Ich erblicke C. C. in Nonnentracht, die, noch mehr verwundert, denn ich, ſich nicht regt. Ich ſinke in einen Armſeſſel, um Zeit zu gewinnen, von meinem Erſtaunen zu geneſen und meine Geiſteskräfte wieder zu ſammeln. Als ich C. C. erblickte, war ich wie vom Blitz getroffen. Meine Seele, ohne ſich zu bewegen, wie mein Körper,

ſchwankte in einem Labyrinth, das nicht zu entwirren war.

M. M., ſagte ich, ſpielt mir dieſen Streich. Aber wie konnte ſie meine Liebe zur C. C. erfahren? Dieſe hat mein Geheimniß verrathen. Aber wenn das der Fall iſt, wie kann ſie mit ſolcher Stirn vor meine Augen treten? Wenn M. M. mich liebt, wie konnte ſie ſich des Vergnügens berauben, mich zu ſehen, und wie konnte ſie ihre Nebenbuhlerin mir ſenden? Das iſt keine Probe von Wohlwollen; denn ſo weit treibt man dieſes nicht. Es zeugt von bitter beleidigender Verachtung.

Vergeblich ſuchte meine Eigenliebe die Möglichkeit dieſer Verachtung zu widerlegen. In finſtern Mißmuth vergraben, erkannte ich mich geneckt, betrogen und verachtet zugleich. So ſchlich eine halbe Stunde in ſchweigendem Unmuth hin, während der ſich meine Augen auf C. C. richteten, die, ohne ein Wort zu ſagen, mich gleichfalls betrachtete, noch verlegner, noch mehr eingeſchüchtert; denn ſie konnte mich höchſtens für die Maske gehalten haben, die im Sprachzimmer ſo thörichten Uebermuth getrieben.

Wahrhaft verliebt war ich in M. M. So leicht alſo konnte ich nicht die Eine für die Andre hinnehmen, obwohl mir es fern war, C. C. zu verſchmähen, deren Verdienſte ſich mit denen der M. M. die Waage hielten. Ich liebte, ich verehrte ſie; aber in dem Augenblicke war mir eine Andre zugedacht geweſen. Eine Verleugnung der Liebe, die meine Vernunft verwarf, durfte nicht eintreten. Ich ward verächtlich, wenn ich der C. C. ſchmeichelte. Die Ehre nicht nur verbot es mir; ich wollte mir auch das Recht erhalten, der M. M. einen Vorwurf zu machen, unſre Liebe ſo gleichgültig behandelt zu haben. Endlich mußte ich fürchten, ſie und ihr Geliebter befänden ſich in dem bewußten Cabinet.

Aber ein Entſchluß war zu faſſen nöthig. Ich konnte nicht die ganze Nacht ſo maskirt im beſtändigen Stillſchweigen zubringen. Ich dachte daran, wegzugehen, annehmend, daß weder C. C. noch M. M. auf den Gedanken kommen würden, ich ſey der Pierrot geweſen. Aber ich verwarf dieſen Ausweg, ſobald ich mir die Kränkung vorſtellte, welche die ſchöne Seele der C. C. erdulden mußte, wenn ſie erfuhr, daß ich wirklich der

Pierrot geweſen war. Sie konnte jetzt ſchon Zweifel hegen; und ich war ihr Gatte, ich hatte ſie verführt. Dieſe Gedanken zerriſſen mir die Seele.

Plötzlich fiel mir ein, M. M., ſobald ſie es für gut fände, würde das kleine Cabinet verlaſſen und würde erſcheinen. Das beſtimmte mich, zu bleiben. Ich nehme alſo das Kopftuch und damit meine Maske ab, ſo der reizenden C. C. mein Angeſicht zeigend.

Nur Du konnteſt das ſeyn, ſagte ſie, und ich ſchöpfe Athem. Du ſchienſt verwundert, als Du mich ſaheſt. Du mußt alſo nicht geglaubt haben, mich hier zu finden. —

Ich hatte nicht die geringſte Vermuthung. —

Es macht mich unglücklich, wenn Du deshalb böſe biſt. Aber ich bin unſchuldig. —

Holde Freundin, komm in meine Arme. Wie kannſt Du glauben, es könne mich verdrießen, Dich zu ſehen? Stets warſt Du die beßre Hälfte meines Weſens. Aber entreiße mich einem Labyrinth, in welchem ſich meine Seele verſtrickt. Du könnteſt nicht hier ſeyn, wenn Du nicht unſer Geheimniß verrietheſt. —

Ich? Deſſen wäre ich nicht fähig geweſen, und wenn es mein Leben gekoſtet hätte. —

Aber wie kamſt Du her? Wie vermochte Deine Freundin alles zu entdecken? Kein Menſch hat ihr ſagen können, daß ich Dein Gemahl bin. Laura vielleicht? —

Laura iſt treu, und ich errathe nicht das Kleinſte. —

Aber wie ließeſt Du Dich bewegen, dieſe Maske anzulegen? Du verläſſeſt das Kloſter und haſt mir nie ein Wort über dies wichtige Geheimniß geäußert. —

Kannſt Du glauben, ich würde Dir eine ſo wichtige Sache verſchweigen, wenn es je früher geſchehen wäre? Seit zwei Stunden verlaſſe ich das Kloſter zum erſten Male. Nichts iſt einfacher, nichts natürlicher, als die Veranlaſſung zu dieſem Schritte. —

Erzähle mir alles, theure Freundin. Meine Neugier hat keine Grenzen. —

Und mir iſt dieſe Neugier willkommen. Alles ſollſt Du hören. Du weißt, wie wir uns lieben, M. M. und ich. Kein engeres Band iſt denkbar. Alle meine Briefe müſſen Dich davon belehrt

haben. Seit zwei Tagen hat M. M. die Aebtiſſin gebeten, mich in ihrer Zelle ſtatt der Layenſchweſter ſchlafen zu laſſen, die eines Huſtens und Schnupfens wegen in ein Krankenhaus war gebracht worden. Es ward erlaubt, und Du kannſt Dir unſre Freude denken, einander ſo nahe kommen zu dürfen. Heute, einen Augenblick nachdem Du das Sprechzimmer verlaſſen hatteſt, wo wir ſo ſehr über Dich lachen mußten, ohne im geringſten zu argwohnen, Du könnteſt unter der Maske ſtecken, entfernte ſich M. M. Ich folgte; kaum waren wir allein, als ſie ſagte, ich müſſe ihr einen Dienſt erzeigen, von dem das Glück ihres Lebens abhinge. Ich bat ſie nur, ihn zu nennen. Darauf öffnete ſie einen Schubkaſten und kleidete mich an, wie ich hier ſtehe. Sie lachte, und ich nicht minder. Ich wußte nicht, worauf der Scherz hinauslaufen ſollte. Kaum war ich vollſtändig angekleidet, als meine Freundin ſagte, ſie wolle mir, ohne ſich Sorgen zu machen, ein wichtiges Geheimniß anvertrauen. Wiſſe, fing ſie an, daß es meine Abſicht war, dieſe Nacht das Kloſter zu verlaſſen, um erſt mit Tagesanbruch zurückzukehren.

Aber jetzt iſt es entſchieden, daß ſtatt meiner Du hinausgehen ſollſt. Du haſt nichts zu fürchten und Du bedarfſt keiner Belehrung, denn Du wirſt Dich bald in alles finden. In einer Stunde erſcheint eine dienende Schweſter, ich ſage ihr zwei Worte, und ſie wird Dich auffordern, ihr zu folgen. Du gehſt mit ihr zu der kleinen Thür hinaus in den Garten und bis an das kleine Ufer. Dort ſteigſt Du in eine Gondel und ſagſt dem Gondolier nichts, als: „zum Caſino!“ In fünf Minuten biſt Du dort, ſteigſt aus und trittſt in ein Zimmer, wo Du Feuer finden wirſt. Du biſt allein und erwarteſt. Ich fragte, wen? Niemand, antwortete M. M. Du ſollſt mehr erfahren. Nichts, das Dir mißfallen kann, wird ſich zutragen. Traue mir. Du wirſt in dem Caſino zu Abend eſſen und, wenn Du willſt, dort ſchlafen. Niemand ſoll Dich hindern. Aber weiter frage mich nicht, denn mehr kann ich nicht ſagen.

Nun ſprich, theurer Freund, was ſollte ich nach dieſen Worten thun, da ich mein Wort gegeben hatte? Feiges Mißtrauen lag mir fern. Ich lachte und bereitete mich auf etwas Ange=

nehmes vor. Kaum erſcheint die dienende Schweſter, ſo folge ich ihr, und nachdem ich drei Viertelſtunden gewartet, ſehe ich Pierrot.

Ich kann Dich verſichern, daß im Augenblicke Deines Eintretens mein Herz mir ſagte, Du müſſeſt es ſeyn. Aber auch im zweiten Augenblicke ſchon, als ich ſah, daß Du bei näherem Betrachten zurückwichſt, erkannte ich, Du hätteſt Dich hintergangen gefunden. Du haſt ein ſo finſtres Stillſchweigen beobachtet, daß ich es für ein Verbrechen gehalten hätte, dies Verſtummen vor Dir zu brechen, da ja, trotz der Stimme meines Innern, ein Irrthum möglich war. Die Maske des Pierrot konnte jemand Anders verbergen, aber gewiß niemand, der mir theurer geweſen wäre, als Du, den an mein Herz zu ſchließen ſeit acht Monaten mich der Zwang gehindert hat. Jetzt muß Dir meine Unſchuld einleuchten. Wohl Dir, daß Du dies Caſino kennſt! Du biſt glücklich, und mich freut das. M. M. iſt die Einzige, die nach mir Deine Zärtlichkeit verdienen konnte, die Einzige, mit der ich gern Dich ſie theilen laſſe. Ich bedauerte Dich. Nun bedaure

ich Dich nicht ferner. Dein Glück iſt das meine. Umarme mich!

Es wäre Undank und Barbarei geweſen, wenn ich dieſen Engel von Güte und Schönheit nicht mit ungeheuchelten Erklärungen meiner Liebe an das Herz gedrückt hätte. Nur aus Freundſchaft war ſie dorthin gekommen, wo ich ſie fand, und ich eilte, ihr Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Aber gegen M. M. erhob ich eine bittre Anklage, daß, wenn ſie mich liebte, es ihr möglich war, mir dieſen Streich zu ſpielen. C. C. unternahm ihre Entſchuldigung, ihre und die Lage der Freundin für gleich erklärend. Und als ich das beſtritt, vertheidigte ſie die edlen Geſinnungen der Nonne, indem ſie ſagte: Sie will, Du ſollſt einſehen, wie ſie Dich ohne allen Eigennutz nur um Deiner ſelbſt willen liebt. Was Dich erfreut, das ſoll auch ſie erfreuen. Sie will, Du ſollſt Dein Herz zwiſchen ihr und mir theilen, wie wir, ſie und ich, unſre Herzen getheilt haben.

Unſer Streit, in welchem ich mich gedemüthigt zu erklären nicht aufhörte, währte ſo lange in die Nacht hinein, bis die Layenſchweſter das

Abendeſſen auftrug. Ich war zu ſehr zerrüttet, um etwas genießen zu können. Aber die vermehrte Schönheit der C. C. hörte ich nicht auf zu bewundern. Dennoch blieb ich ungerührt. Treu zu ſeyn, wenn man recht heftig liebt, iſt ein ſchwaches Verdienſt.

Zwei Stunden vor Tagesanbruch ſetzen wir uns wieder zum Kamin. C. C., da ſie meine Traurigkeit bemerkte, vermied alles, was einer Reizung hätte ähnlich ſehen können. Liebe und Zärtlichkeit hauchten ihre Reden, aber mir warf ſie meine Kälte keineswegs vor.

Den Schluß der Unterhaltung machte die Frage: was bei der Rückkehr nach dem Kloſter der M. M. geſagt werden ſolle? Sie hofft mich froh und dankerfüllt für das Geſchenk dieſer Nacht zurückkehren zu ſehen. Was werde ich ihr ſagen? —

Sage ihr die reine Wahrheit, ohne ein Wort unſrer Unterhaltung, ohne einen meiner Gedanken zu verſchweigen, wenn Du ſie behalten haſt. Sage ihr, ſie habe mich auf lange Zeit unglücklich gemacht. —

Das würde ſie zu tief kränken. Sie liebt

Dich, ſie liebkoſet täglich das Medaillon mit Deinem Bilde. Alles werde ich anwenden, Euch beide ſchnell wieder zu verſöhnen. Ich ſchicke Dir morgen meinen Brief durch Laura, wenn nicht Du ſelbſt ihn abholen willſt. —

Deine Briefe ſind mir theuer. Aber M. M. wird es um keine Erklärung zu thun ſeyn. In Einem Puncte glaubt ſie Dir gewiß nicht. —

Ich verſtehe, daß wir ſtandhaft genug blieben, dieſe Nacht wie Bruder und Schweſter zuzubringen. Wenn ſie Dich kennt, wie ich Dich kenne, dann wird ſie das freilich nicht für möglich halten. —

Wäre das der Fall, ſo magſt Du ihr immerhin das Gegentheil ſagen. —

Gewiß nicht! Ich verachte ſolche ſchlecht geſchmiedete Lüge. Kann ich mich auch einigermaßen verſtellen, ſo liegt mir doch Falſchheit fern. Auch deshalb ward ich Dir ſo ſehr zugethan, daß Du Dir nicht das Anſehen gabeſt, mich noch zu lieben, als Dein Herz ſchon zu erkalten begann. —

Glaube mir, es iſt Traurigkeit, die mich niederdrückt. Mein Herz liebt Dich noch fort-

während. Ich bin in einem bejammernswerthen Zuſtande. —

Du weinſt? Schone mein Herz. Ich wollte Dir ja keine Vorwürfe machen. In einer halben Stunde wird auch M. M. weinen. —

Es war nicht ferner zu erwarten, daß M. M. erſcheinen würde; der Wecker aber ſchlug. Nun umarmte ich C. C. und nahm die Maske vor. Die Larve ſollte mich gegen den Wind ſchützen, den ich ſauſen hörte. Der C. C. gab ich den Schlüſſel zum Caſino und bat ſie, ihn M. M. einzuhändigen. Nun laufe ich nach der Ueberfahrt, in Hoffnung, eine Gondel anzutreffen; doch nicht eine einzige iſt am Ufer zu ſehen.

Den venetianiſchen Polizeigeſetzen gemäß kann ein ſolcher Fall eigentlich niemals eintreten. Zwei Gondeln wenigſtens, müſſen bei jeder Ueberfahrt zu allen Stunden dem Publicum bereit ſtehen; daß auch nicht eine Gondel anzutreffen, das iſt faſt nie der Fall. Aber heute verhielt es ſich ſo. Der Sturm tobte ungewöhnlich, und die Schiffer waren ſchlafen gegangen. Was ſollte ich am Quai eine Stunde vor Tagesanbruch halbnackt beginnen? Ich wäre nach dem Caſino

zurückgekehrt, wenn ich den Schlüſſel an mir behalten hätte. Der Wind riß mich beinahe weg, und nirgend konnte ich eintreten.

In meinen Taſchen hatte ich wenigſtens dreihundert Philippsthaler, die ich gewonnen, nebſt einer Goldbörſe. Die Diebe von Muran aber ſind höchſt verwegen und befinden ſich im Beſitze ganz eigner Vorrechte, welche der Staat ihnen wegen der Arbeit geſtattet, welche ſie in den zahlreichen Glasfabriken verrichten. Begegnete ich einem Paar derſelben, ſo ward ich ausgekleidet bis auf das Hemd. Ich trug ja nur den gewöhnlichen Dolch bei mir, den hier niemand von ſich läßt, ſein Leben zu vertheidigen. Meine Lage war jammervoll; ich zitterte vor Froſt.

Zufällig ſehe ich durch die Spalte eines Fenſterladens den Schimmer von Licht im Erdgeſchoß eines dürftigen Häuschens. Ich klopfe beſcheiden an. Wer pocht da? heißt es, und der Fenſterladen öffnet ſich. Ein Mann, erſtaunt über meinen Anzug, ruft: was wollt Ihr? — Ich bitte ihn, mich hineinzulaſſen, indem ich ihm einen Philipp — etwa elf Livres — reiche und meine Lage erzähle. Er öffnet, und ich erſuche ihn

nun, mir eine Gondel anzuſchaffen, die gegen eine Zechine mich nach Venedig bringe. Er kleidet ſich an und verſpricht, ein Fahrzeug herbeizuholen. Während er den Mantel überwirft, muß ich in ſein Zimmer treten, und hier erregt meine Geſtalt die Verwunderung der geſammten, in Einem Bette beiſammen liegenden Familie. Nach einer halben Stunde iſt der Mann wieder da; er hat eine Gondel mit zwei Rudern angeſchafft, aber die Zechine ſoll vorausbezahlt werden. Ich füge mich und bin froh, zwei kraftvolle Kahnführer zu ſehen.

Bis St. Michael geht alles gut. Doch kaum iſt die Inſel im Rücken, ſo gewinnt der Sturm eine Macht, daß ich meinen Tod vor Augen ſehe, wenn es ärger wird; auch mein Schwimmen half mir ſodann nichts. Ich rieth alſo den Gondolieren, ſie möchten ſich der Inſel nähern. Aber zur Erwiderung höre ich die Worte: ſie wären keine Memmen. Ich, mit dem Charakter unſrer Schiffer bekannt, ſchweige, denn der Sturm nimmt zu, die Wogen ſchlagen in das Fahrzeug, und meinen beiden Rudrern verſagen die Kräfte, das Schiff weiter zu treiben. Wir befanden uns

etwa hundert Schritte von der Einfahrt zum Canal der Jeſuiten, als der Sturm den einen Rudrer vom Vordertheil in die Fluth ſchleudert. Zwar ſchwingt er ſich glücklich wieder in das Fahrzeug und ergreift ſtatt des verlornen Ruders ein neues, aber das Waſſer ſtieg ſchon bis an den Bord der Gondel. Die höchſte Noth war da, und ich, ſchreiend, man ſolle das Verdeck der Gondel in das Meer werfen, ſchleudre eine Hand voll Silberſtücke hin. Nun ſtrengen die beiden Rudrer alle Kraft an, mir zu zeigen, daß ſie es mit Aeolus aufnehmen. Kaum vier Minuten vergehen, ſo ſind wir am Quai der Bettelmönche, und ich laſſe mich nach dem Palaſt Bragadin fahren. Schnell eile ich in mein Bette. Schlaf ſollte mich herſtellen, aber ich kann ihn nicht erlangen. Bragadin und meine beiden Freunde finden mich in rheumatiſchem Fieberzuſtande. Trotz dem müſſen ſie beim Anblicke meiner Pierrotmaske lachen, und beide gehen davon, nachdem ſie mich gelobt, daß ich mich der Gefahr ſo entſchloſſen entriſſen. Abends ergießt ſich der Schweiß ſo heftig, daß die Betten gewechſelt werden müſſen; eine Hirnentzündung

ſteht zu befürchten. Am folgenden Morgen bin ich völlig contract. Da das Fieber nachgelaſſen, mußte alle Beſſerung vom Verhalten erwartet werden.

Am Mittwoch erſchien Laura. Ich erklärte ihr, daß ich zwar weder leſen noch ſchreiben könne, bat ſie aber, am folgenden Morgen wiederzukommen. Sie legte ihre Briefe auf den Tiſch und hatte genug geſehen, um Bericht von meinem Zuſtande abſtatten zu können.

Erſt gegen Abend ward mir es möglich, die Thür abſchließen zu laſſen, um die Briefe zu leſen. Die erſte Freude gab mir der Anblick des Schlüſſels vom Caſino, deſſen Zurückgabe ich ſehr bereute. Im Briefe der C. C. lag ein Schreiben von M. M. Mit Heißhunger verſchlangen meine Augen nachſtehende Worte:

„Der C. C. Brief wird hoffentlich durch ſeinen Inhalt Dich alle Fehler überſehen machen, die ich beging, als ich Dir die lieblichſte Ueberraſchung zugedacht hatte. Von allen Vorgängen bin ich Zeuge geweſen, und hätte ich mich nicht eine Stunde vor Eurer Trennung ſchlafen gelegt, ſo durfteſt Du den Schlüſſel zum Caſino nicht

zurückgeben. Behalte ihn, um mich morgen Abend zu beſuchen; dem Sturme biſt Du ja nun einmal entgangen. Deine Liebe mag Dir Grund zu Klagen über mich geben, aber Du darfſt eine Frau nicht mißhandeln, die Dich wahrlich nicht beleidigen wollte."

Der Brief der C. C. war ſehr lang. Nur im Auszuge theile ich ſeinen Inhalt mit.

„Schicke mir den Schlüſſel nicht zurück, ſofern Du nicht als der grauſamſte der Menſchen zwei Frauen kränken willſt, die einzig Dich lieben. Wie ich Dein Herz kenne, ſo gehſt Du morgen auf das Caſino und verſöhnſt Dich mit M. M. Jetzt höre, was Du noch nicht weißt und was Du doch gern vernehmen wirſt."

„Kaum warſt Du bei einem Wetter davongegangen, das mich Deinetwegen bange machte, als ich, im Begriff, in das Kloſter zurückzukehren, erſtaunen mußte, M. M. plötzlich vor mir zu ſehen. Sie war Zeugin von allem geweſen, was unter uns vorgefallen. Mehrmals hatte ſie ſich zeigen wollen, doch nie ſich dazu entſchließen können. Sie fürchtete, ungelegen und in einem Augenblicke zu kommen, wo ſie die Verſöhnung

zweier Menſchen geſtört hätte, die ſich lieben mußten. Endlich war ſie eingeſchlafen und erſt erwacht, nachdem Du mir einen Schlüſſel eingehändigt hatteſt, den ich nicht kannte, und nachdem Du davongegangen warſt, wie von einem unheimlichen Orte. M. M. verſprach, mir alles in ihrer Zelle zu erzählen, und ſo machten wir uns bei ſtürmiſchem Wetter auf, ſehr beſorgt um Dich, der bei einiger Vernunft auf dem Caſino übernachten mußte. Im Kloſter entkleideten wir uns, M. M., um ſich niederzulegen, ich, um in weltlicher Kleidung mich an ihr Bett zu ſetzen. Folgendes ſind die Worte, die ſie mir ſagte:

„„Kaum hatteſt Du mir Deinen Ring überlaſſen, als ich einen kleinen blauen Punct darin ſorgfältig unterſuchte. Mit der weißen Emaille konnte er nichts zu thun haben und mußte alſo das Geheimniß verbergen, das ich ſuchte. Mit einer Nadel drücke ich darauf, und mir ſpringt zu meiner Freude und Verwunderung das Bild Deines Freundes entgegen. Mein erſter Gedanke war, Dir das Glück zu verſchaffen, mit ihm zu Abend zu ſpeiſen, und ſchnell gebe ich Deiner Catharina wieder ihre Stelle, Dir aber reiche ich

den Ring hin, ohne meine Entdeckung merken zu laſſen. Dein Herz kannte ich; Du beſaßeſt frühere Rechte auf meinen Freund. Mußte ich nicht Bedacht nehmen, Euch glücklich zu machen? Daß Du den Namen ſo beharrlich verſchwiegen, ſchrieb ich auf Rechnung eines Befehls, der Dich verpflichtete. Ich mußte Deine ſchöne Seele bewundern. Ich bildete mir ein, Dein Geliebter würde fürchten, uns beide zu verlieren, wenn wir nicht ungetheilt ſein Herz beſäßen. Unbeſchreiblich haſt Du mir leid gethan, als Du fortfuhrſt, die Gleichgültige zu ſpielen, und als doch Deines Geliebten Bild in meinen Händen Dir ſchon geſagt hatte, daß er Dich nicht ferner ausſchließlich liebe. Bald kannte ich keinen andern Gedanken mehr, als den, daß es uns drei höchſt glücklich machen müſſe, jedes Geheimniß unter uns aufgehoben zu haben. Ich wollte nun einen Schritt thun, der Eurer beider Zärtlichkeit gegen mich erhöhen müßte. Ich wollte Dir meine Stelle gönnen. Du ließeſt alles geſchehen; ich ließ Dich nach dem Caſino führen und blieb an einem Orte verborgen, wo ich Zeuge von allem war, was unter Euch vorfiel. Da

ich die Einleitung gegeben hatte, hielt ich mich für berechtigt, Zeugin zu ſeyn. Widerwärtiges durfte ich ja nicht erwarten.""

„„Eine Viertelſtunde nach Dir kam ich an und ward entzückt, als ich den Pierrot eintreten ſah, der uns ſo viel Scherz gemacht, ohne daß wir klug genug waren, ihn zu erkennen. Aber damit war es auch geſchehen, und im Augenblick darauf fingen Furcht, Angſt und Unzufriedenheit mit mir ſelbſt an, mich zu quälen. Unſer Geliebter hat die Sache wider Erwarten aufgenommen; er iſt in Verzweiflung davongegangen; er liebt mich noch und will mich vergeſſen. Es wird ihm auch gewiß gelingen. Schon die Zurückgabe des Schlüſſels beweiſt, er will das Caſino nicht ferner beſuchen. So habe ich in jener verhängnißvollen Nacht drei Menſchen, ſtatt ſie zu beglücken, unglücklich gemacht. Mein Leben ſteht in Gefahr, wenn nicht Du unſern Freund verſöhnſt. Ich kann ohne ihn nicht leben. Gewiß beſitzeſt Du ein Mittel, ihm zu ſchreiben. Du kennſt ihn, Du kannſt ihm dieſen Schlüſſel zurückgeben; Du vermagſt vielleicht ihn zu bereden, daß er morgen oder übermorgen auf mein

Caſino kömmt, wenn es auch nur geſchieht, um einmal noch mit mir zu ſprechen. Dann hoffe ich vielleicht. Heute ruhe Dich aus, aber morgen ſchreibe ihm die Wahrheit und habe Mitleid mit Deiner Freundin, wenn ſie für Deinen Geliebten glüht. Auch ich werde einige Worte ſchreiben; Du magſt ſie einlegen. Mich trifft die Schuld, daß er Dich nicht ferner liebt. Du ſollteſt mich haſſen und willſt mir wohl; ich muß Dich bewundern. Ich habe ſeine Thränen, ſeine Liebe geſehen und kenne ihn nun ganz. Daß Männer ſolcher Liebe fähig ſind, hätte ich nicht geglaubt. Ich habe die Nacht einer Hölle verlebt. Daß Du ihm unſre Liebe entdeckt haſt, kränkt mich nicht.""

„Thränen folgten den Worten der Freundin. Ich tröſtete, verſprach, zu ſchreiben, und legte mich in mein Bett. Vier Stunden ſchlief ich; M. M. vermochte nicht einzuſchlummern. Beim Aufſtehen erfuhren wir im Kloſter traurige Nachrichten, die uns bekümmern mußten. Zwei Fiſcherkähne hatten ſich in den Lagunen verloren, eine Gondel war umgeſchlagen, und alles hatte den Tod in den Wellen gefunden, was auf dem

Waſſer geweſen. Stelle Dir unſre Angſt vor, da wir nicht fragen durften. Wir gingen nach unſrer Zelle zurück; ich blieb bei M. M., welcher die Beſorgniß, Du könneſt ertrunken ſeyn, eine Ohnmacht zugezogen hatte. Ich, muthiger, behauptete, Du ſeyſt ein guter Schwimmer; aber Fieberſchauer jagten meine Freundin in ihr Bett. Erſt nach einer halben Stunde erzählte mir meine Tante mit Lachen, daß der luſtige Pierrot von geſtern ſich durch Schwimmen gerettet habe. Die Gondel des Kloſters habe ihn für eine Zechine hinübergeſchafft, nachdem er die Nacht noch auf einem andern Balle geweſen wäre. Der eine Rudrer ſey in die Fluth geſchleudert worden; da hätte der brave Pierrot all ſein Geld auf die Bank der Gondel geworfen und verlangt, das Verdeck wegzuwerfen. Das ſey geſchehen, und bald darauf wäre die Gondel in den Canal der Bettelmönche eingelaufen. Die Gondoliere hätten ſich in dreißig Philippsthaler getheilt und behaupteten, Pierrot, der an Muran und an den Ball denken werde, ſey ein Sohn des Herrn Bragadin, des Bruders vom Procurator, in deſ-

ſen Palaſt ſie ihn ohne Mantel und halbtodt vor Kälte abgeſetzt."

„Schweigend betrachteten wir uns, nachdem meine Tante gegangen war. M. M. fragte mich lächelnd, ob Du der Sohn des Herrn Bragadin ſeyeſt. Ich erklärte es für eine Möglichkeit, obwohl Du nicht ſeinen Namen führteſt, und jener Herr unverheirathet lebe. M. M. ſagte, daß es ſie verdrießen würde, wenn Du Bragadin wäreſt. Nun glaubte ich, Deinen Namen nennen und Bragadins Schritte zur Beförderung unſrer Verbindung erzählen zu müſſen. So, theurer Freund, hat Deine kleine Frau nun gar kein Geheimniß mehr gegen M. M. Ich hoffe, Du verzeihſt mir. Es iſt beſſer, daß unſre Freundin die reine Wahrheit, als ein Gemiſch von Wahrheit und Lüge erfährt."

„Meine Freundin fängt an, Hoffnung zu ſchöpfen; ſie hat gut geſchlafen, und die Ausſicht, Dich auf dem Caſino zu finden, wird alles vollenden. Dieſen Brief hat ſie dreimal geleſen und mich dreißigmal umarmt. Ich erwarte es kaum, Deine Antwort ihr übergeben zu können. Aber Laura ſoll dennoch warten. Ich ſehe Dich viel-

leicht noch im Caſino und beſſer geſtimmt. Lebe wohl!“

Dieſer Brief genügte, mir die Vernunft wiederzugeben. C. C. mußte ich nun bewundern, M. M. anbeten. Trotz meiner Lähmung fühlte ich mich nun gedrungen, beiden Mädchen zu ſchreiben. Es war freilich wenig, aber doch ſo viel, als nöthig war, ſie zu verſichern, daß ich wiederkommen würde. Der C. C. ſagte ich meine Billigung, daß ſie meinen Namen genannt, und geſtand ihr, daß ich ſchuldig ſey. An M. M. ſchrieb ich folgendes:

„Ich ließ C. C. den Schlüſſel des Caſino, damit ſie Dir ihn übergebe, theure Geliebte, denn ich hielt mich für verhöhnt, verachtet, entehrt. So wieder vor Deine Augen zu treten, ſchien mir unmöglich. Dieſen Eindruck hat eine That auf mich gemacht, die ich heroiſch finden müßte, wenn mein Geiſt dem Deinen gliche. Aber überall ſtehe ich Dir nach, und wenn wir uns wiederſehen, wird mein Erſtes ſeyn, Dich um Verzeihung zu bitten. Dies allein wird mich heilen können. Ich war geſtern dergeſtalt contract, daß ich Dir nicht ſchreiben konnte. Glaube mir,

ſchon auf dem Wege zum Canal ſah ich den Fehler ein, den ich beging, als ich Dir den Schlüſſel zum Caſino zurückſandte. Und als ich keine Gondel fand, da hatte ich es doppelt zu bereuen. Mit dem Schlüſſel verſehen, konnte ich zum Caſino zurückkehren, und ich läge dann nicht hier krank und zuſammengezogen. Es iſt dies die Strafe meines Unrechts. Künftig werde ich überlegter handeln, und nichts in der Welt ſoll mir Zweifel an Deiner Zärtlichkeit erregen. Dem Himmel ſey Dank, daß er mich durch ein Mittel zur Beſinnung gebracht, welches mich mein Unrecht einſehen lehrt. Was ſagſt Du von C. C.? Sie iſt ein verkörperter Engel und gleicht Dir. Du liebſt uns beide; ſie liebt uns ebenfalls. Nur ich bin der Schwache, der nicht vermag, es Euch gleich zu thun. Aber ich könnte doch wohl mein Leben Euch beiden aufopfern. Ich hege einen Gedanken, nur wage ich nicht, ihn dem Papier anzuvertrauen. Könnten wir uns doch in acht Tagen ſehen! Du ſollſt es zwei Tage vorher wiſſen. Lebe wohl!"

Am Morgen fand mich Laura auf meinem

Ruhebett. Ich gab ihr den Brief und bat ſie, C. C. mündlich zu grüßen.

Nach ſechs Tagen ging ich wieder in das Caſino zu Muran; man gab mir folgenden Brief von M. M.:

„Ungeduldig die Nachricht von Deiner Geneſung erwartend und hoffend, Du werdeſt wieder vollen Beſitz von dem Caſino gefaßt haben, woſelbſt Du gegenwärtig verweilſt, bitte ich Dich, theurer Freund, mir mit zwei Worten zu ſagen, wenn und wo, ob hier oder in Venedig, wir uns wiederſehen dürfen. Ueberall werden wir ohne Zeugen ſeyn.“

Meine Antwort lautete, daß ich mich wohl befände, und daß wir uns übermorgen an dem Orte ſehen wollten, wo ich dieſes geſchrieben.

Ich brannte vor Ungeduld des Wiederſehens; ich ſah ja mein Unrecht ein und kannte den Charakter meiner Geliebten. Was ich für ein Zeichen der Verachtung gehalten, das war Ausfluß ſinnreichſter Liebe geweſen. Daß ich ſie ausſchließlich liebe, konnte ſie nicht vermuthen. Sie glaubte, wie ſie ſich mit dem Geſandten, ſo theile ich meine Neigung zwiſchen ihr und C. C.

Am dritten Tage, den vierten Februar 1754, ſah ich mich meinem theuern Engel endlich wieder gegenüber. Sie war in Nonnenkleidern. Uns beide gleich ſchuldig fühlend, ſtürzten wir vor einander auf die Kniee nieder, ſobald wir uns anſichtig wurden. Wir hatten beide die Liebe gekränkt, M. M. als Kind damit ſpielend, ich ſie wie ein Janſeniſt behandelnd. Worte konnten hier nichts frommen. Eine Fluth wechſelnder Küſſe überhob uns der Sprache. Ohne uns gegenſeitig aus den Armen zu laſſen, ſtanden wir beide nach einiger Zeit auf und ſtürzten vereinigt auf das Sopha hin, unzertrennlich, bis ein langer Seufzer uns betäubte. Dies war das Gemälde unſers Wiederſehens, welches der herrlichſte Pinſel, der Pinſel der Natur, nicht wahrer, nicht reizender entwerfen konnte. In der Ruhe, welche dieſer Beweis völliger Ausſöhnung über uns ausgoß, mußten wir beide lächeln, als wir bemerkten, daß ich nicht einmal meinen Mantel abgelegt. Sind wir in der That ohne Zeugen? fragte ich.

Nach dieſen Worten ergriff M. M. eine Kerze und führte mich in die anſtoßende Kammer,

wo mir ein Schrank auffiel, den ich bereits früher für den Verberger des großen Geheimniſſes gehalten. Sie öffnete ihn, und nachdem ſie die Wand, welche den Rücken bildete, heruntergelaſſen, erblickte ich die Thür, durch welche wir eintraten in ein Cabinet, angefüllt mit allem, was nöthig war, um hier einige Stunden zuzubringen: ein Sopha, das zum Bette dienen konnte, ein Tiſch, Armſeſſel, Secretaire und Kerzen auf flachen Leuchtern. Neben dem Sopha befand ſich das bewegliche Bret. M. M. zog es weg. Durch zwanzig Oeffnungen, die ſich ziemlich nahe waren, überſah ich das ganze Zimmer.

M. M. konnte nicht anders, ſie mußte mir geſtehen, daß auch während jener Nacht, welche uns ſo viel Kummer verurſacht, ſie nicht allein Zeugin geweſen war, ſondern daß ihr Freund ihr Geſellſchaft geleiſtet. Er behauptete, — ſo erzählte ſie mir, — nie mehr, denn in jener Nacht, habe er das menſchliche Herz kennen lernen; Deine Qualen müßten grenzenlos geweſen ſeyn. C. C. erregte ſeine höchſte Bewunderung. Wer hätte dem Munde eines funfzehnjährigen Mädchens ihr Raiſonnement zugetraut, indem ſie, mein Betra=

gen rechtfertigend, nur von dem ausging, was die Natur und ihre himmliſche Seele ihr an die Hand gaben. Dein wird ein Engel, wenn Du ſie heiratheſt. Ihr Verluſt wird mich unglücklich machen, aber Dein Glück ſoll mich entſchädigen. Ich begreife nicht, wie Du Liebe zu mir faſſen konnteſt, als Du C. C. beſaßeſt, noch wie ſie nicht mich haſſen muß, da ich ihr Dein Herz entriſſen. Sie iſt ein überirdiſches Weſen. Sie ſagte mir, es habe ihr nöthig geſchienen, Dir die Neigung zu mir zu geſtehen.

Bei Tiſche ſitzend, bemerkte M. M., ich ſey magerer geworden. Wir riefen uns alle frohen und ſchmerzlichen Erinnerungen zurück, und die Geliebte theilte mir ihre Freude darüber mit, zu hören, daß ich nicht Patrizier ſey.

Ich vermuthete zwar den Grund ihrer Furcht, aber mich unwiſſend ſtellend, fragte ich, was ſie denn zu beſorgen habe, wenn ich auch Patrizier wäre?

Davon, theurer Freund, ſagte ſie, kann ich Dir den Grund nur entdecken, wenn Du mir bei Deiner Ehre die Gefälligkeit zuſagſt, um welche ich Dich bitten will. —

Sprich, meine Liebe, rechne auf mein Herz, mithin auf meine Gefälligkeit. —

Nun denn, ich wünſche in Geſellſchaft meines Freundes auf Deinem Caſino zu ſpeiſen. Er ſtirbt vor Verlangen, Dich kennen zu lernen. —

Nach dem Eſſen wirſt Du Dich mit ihm entfernen? —

Du ſiehſt wohl ein, daß das nöthig iſt. —

Kennt Dein Freund mich bereits? —

Ich glaubte ihm ſagen zu müſſen, was ich wußte. Sonſt würde er Dich nicht auf ein Abendeſſen beſuchen können. —

Nun, es ſey. Dein Geliebter iſt einer der fremden Geſandten? —

So iſt es. —

Aber er wird doch, wenn er mich beſucht, kein Incognito annehmen? —

Nichts weniger, als das. Ich ſtelle ihn bei ſeinem Namen und Stand vor. —

Nach dieſen Worten willigte ich ein. M. M. ſagte, ſie würde mir den franzöſiſchen Geſandten, Herrn von Bernis, bringen und ihn als dieſen vorſtellen, ſobald er die Maske abgelegt.

Die Partie war mir höchſt willkommen. Ich billigte die Furcht der Geliebten, mit einem Patrizier zu thun zu haben, und ſtellte die Folgen vor, wenn die Inquiſition ſich hineingemiſcht hätte; M. M. wäre entehrt geweſen, ich kam in die Bleikammern, und das Kloſter —

Da es der vierte Februar war, ſo wurde das Abendeſſen auf den achten verabredet. Nach dem zweiten Ballet wollten beide zu mir gehen, und ich mußte denn alles aufſchreiben, was zur Bezeichnung meines Caſino zu wiſſen nöthig war, wenn auf dem Wege dorthin niemand befragt werden ſollte.

Nach dieſer Verabredung erinnerte ich M. M., daß es Zeit ſey, uns zur Ruhe zu begeben, und daß mir, als einem Geneſenden, der Schlaf Noth thue. Sie ſtellte den Wecker auf zehn Uhr. Wegen der ſchon kurz werdenden Nächte blieben uns nach dem Schlafe nur noch zwei Stunden für die Aeußerungen der Zärtlichkeit, nachdem wir eng umſchloſſen, Mund an Mund, eingeſchlummert waren.

Zweien Lichtſtrömen gleich, ſchoß mir beim Erwachen aus den Augen der Geliebten Wonne

entgegen, während Venus=Roſen auf ihren Wangen glänzten, und die Hügel ihrer Bruſt ſchwellend hüpften. Der Schlummer hätte uns abermals überwältigt, aber der Glockenſchlag wollte uns verkünden, daß nur noch die Zeit zum Ankleiden uns gegönnt ſey.

Sie ging in ihr Kloſter zurück; ich ſchlief bis Mittag. Dann eilte ich nach Venedig und machte meine Beſtellungen zu der Partie auf den achten Februar.

Eigentlich hätte jetzt das Glück mich begünſtigen ſollen. Aber das Spiel einmal liebend, verlor ich, weil mir Bank aufzulegen die Mittel fehlten, früh und ſpät. Das machte mich unmuthig, unglücklich. Und weshalb ſpielte ich trotz dem? Aus einem Charakterzuge von Genauigkeit. Ich liebte die Verſchwendung, und das Spiel allein ſollte dazu mir die Mittel liefern. In jenen vier Tagen ging all das Geld verloren, das M. M. mich hatte gewinnen laſſen.

Sechstes Capitel.

Der franzöſiſche Geſandte Bernis macht Bekanntſchaft mit C. C.

Mit Anbruch der Nacht vom achten Februar begab ich mich nach meinem Caſino, und zur anberaumten Stunde ſtellte ſich M. M. ein, von ihrem angeſehenen Anbeter begleitet. Kaum hatte er die Maske abgelegt, als ſie ihn, ſeinem Namen und Stande nach, mir vorſtellte. Ich bin auf Ihre Bekanntſchaft begierig, ſagte Bernis, denn Madame erzählt mir, wir hätten uns ſchon in Paris geſehen.

Nach dieſen Worten ſah er mich mit derjenigen Aufmerkſamkeit an, die wir anwenden, wenn wir uns einer Perſon erinnern wollen. Er

ſchalt auf ſein ſchwaches Gedächtniß, und ich bat ihn, nicht darüber ungehalten zu ſeyn, denn wir hätten uns nicht geſprochen; daher müſſe er mir auffallender geweſen ſeyn, wie ich ihm es habe ſeyn können. Es war, fuhr ich fort, der preußiſche Geſandte, Lord Marechal, mit bei Tafel, als ich die Ehre hatte, in Eurer Excellenz Geſellſchaft bei Herrn von Moncenigo zu ſpeiſen. Vier Tage darauf reiſten Sie nach Venedig ab und nahmen vor dem Weggehen aus der Geſellſchaft Abſchied.

Jetzt erinnerte der Geſandte ſich meiner und wußte noch, daß er ſich erkundigt habe, ob ich einer der Geſandtſchaftsſecretaire ſey. Dann ſetzte er hinzu: aber ſeit heute werden wir uns nicht wieder vergeſſen; die Myſterien, die unſre Bekanntſchaft geſtiftet, ſind ſo beſchaffen, daß ſie uns zur engſten Freundſchaft vereinigen müſſen.

Hierauf ſetzten wir uns zu Tiſche; ich machte den Wirth. Der Geſandte, ein guter Schmecker, fand den Burgunder, den Champagner und den Graves, den ich nach den Auſtern vorſetzte, trefflich. Meine Mahlzeit war auserleſen, und ich ſpielte die Rolle eines Privatmanns, den ein

Fürſt und ſeine Geliebte beehrten. M. M. freute ſich über mein Benehmen und über die Weiſe, wie ich den Geſandten durch meine Geſpräche feſſelte. Aber mein Ernſt war nicht von der Art, daß er den Scherz völlig ausſchloß, und in auf=geheiterter Unterhaltung war der Geſandte Mei=ſter. Alles Geſpräch ward mit Lachen erregenden Zügen begleitet. M. M. fing an, die Umſtände zu erzählen, welche ihr zu meiner Bekanntſchaft verholfen.

Als ſie von meiner Liebe zu C. C. ſprach, ſchilderte ſie deren Schönheit und Charakter mit den reizendſten Zügen. Bernis hörte, als habe er keine Vorſtellung von dem Mädchen. Er mußte dieſe Rolle ſpielen, da ihm unbekannt war, daß ich es wußte, wovon er verborgner Zeuge geweſen. Seiner Geliebten ſagte er, ſie hätte ihm kein angenehmeres Geſchenk machen können, als ihn an unſrer Partie Theil nehmen zu laſſen. M. M. antwortete, ſie würde zu viel gewagt haben. Darauf wendete M. M. ſich an mich und meinte, wenn mir es Vergnügen machte, ſo könne ſie uns ſämmtlich bei ſich bewirthen, denn C. C. ſchlafe in ihrem Zimmer.

Dieſer Vorſchlag war mir auffallend; aber ich durfte ihr mein Befremden in dieſem Augenblicke nicht bemerkbar machen. In Ihrer Gegenwart, Madame, ſagte ich, verlangt man keine Erhöhung des Vergnügens; dennoch darf ich dieſem gütigen Anerbieten nichts entgegenſetzen. Ich will darüber nachdenken, ſagte M. M., und der Geſandte fügte hinzu: auch ich wäre gern von der Partie, wenn Sie die Schöne davon benachrichtigen, daß, außer Ihnen und dem Freunde, noch ein Dritter von der Geſellſchaft ſeyn wird.

Deſſen wird es nicht bedürfen, fiel ich ein. Ich brauche ihr nur zu ſchreiben, ſie habe buchſtäblich zu erfüllen, was Madame von ihr verlangt. Und das geſchieht morgen. —

So lade ich Sie auf übermorgen zum Abendeſſen ein, ſagte M. M., und ich bat den Geſandten um Nachſicht mit einem funfzehnjährigen Mädchen ohne Weltkenntniß.

Am folgenden Morgen ſchrieb ich nach der Verabredung an C. C., ohne aber des Dritten zu gedenken, den ſie in der Geſellſchaft finden würde. Ich gab den Brief an Laura, die mir

einen andern von M. M. dagegen einhändigte. Sie ſchrieb:

„Zehn Uhr hat es geſchlagen, und ich will mich niederlegen. Doch zuvor muß ich mein Gewiſſen von einer Sorge befreien. Du haſt wohl nur aus Gefälligkeit die Partie mit meinem Freunde angenommen. Sage mir die Wahrheit, und alles ſoll, ohne daß Du compromittirt werdeſt, auseinandergehen. Vertraue Dich mir; nur wenn Du damit einverſtanden biſt, wird die Partie zu Stande kommen. Noch mehr, wie Deine Perſon, liebe ich Dein Herz."

Die Beſorgniß der M. M. war nicht ungegründet; aber ich wollte nichts zurücknehmen, und M. M. kannte mich zu gut, um mich deſſen fähig zu halten. Ich antwortete dies:

„Glaubſt Du wohl, daß ich Deinen Brief erwartet habe? Ja, ich erwartete ihn; denn ich kenne Deinen Geiſt und weiß, welche Vorſtellung Du von dem meinigen hegſt, nachdem er Dir zweimal durch ſeine Sophismen furchtbar geworden. Ich bezeige Dir meine Reue darüber, wenn ich daran denke, daß ich, Dir dadurch verdächtig geworden, Deine Zärtlichkeit vermindert

haben könnte. Achte daher nicht auf meine Träumereien und glaube fortan, daß meine Geſinnungen von den Deinen ſich keinesweges unterſcheiden. Die verabredete Partie wird mir Freude machen. Ich nahm den Vorſchlag mehr aus Gefälligkeit, denn aus Neigung an, davon ſey überzeugt. C. C. iſt neu in der Welt. Es iſt gut, daß ſie lernt, ſich darzuſtellen. Ich empfehle ſie Dir und bitte: verdopple, wenn das möglich iſt, Deine Güte gegen ſie. Oft fürchte ich, Du möchteſt C. C. überreden, den Schleier zu nehmen. Das würde mich in Verzweiflung bringen. Dein Freund iſt der königlichſte aller Menſchen."

Nachdem ich mir auf dieſe Weiſe die Mittel, mich zurückzuziehen, ſelbſt abgeſchnitten, überließ ich mich allen Betrachtungen, zu denen Welt- und Menſchenkenntniß mich aufforderten. Ich ſah ein, der Geſandte war neugierig auf C. C. geworden, er hatte ſich gegen M. M. darüber erklärt, und dieſe hatte, ihrem Verhältniſſe nach, ſich zu dem Möglichen verpflichten müſſen, ihn zu befriedigen. Das durfte ſie nicht ohne meine Zuſtimmung; kaum konnte ſie ſonſt unternehmen, die Partie vorzuſchlagen. Beide hatten ſich zu

einem ſolchen Betragen verabredet, daß ich es wurde, der nach den Geſetzen der Höflichkeit und des Wohlwollens den Vorſchlag herbeiführen mußte. Der Geſandte, geſchickt, eine Intrigue in den Gang zu bringen, hatte mich in die Falle gelockt. Die Sache war geſchehen. Ich durfte nun weder den Tropf noch den Undankbaren gegen einen Mann ſpielen, der mir unerhörte Vorrechte zugeſtanden. Aber es konnte nun auch für beide Theile ein Erkalten eintreten.

M. M. hatte bei ihrer Rückkehr das alles gefühlt; ſchnell wollte ſie vorbauen oder wenigſtens ſich rechtfertigen dadurch, daß ſie vorſchlug, die Partie zu hintertreiben, ohne mich bloßzuſtellen. Daß ich ihren Vorſchlag nicht annahm, konnte ſie wiſſen. Eigenliebe ſchon, ſtärker denn Eiferſucht, hindert, daß ein Mann von Verſtand eiferſüchtig erſcheinen will, am wenigſten einer Geliebten gegenüber, die durch Verbannung dieſer widerwärtigen Leidenſchaft ſich ſo glänzend auszeichnet.

Am folgenden Morgen war ich ein wenig früher, wie gewöhnlich, nach dem Caſino gegangen und fand den Geſandten bereits dort. Er

empfing mich wahrhaft freundſchaftlich und ſagte, wenn er mich in Paris näher kennen gelernt, würde er mir Zutritt bei Hofe verſchafft haben, wo ich Glück gemacht hätte. Aber ich wäre ein Opfer der Revolution geworden, wie der Geſandte ſelbſt, wenn er nicht 1794 zu Rom geſtorben wäre. Obwohl reich, muß er doch unglücklich geſtorben ſeyn, ſofern er nicht ſeine Denkart noch kurz vor ſeinem Tode geändert hat; und das halte ich nicht für leicht.

Ich fragte, ob Venedig ihm gefiele. Lächelnd antwortete Bernis, es müſſe ihm gefallen; denn geſund und reich, könne er ſich alle Lebensgenüſſe hier leichter, denn irgendwo, verſchaffen. Aber, ſetzte er hinzu, man werde ihn wahrſcheinlich nicht lange auf ſeiner jetzigen Geſandtſchaftsſtelle laſſen, und er bat mich, M. M. nichts davon zu ſagen, weil ſie ſich betrüben könnte.

Sie erſchien, begleitet von C. C., deren Erſtaunen ſich nicht verbarg, mich in dieſer Geſellſchaft zu ſehen. Ich ermuthigte das liebe Geſchöpf durch den zärtlichſten Empfang, und Bernis war entzückt, als ſie ſeinen Gruß in derſelben Sprache erwiderte. Wir zollten der klugen

Lehrmeiſterin, die ſie ſo wohl unterrichtet hatte, unſern Beifall.

C. C. ſah ich als die Meinige an; darum ſollte ſie glänzen, und darüber wich alle Eiferſucht von mir. Ich wußte ſie in jene heitre Stimmung zu verſetzen, in welcher ſie bezauberte. Beklatſcht, verfolgt, geſchmeichelt und belebt durch den Ausdruck von Zufriedenheit, den ſie in meinem Geſichte ſah, ward ſie ein Wunder in den Augen des Mannes, den ich eben keineswegs verliebt in ſie wünſchte. Welch ein Widerſpruch! Ich ſelbſt beförderte ein Werk, durch deſſen Unterſtützung ſich jeder Andre meinen tödtlichſten Haß zugezogen hätte.

Während des Abendeſſens übertraf der Geſandte ſich ſelbſt in Artigkeiten gegen C. C. Geiſtvolle Heiterkeit und Scherze, die dem Anſtande nicht Eintrag thaten, herrſchten an unſrer kleinen Tafel. Ob Liebe mit im Spiele war, hätte kaum das ſcharfſichtigſte Auge zu errathen vermocht. M. M. erwies dem Geſandten nur Freundſchaft und mir Achtung. Jener widmete jedem Worte der C. C. ſeine Aufmerkſamkeit und wendete, ſie bewundernd, mit ſeinem Beifall ſich

jedesmal an mich. Am wenigſten ſpielte C. C. eine Rolle, oder vielmehr, ſie ſpielte, weil ſie ſich ganz ihrer Natur überließ, ihre Rolle am beſten.

Fünf Stunden allgemeiner Befriedigung ſchienen den Geſandten mehr, denn jeden von uns, vergnügt zu haben. M. M. war zufrieden über dieſen Abend, den ſie als ihr Werk betrachtete, und C. C. fühlte ſich geſchmeichelt, daß, Allen gefallend, ſie der Gegenſtand von Bernis vorzüglichſter Aufmerkſamkeit geweſen war. Lächelnd ſah ſie mich an, und ich verſtand vollkommen die Sprache ihres Herzens. Sie wollte mich an den Unterſchied im Tone dieſer Geſellſchaft erinnern, wie er abwich von jenem, in welchem ihr Bruder ſie durch ſeine Frechheit beleidigt hatte.

Um acht Uhr fing man an, des Aufbruchs zu gedenken. Der Geſandte mußte ſeinen Dank abſtatten und er wandte ſich an M. M. mit ausgezeichneter Artigkeit. So nöthigte er dieſe zu einer neuen Einladung auf übermorgen. Auch ich ward aufgefordert. Ich weiß nicht, ob M. M. meiner Einwilligung gewiß war. Kurz, mit dieſer Verabredung trennten wir uns.

Es war mir nicht möglich, an das nächſte Zuſammenkommen zu denken, ohne den Gang der Sache vorauszuſehen. Der Geſandte hatte ſein Glück durch die Frauen gemacht, denen er zu ſchmeicheln verſtand, und ſein wollüſtiges Temperament fand ſeine Rechnung dabei. Indem er ſich ſelbſt einen leichten Sinnenreiz verſchaffte, wußte er ein Verlangen zu wecken, ohne welches er nicht genießen wollte. Ich ſah ihn verliebt in C. C., und mit der Schönheit ihrer Augen begnügte er ſich ſchwerlich. Ich wußte, er hatte den feinſten Plan angelegt, deſſen Ausführung M. M., ohne es zu wiſſen, auf das delicateſte lenkte. Zu weit wollte ich die Gefälligkeit nicht treiben; aber daß man mir C. C. ablockte, damit ſah ich alles Angefangene ſchließen. Ich wollte weder hindern noch befördern. Ich wußte, meine kleine Geliebte that nichts, was mir mißfallen hätte; ſo beruhigte ich mich, an die Schwierigkeit denkend, die es haben würde, ſie zu verführen. Noch mehr, ich fürchtete die Folgen dieſer Intrigue und war doch auf ihren Ausgang begierig. Bei dem nächſten Abendeſſen blieb gewiß nicht alles, wie das erſte Mal es geweſen war.

Mein Benehmen wollte ich nicht ändern; aber ich zitterte, wenn ich an C. C.'s Unerfahrenheit dachte, wenn ich überlegte, man könne ſie mißbrauchen, indem man ihre Güte und Gefälligkeit benutzte. Dann konnte ich mir aber auch jene Verrätherei von ihrer Seite um ſo weniger vorſtellen, als ich ſie ja noch immer heirathen wollte. So ſchwankend, ließ ich mich am Ende gehen; ich wollte eben den Erfolg abwarten.

Ich begab mich daher auf das Caſino; meine Damen ſtanden am Kamin. Grüßend frage ich: wo iſt unſer Franzoſe? — Dann, die Maske abnehmend, ſpende ich beiden meine Liebkoſungen, bleibe aber in allen Schranken des Anſtandes. So vergeht eine Stunde. Es ſchlägt drei Uhr, unſer Freund kömmt nicht, und M. M. wird ängſtlich, als ihre dienende Schweſter einen Brief übergibt, der folgendes vom Freunde enthält:

„Ein Courier, der ſeit zwei Stunden eingetroffen iſt, beraubt mich des Glücks dieſer Nacht. Ich muß antworten. Sie werden mich entſchuldigen, aber auch beklagen. Darf ich hoffen, daß

Sie mir Freitag das Vergnügen gewähren, das ich heute entbehren muß? Geben Sie mir morgen Nachricht. Ich wünſche, ich dürfte Sie in der heutigen Geſellſchaft finden."

Das entſchuldigt den Geſandten, ſagte M. M. Wir ſpeiſen unter uns. Werden Sie Freitag kommen? —

Mit Vergnügen. Aber was fehlt Dir? frage ich C. C. Die Nachricht hat Dich verſtimmt, wie es ſcheint. —

Es thut mir um Dich und meine Freundin leid, daß es ſo kommen mußte; ich habe noch keinen ſo artigen und einnehmenden Mann geſehen, ſagte C. C.

Es freut mich, fuhr ich fort, daß er dieſen Eindruck auf Dich gemacht hat. —

Was verſtehſt Du unter Eindruck? Iſt es möglich, gegen ſein Benehmen gleichgültig zu bleiben? —

Ich bin ganz Deiner Meinung. Und nicht wahr, Du liebſt ihn? —

Und wenn das auch wäre, ſo würde ich es ihm deshalb wohl nicht zugeſtehen. Ohnehin liebt er ja meine Freundin.

Nach dieſen Worten wendete ſie ſich liebkoſend zu M. M., und ich geſellte mich beiden zu. Unſer aller Begierden wurden rege, und mit getrübter Seele blickte ich am folgenden Morgen auf eine Nacht zurück, in welcher vielleicht mehr, als je, die Sinne alle Vernunft unterjocht hatten.

Kaum ſtellte ſich die Ueberlegung ein, ſo ſagte ich mir, der Geſandte habe ſich abſichtlich entſchuldigen laſſen. Die beiden Mädchen hatten vorausgeſehen, daß ich es merken würde, und ſie trauten mir zu, ich würde ihm in der Gefälligkeit nicht nachſtehen. Sie ſchloſſen, wenn Bernis mir das Vergnügen einer ſolchen Nacht gewährte, ſo würde ich ihm kein Hinderniß bereiten, ein gleiches Vergnügen zu genießen. Der Schluß war richtig, und von C. C. kein Widerſtand zu beſorgen, ſobald meine Abweſenheit jedes Hinderniß entfernte. Es war die Sache der M. M., C. C. zu beſchämen, wenn ſie ihr nicht nachahmte. Arme C. C.! Ich ſah ſie gemißbraucht, und es war mein Werk, wenn das geſchah. Fand ich mich Freitag ein, ſo gab es eine Nacht in allen Regeln des Anſtandes; nur daß ich mich lächerlich, eiferſüchtig, geizig, undankbar und grob

bewies. Blieb ich aus, ſo war C. C. verloren, wenigſtens in meiner Seele. Schwerlich liebte ich ſie ferner, und wie wollte dann ich ſie heirathen!

In dieſem Kampfe meines Innern ſuchte ich nach Gewißheit. Maskirt gehe ich nach dem Palaſte des Geſandten und erſuche den Schweizer, einen Brief nach Verſailles dem Courier mitzugeben, welcher abgehen würde, ſobald ihm auf die geſtern überbrachten Depeſchen die Antwort zugeſtellt worden. Aber man weiß von keinem Courier. Ich frage weiter und höre, Bernis habe beim ſpaniſchen Geſandten ſoupirt.

Nun ſah ich ein, ich mußte die Pille verſchlucken und C. C. ihrem Schickſal überlaſſen. Es wäre Feigheit geweſen, wenn ich das Mädchen erſucht hätte, nicht zu erſcheinen.

Gegen Abend alſo gehe ich nach dem Caſino und ſchreibe M. M., eine Angelegenheit Bragadins beſchäftige mich die ganze Nacht mit ihm. Darauf gehe ich verdrießlich nach Venedig zurück, ſpiele die ganze Nacht hindurch und verliere dreimal mein Geld.

Am dritten Tage empfing ich Briefe von M. M. und C. C. Letztere ſchrieb:

„Als wir erfuhren, Du würdeſt nicht zu uns kommen, blieben wir lange Zeit ſehr verſtimmt. Auch der Freund meiner lieben M. M., der bald darauf eintrat, war nicht damit zufrieden. Wir waren auf ein trauriges Abendeſſen gefaßt. Aber umgekehrt. Die Scherze des angenehmen Franzoſen ermunterten uns. Du glaubſt nicht, zu welchen Tollheiten uns der Punſch und der Champagner hinriß; und er gab uns nichts nach, obwohl wir durch ihn mehr zum Lachen aufgeregt als ermüdet wurden. Er iſt ein einnehmender Mann, recht gemacht, ihn zu lieben. Aber Dir ſteht er in allem nach. Glaube mir, lieben werde ich nur Dich, und der Gebieter meines Herzens bleibt keiner, wie Du.“

Dieſer Brief, obwohl kränkend, hätte mein Lachen erregen ſollen. M. M. ſchrieb noch ſonderbarer:

„Gewiß haſt Du nur aus Artigkeit gelogen, und ich war darauf gefaßt. Du haſt großmüthig meinem Freunde vergelten wollen, was er Dir gethan, als er mir erlaubte, Dich zu

lieben. Wie ſchön iſt es, die Freuden der Liebe und das Schöne der Freundſchaft zu verbinden! Es kränkte mich, Dich nicht zu ſehen. Aber wenn Du zugegen geweſen wärſt, würden wir nicht eben gelacht haben. Unſer Freund iſt einmal von gewiſſen Vorurtheilen befangen. C. C.'s Geiſt finde ich ſchon ſo frei geſinnt, wie den meinen. Das haſt Du mir zu verdanken; ich darf mich rühmen, ihre Bildung vollendet zu haben. Wärſt Du doch in dem Obſervatorium verſteckt geweſen! Du hätteſt zwei unvergleichliche Stunden verlebt. Mittwoch komme ich allein in Dein Caſino. Sage mir, ob ich Dich bei der Statue finden werde. Biſt Du verhindert, ſo nenne mir einen andern Tag."

Ich mußte nun dem Bündniſſe der beiden Mädchen meinen Beifall geben. Ich war bitter und ſollte mich freundlich ſtellen. Tu l'as voulu, George Dandin! Vergebens verſuchte ich, mit mir einig zu werden, ob meine Schaam echt oder falſch wäre. Ich vermochte über mich, in dem Briefe, welchen ich an C. C. ſchrieb, ſie zu ermahnen, M. M. als ihr Vorbild zu betrachten und ihr zu folgen. Der Letztern ſchrieb ich, ſie

würde mich bei der bewußten Bildſäule finden. Mein Brief, angefüllt mit falſchen Lobeserhebungen wegen der Lehren, welche ſie C. C. gab, enthielt einen einzigen Doppelſinn. Ich dankte für den Platz, den ſie mir in dem Obſervatorium zugedacht, und erklärte, daß ich ſchwerlich darin ausgehalten haben würde.

Am Mittwoch fand ich M. M. an der Bildſäule in Mannskleidern. Sie wollte weder in das Theater, noch in die Oper gehen, ſondern nach der Redoute zu den Spieltiſchen. Wir verloren, was wir hatten, ſie ſechshundert, ich hundert Zechinen. Nun wußte ſie ihren Freund aufzuſuchen, um Geld von ihm zu fordern. Nach einer Stunde brachte er einen Beutel, angefüllt mit dreihundert Zechinen. Sie begann das Spiel von neuem und gewann alles Verlorne wieder. Aber unzufrieden damit, verlor ſie nach dem Eſſen auch dieſen Gewinnſt nochmals. Nach Mitternacht gingen wir zum Abendeſſen. Ich war traurig, aber ich ſuchte es zu verbergen. Sie blieb ſchön, heiter, liebevoll, kurz, immer dieſelbe.

Mich in eine beſſere Stimmung zu verſetzen,

erzählte M. M. die Geſchichte der Nacht, die ſie mit C. C. und ihrem Freunde zugebracht. Sie hätte das nicht thun ſollen. Aber oft tragen wir die eigne Stimmung auf den Freund über. Kaum konnte ich erwarten, daß wir uns niederlegten, damit die Unterhaltung zum Schluſſe kam, die mir nicht behagte. Nun wurden die Liebkoſungen meiner Geliebten ſo wirkſam, daß ich mit glühender Zärtlichkeit ſie verließ. Sie gönnte mir keine Ruhe, ich mußte ihren geſammten Geldbeſtand von dem Caſino abholen und mit ihr in Geſellſchaft ſpielen. Seitdem gewann ich, ſo lange das Carnaval noch währte. Kaum die ſechste Karte ſchlug mir fehl. Dadurch ſtellte ich meinen Schatz und den meiner M. M. wieder her. Sie ſchrieb mir, wir müßten am letzten Montage des Carnavals nothwendig alle vier in Geſellſchaft ſoupiren, und ich nahm das an.

Dies war das letzte Abendeſſen mit C. C. Ich fand ſie heiter, und, ganz mit M. M. beſchäftigt, hinderte ich ſie nicht, ſich vollkommen dem neuen Geliebten zu widmen. Aber ich richtete mit M. M. es ein, daß ich mit ihr, und daß C. C. mit dem Geſandten blieb, jedes Paar

von dem andern getrennt. M. M. nämlich gab Kopfſchmerzen vor und begab ſich mit mir in den Alcoven. So ging das Carnaval zu Ende.

Am erſten Freitag in den Faſten überraſchte mich ein Brief von M. M. durch zwei betrübte Nachrichten. Die Mutter der C. C. war geſtorben, und das arme Mädchen in Verzweiflung. Ferner ſollte die wiedergeneſene Laienſchweſter zu M. M. zurückkehren und ſie von C. C. trennen, deren Geſellſchaft ſich die Tante der Letztern erbeten hatte. Dies hinderte, daß der Geſandte noch einmal mit C. C. ein Abendeſſen verabreden konnte. M. M. lud mich auf Montag ein, und ſie nebſt dem Geſandten fand ich ſehr niedergeſchlagen. Beide hatten C. C. verloren.

Um Mitternacht verließ uns der Geſandte. Er äußerte, eine wichtige Angelegenheit dürfe ihn in vierzehn Tagen nach Wien rufen. Wir verabredeten eine Zuſammenkunft bei Faſtenſpeiſen auf jeden Freitag.

Kaum waren wir allein, als M. M. mir ſagte, es würde den Geſandten verpflichten, wenn ich künftig zwei Stunden nach Mitternacht das Caſino beſuchte. Dieſem geiſtvollen Manne war

jede Nähe eines Zeugen unbequem und beſchwerlich. Seitdem war er gewöhnlich ſchon befriedigt, wenn ich kam, und er entfernte ſich daher. M. M. fand mich faſt glühender, als ſonſt, denn wir ſahen uns nur einmal wöchentlich. In der That erwartete ich den Freitag jedesmal mit Ungeduld. Die Briefe, die dann von C. C. anlangten, rührten mich bis zu Thränen. Nach dem Tode der Mutter durfte ſie auf die Freundſchaft keines ihrer Verwandten ferner rechnen. Mich nannte ſie ihren einzigen Freund. Da keine Hoffnung war, daß ſie mich ſah, ſo lange ſie im Kloſter bleiben ſollte, empfahl ſie mir, ihrer M. M. ein treuer Freund zu bleiben.

Am Charfreitage fand ich das Paar ſehr bekümmert. Sie aßen nicht und ſprachen kaum. Beſcheidenheit verbot mir jede Frage. Aber während M. M. ſich auf einen Augenblick entfernt hatte, vertraute mir der Geſandte, ſeine Freundin ſey betrübt, weil er vierzehn Tage nach Oſtern abreiſen würde. Er müſſe nach Wien und würde vielleicht nie zurückkehren. Das Letztere ſollte ich ihr verſchweigen.

Nachdem M. M. wiedergekommen war, ſagte

Bernis uns beiden, daß er abreiſen, aber zurück-kehren würde, ſobald ſein Geſchäft beendigt ſey. Das Caſino ſtellte er zu unſrer Dispoſition, nur beſchwor er M. M., während ſeiner Abweſenheit es nicht zu beſuchen, weil ſeine eigne Perſon allein für die Treue der Gondoliere bürgen könne. Ferner beſorgte er, daß den Staatsinquiſitoren unſer Verkehr kein Geheimniß mehr ſey, und daß aus Politik nur ſie ihm durch die Finger ſähen. Er fürchtete, M. M. könne nur mit Gefahr das Kloſter verlaſſen, ſobald es nicht ferner um ſeinetwillen geſchähe. Auch wollte er nur für den Kloſtervogt nebſt deſſen Frau haften können, und dieſen wie ſeine eigne Perſon zu betrachten, empfahl er mir an. Schlüßlich meinte er, daß, wenn wir be-ſonnen verführen, alles bis zu ſeiner Rückkehr gut gehen würde. Einſtweilen vertraute er M. M. meinen Händen an. Aber ſie ward durch dieſe Nachricht ſo gerührt, daß wir ſie entlaſſen mußten. Die nächſte Zuſammenkunft verabrede-ten wir auf Donnerstag nach Oſtern.

Als wir allein waren, ſchilderte mir der Geſandte die Nothwendigkeit, ſeine Freundin über ſeine Rückkehr im Dunkeln zu laſſen. Ich will,

ſagte er, mit dem Cabinet von Wien einen Plan ausarbeiten, der ganz Europa in Bewegung ſetzen wird. Schreiben Sie mir von Zeit zu Zeit und geben Sie mir Nachricht. Aber ſetzen Sie das Mädchen nicht Gefahren aus, die Sie zugleich mit treffen müſſen. Er erzählte mir das traurige Schickſal einiger Nonnen, die guter Hoffnung geworden waren, und warnte mich, den Verrath der Gondoliere zu fürchten.

Ich verlebte eine traurige Nacht. Morgens ging ich nach dem Caſino und ſchrieb einen Brief dort, der die Betrübte tröſten und ſie überzeugen ſollte, wie nöthig uns ein beſonnenes Verfahren ſey. Ihre Antwort war ein Bild der lebhafteſten Verzweiflung. Ihre Leidenſchaftlichkeit, ihr erregtes Temperament bereiteten ihr einen Kampf mit dem Kloſterleben zu, den ſie kaum ſchien beſtehen zu können.

Am Donnerstage ſahen wir uns wieder. Erſt nach Mitternacht kam ich an und fand M. M. Vier Stunden hatte ſie in Klagen über die Härte des Schickſals mit ihrem Geliebten verlebt. Er entfernte ſich nach dem Eſſen und bat mich, bei ihr zu bleiben. Es ge-

ſchah. Mir lag aber fern, jener Genüſſe zu gedenken, die ein Herz, das Kummer bedrängt, nie ſuchen wird. M. M. war mager geworden. Mitleiden mit ihr unterdrückte jedes andre Gefühl. Eine Stunde lang hielt ich ſie mit meinen Armen umſchloſſen und drückte tauſend Küſſe auf das bewegte Geſicht. Aber keinen Verſuch wagte ich, ſie zu zerſtreuen. Als wir gingen, ſagte ſie mir, in dieſer Nacht hätte ich ihr die reinſten Beweiſe von Liebe gegeben. Sie bat mich, zu bedenken, daß ich der einzige Freund auf Erden ſey, der ihr bliebe.

In der nächſten Woche händigte der Geſandte mir eine Schrift ein, welche alle ſeine Rechte in Betreff des Caſino auf mich übertrug. Nun ſollten wir übermorgen noch zum letztenmal zuſammen ſpeiſen. Aber ich fand M. M. bleich, wie eine Statue von carariſchem Marmor. Er iſt fort, ſagte ſie, und er empfiehlt Dir ſeine M. M. Morgen Abend verläßt er Venedig. Vielleicht ſehen wir uns niemals wieder; und ich verſtand es nicht, ihn zu lieben. Erſt jetzt fühle ich das, jetzt, wo ich ihn verliere. Ehe ich ihn kannte, war ich nicht glücklich, aber doch auch

nicht unglücklich. Jetzt empfinde ich, daß ich es geworden bin.

Die ganze Nacht über blieb ich bei M. M., ihren Schmerz zu beruhigen. Ich fand ihr Gemüth ſo leidenſchaftlich, wie es in der Freude war, auch im Schmerz. Sie beſtimmte mir die Zeit, wenn ich ſie am folgenden Morgen im Sprechzimmer ſehen ſollte. Zu meiner großen Freude hatte ihr Schmerz nachgelaſſen. Sie zeigte mir einen kurzen Brief, welchen ihr Freund von Treviſo aus geſchrieben hatte. Wir verabredeten, uns zweimal wöchentlich am Sprechgitter zu ſehen, und ſie wollte jedesmal in Geſellſchaft einer andern Nonne kommen, um allen Verdacht zu vermeiden. Auch ſollte ich mir einen andern Namen geben, um zu hindern, daß die Tante der C. C. einen Argwohn faßte. Wir konnten, wenn wir uns etwas Geheimes zu ſagen hatten, trotz dem uns allein ſehen. Und noch eine Gefälligkeit mußte ich ihr verſprechen, daß ich einmal wenigſtens wöchentlich im Caſino ſpeiſte und ſchlief, dann aber ihr von dort aus ſchrieb.

So verfloſſen vierzehn Tage in erträglicher

Ruhe. Nun begann M. M., ſich zu erholen; auch die Neigungen der Liebe erwachten von neuem. Da wurden uns die Geſpräche am Gitter zu wenig. Wir ſannen auf zwangloſere Zuſammenkünfte. M. M. behauptete, der Gärtnerin vertrauen zu können; auch fand ſie keine Gefahr dabei, durch den Garten ungeſehen nach der Galerie am Ufer zu gelangen. Nichts fehlte uns, denn eine einruderige Gondel; es ſchien meiner Geliebten unglaublich, daß wir nicht für Geld einen einzigen treuen Schiffer auftreiben ſollten. Ich bemerkte mit Schmerz, daß ſie mir wenig Liebe zutraute.

Alſo ſchlug ich ihr vor, ſelbſt den Ruderer zu machen und durch den Garten nach ihrer Zelle zu ſchleichen, um dort die Nacht, allenfalls auch den folgenden Tag zuzubringen. Bei dieſem Vorſchlage bebte ſie vor Angſt; dagegen meinte ſie, wenn ich rudern könne, ſolle ich zu einer beſtimmten Zeit an das Ufer ſtoßen und einige Minuten warten. Dann wolle ſie ſich einfinden, und wir könnten nach dem Caſino eilen, um einige beglückte Augenblicke zu genießen. Ich

verſprach, darüber nachzudenken, und auf folgende Weiſe machte ich meine Einrichtung.

Ganz allein umfuhr ich in einer Nacht auf einem kleinen Kahne die Inſel, um mir alle Kloſtermauern von der Seite der Lagunen zu betrachten. Eine kleine verſchloſſene Thür mußte diejenige ſeyn, durch welche M. M. bisher zu mir geſchlichen war. Von da bis zum Caſino hatte ich die halbe Inſel zu umfahren, denn das gegenſeitige Ufer war ſumpfig; ſo brauchte ich mit einem Ruder wenigſtens eine Viertelſtunde.

M. M. glänzte vor Freude, als ich ihr meinen Plan mittheilte. Wir verabredeten uns auf den Freitag nach Himmelfahrt. Vormittags ging ich maskirt zum Sprechgitter, um meine Uhr mit der meiner Freundin gleichzuſtellen. Dann beſtellte ich auf dem Caſino ein Abendeſſen für zwei Perſonen.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang begab ich mich nach der Bucht, die ich für meinen Kahn gemiethet hatte. Dann legte ich die gewöhnliche Kleidung eines Gondoliers an, beſtieg den Nachen und ſteuerte gerade auf das kleine Ufer des Kloſters zu. Im Augenblicke meines Anlegens, ohne

daß ich zu warten brauche, öffnet ſich die Thür, die, ſobald M. M. herausgetreten iſt, ſich ſchließt. Sie ſteigt, in den Kragen ihres Nonnenmantels gehüllt, ein, und in einer Viertelſtunde bringt mich gemächliches Rudern zum Caſino. M. M. ſteigt aus, und ich trete zwei Minuten nach ihr an das Land. Ich mußte den Kahn in einiger Entfernung mit einer Kette anſchließen; denn Kähne, mittelſt eines bloßen Seiles befeſtigt, werden oft geſtohlen.

Ich triefte, aber trotz dem flog meine Geliebte mir an den Hals, und ſtolz auf meine Heldenthat, lachte ich zu den Bewegungen ihrer Seele. Da ich kein Hemd zu mir geſteckt hatte, half ſie mir mit einem der ihrigen aus, nachdem ſie mich vorher abgetrocknet und meinen ſchwitzenden Kopf mit Puder bedeckt hatte. Ehe wir uns zu Tiſche ſetzten, gönnten wir der Flamme unſrer Herzen zwei Stunden; ſie ſchien heller zu brennen, als in den erſten Tagen unſrer Bekanntſchaft. M. M., übermüthig und mich als Gondolier ganz neu findend, überließ ſich einem ausſchweifenden Entzücken.

Die Nächte waren kurz; um ſechs Uhr mußte

meine Nonne nach dem Kloſter zurück, und es ſchlug vier, als wir uns zu Tiſche ſetzten. Mit einem Male ſtörte uns, ja ſträubte unſre Haare ein Sturmwind, der im Abend aufwehte. Den einzigen Troſt konnte uns die Natur dieſer Stürme geben; ſie pflegen nur eine Stunde zu dauern. Wir glaubten, es würde gehen, wie immer, und ich hoffte, den Nachwind würde ich beſtehen. Dennoch fehlte mir, obwohl ich ziemlich ſtark war, die Kraft und Uebung eines Gondelführers.

Nach einer halben Stunde löſte ſich der Sturm in Donner und Blitz auf, ein Gußregen folgte nach, dann klärte ſich der Himmel; aber die Nacht blieb dunkel, denn der Mond konnte damals nicht ſcheinen. Nun ſchlägt es fünf, und meine Beſorgniß wird Wahrheit. Jener Wind, den Arioſt den Tyrannen des lybiſchen Meeres nennt, und der mir bei der Fahrt entgegenwehen mußte, erhebt ſich. Erſchrocken ſage ich M. M., die Klugheit geböte uns, eine Stunde des Vergnügens aufzuopfern und ſogleich aufzubrechen, weil, wenn der Wind zunehmen ſollte, ich ihm nicht gewachſen wäre. Meine Geliebte, alles billigend, ſteht auf und will erſt noch aus ihrem

Käſtchen funfzig Zechinen mitnehmen, deren ſie bedurfte. Wie freute ſie ſich, den Betrag ihrer Goldſtücke vervierfacht zu ſehen! Sie dankte mir für die Ueberraſchung und verſicherte mich, nur um mein Herz ſey es ihr zu thun. Dann gingen wir, und M. M. legte ſich lang in den Kahn hin. Muthig, aber doch nicht ohne Sorgen, fange ich an zu rudern. Fünf Minuten lang geht die Sache gut; aber nun bin ich der Uebermacht nicht ferner gewachſen. Hätte mir der Wind nicht widerſtanden, ſo war ich in zehn Minuten am Ziel; doch ſo, ohne zweiten Ruderer, ſchien es unmöglich, dem Sturme zu widerſtehen. Alles, was ich mit höchſter Kraftanſtrengung erreichte, war, daß ich ein Rückwärtstreiben des Schiffes hinderte. Nach einer halben Stunde fühle ich mich erſchöpft; aber ich ſage kein Wort. Ausruhen durfte ich keinen Augenblick; der Wind hätte mich zurückgetrieben. M. M. ſchwieg. Sie fürchtete zu ſprechen; ſie merkte, daß mir die Kraft zur Antwort gebrach; ich ſah mich verloren.

Da zeigt ſich von fern eine ſchnell rudernde Barke, und nun bin ich meiner Rettung gewiß.

Nachdem ich ſie vorüberfahren laſſen, — denn ſonſt hätte man, des Windes wegen, mein Rufen nicht vernommen, — ſchreie ich: helft, es gilt zwei Zechinen! Die Barke läßt das Segel hinunter und naht mit ihren vier Rudern. Ich erbitte mir einen Mann, der mich nach der entgegengeſetzten Seite der Inſel rudere. Die Zechine, die gefordert wird, zahle ich ſogleich und verſpreche die zweite, wenn wir am Ziele ſeyn werden. In zehn Minuten iſt das kleine Kloſterufer erreicht. Aber das Geheimniß zu bewahren, laſſe ich meinen Kahn vorüberrudern und entlaſſe den Gehülfen mit ſeiner Zechine. Dann, nach einer kleinen Pauſe, ſteure ich auf die kleine Pforte, und hier ſteigt M. M. mit den Worten aus: geh nach dem Caſino und ſchlafe dort!

Ich befolgte dieſen weiſen Rath um ſo mehr, da mich nach dem Caſino ein günſtiger Wind trieb. Nach acht Stunden Schlaf ſchrieb ich meiner Geliebten, daß ich wohl ſey; dann ging ich maskirt aus, um meinen Kahn unterzubringen.

Am nächſten Vormittage beſuchte M. M. das Sprechgitter unbegleitet, um Ueberlegungen anzuſtellen, welche den geſtrigen Vorfall betrafen.

Es ergab ſich ſo viel für uns aus denſelben, daß wir, um ähnlichen Gefahren zu entgehen, uns künftig verlaſſen wollten, ſobald ſich die Vorboten eines Sturmes ankündigen würden; denn in einer Viertelſtunde konnten wir in Sicherheit ſeyn.

So ſetzten wir drei Monate hindurch unſre Zuſammenkünfte fort, und nichts ſtörte ſie. M. M. ſchrieb dem Geſandten einige Worte darüber. Er wünſchte uns Glück, warnte aber zugleich ſehr bedenklich. Der Sommer indeſſen ging uns ohne Störung hin.

Am erſten Montage des Octobers öffneten ſich die Theater von neuem; man ſah wieder Masken. Nun richtete ich ſogleich mein Schiffchen ein, ſegelte nach Muran und holte M. M. zum Caſino ab. Die Nächte wurden wieder lang; wir ſoupirten alſo ganz förmlich und legten dann uns nieder. Schon wollten wir am Morgen uns Abſchied ſagen, als ich einen Lärm höre, der vom Canal zum Fenſter dringt, und zu meinem großen Schreck ſehe ich eine große Barke mit meinem Kahne abfahren. Ich rufe den Spitzbuben zu, zehn Zechinen wolle ich ih-

nen geben, wenn ſie mir mein Fahrzeug laſſen wollen. Aber ſie trauen mir nicht, lachen und ſegeln fort, überzeugt, daß ich um dieſe Stunde weder nachrufen noch nachlaufen werde. Verzweiflungsvoll blicken wir einander an, denn keine Hülfe ſcheint möglich. Endlich greife ich zu den Kleidern und tröſte mich, daß wir noch zwei Stunden vor uns haben. Während dieſer Zeit ließ ſich vielleicht ein Fahrzeug anſchaffen. Eine Gondel war mir gewiß; aber dann wußte auch ganz Venedig am andern Morgen, daß ſie Nachts eine Nonne in das und das Kloſter hatte zurückführen müſſen. Es blieb mir alſo nichts übrig, als ein Schiff zu kaufen, und die Piſtolen in der Taſche, Ruder und Baum auf den Schultern, mache ich mich mit dem Verſprechen auf den Weg, daß ich nicht ohne Kahn zurückkommen würde, und wenn ich ihn ſtehlen ſollte. In dieſer Abſicht hatte ich Ruder und Baum mitgenommen.

Zuerſt ging ich nach der großen Brücke, wo gewöhnlich Schiffe lagen. Aber ich traf Leute auf dem Quai und lief nun wüthend am Ufer fort, bis ich eine Hütte ſah, die offen ſtand.

Ich trete ein und frage den Burſchen, ob ich einen Schiffer haben könne. Er weiſt mich an zwei betrunkne Gondoliere. Ich frage ſie, wer vier Livres verdienen wolle, wenn er mich ſogleich nach Venedig führe. Nun gerathen beide in Streit über die Fahrt. Ich beſänftige glücklich den, welcher am meiſten betrunken iſt, indem ich ihm vierzig Sous gebe, und gehe mit dem zweiten hinaus. Du haſt zu viel getrunken, mein Freund, ſage ich. Leihe mir ein Schiff, morgen gebe ich Dir es wieder. —

Ich kenne Euch nicht. —

Ich laſſe Dir ein Pfand. Hier ſind zehn Zechinen. Aber wer ſagt mir für Dich gut? Dein Schiff iſt das nicht werth, und Du könnteſt mir es laſſen. —

Nun führt er mich in die Hütte zurück, und der Burſche muß mir gut ſagen, daß, wenn ich morgen den Kahn wiederbrächte, ich mein Geld zurückerhalten ſollte. Der Schiffer, froh über dieſen Ausgang, führt mich nun in ſein Schiff und geht davon, zufrieden, mich betrogen zu haben, gerade ſo, wie ich betrogen ſeyn wollte.

Ueber dem Abenteuer war eine Stunde ver-

floſſen. M. M. fand ich in höchſter Angſt, aber ihre volle Heiterkeit kehrte wieder, als ich eintrat. Ich brachte ſie nach dem Kloſter und mein Schiff in die gemiethete Bucht. Der Inhaber machte ſich luſtig über mich, als ich ſagte, ich hätte dieſen Kahn gegen meinen bisherigen eingetauſcht. Dann maskirte ich mich und ſuchte das Bett; der Spaß hatte mich mitgenommen.

Bald darauf machte mich ein unglücklicher Zufall mit dem Patrizier Marco Antonio Zorzi bekannt. Dieſer geiſtvolle Mann hatte ſich durch ſeine Fertigkeit, Couplets im Venetianiſchen zu ſchreiben, einen Ruf erworben; dabei war er ein Freund vom Theater, und um den Ruhm der Autorſchaft zu genießen, hatte er ein Stück verfaßt, das ausgepfiffen worden. Nun ſetzte er ſich in den Kopf, eine Cabale des Abbé Chiari, der für das Theater S. Angelo dichtete, habe ſein Werk fallen machen; und ſeitdem haßte und verfolgte er alle Schauſpiele des Abbé. Mich hatten der gute Koch und die hübſche Frau des Zorzi zu ſeinem Geſellſchafter geworben. Er wußte, daß ich aus Chiari als Autor nicht viel machte,

und er pflegte Leute zu beſolden, die Chiari's Stücke auspfeifen mußten. Mir machte es Vergnügen, mich in martelliniſchen Verſen, einer ſchlechten Reimgattung, die damals üblich war, über Chiari's Theaterproducte luſtig zu machen, und Zorzi verbreitete die Abſchriften meiner Kritiken. Das zog mir jenes Feindſchaft und zugleich die des mächtigen Condulmer zu, dem es nicht lieb war, daß ich die Gunſt der Madame Zorzi zu beſitzen ſchien, der er beharrlich den Hof gemacht hatte, ehe ich auftrat. Außerdem hatte er noch einen Grund. Beim Theater von S. Angelo war er bedeutend mit intereſſirt, und wenn die Stücke ſeines Dichters fielen, ſo verlor auch ſeine Caſſe. Die Logen waren für ein Spottgeld zu miethen.

Condulmer, einſt ein Freund des Spiels, der Frauen und des Wuchers, hatte ſich nun im ſechzigſten Jahre den Ruf eines Heiligen erworben, weil er regelmäßig des Morgens nach S. Marc zur Meſſe ging und vor einem Crucifixe weinte. Er kam in den Rath und war acht Monate lang Staatsinquiſitor. In dieſem Ver-

hältniſſe war es ihm leicht, ſeinen beiden Collegen einzureden, man müſſe mich, als einen Störer der öffentlichen Ordnung, in die Bleigefängniſſe ſetzen. Und nach neun Monaten kam es wirklich dahin.

Siebentes Capitel.

Abreiſe des Geſandten Bernis. — Der engliſche Reſident Murrai. — Ich werde den Staatsinquiſitoren verdächtig.

Der Anbruch des Winters ſetzte die Welt durch die Nachricht von der Allianz zwiſchen Oeſterreich und Frankreich in Erſtaunen. Dieſer Vertrag, den kein denkender Kopf für möglich gehalten, verwandelte das politiſche Syſtem Europa's von Grund aus. Italien durfte ſich am meiſten freuen; es hörte auf der Kriegsſchauplatz zu ſeyn, wenn jene beiden Mächte ſich veruneinigten. Und das war das Werk eines jungen Geſandten geweſen, der in der politiſchen Laufbahn bisher nur die Rolle eines geiſtvollen Mannes geſpielt hatte.

Aber der erſte Keim zu dem berühmten Tractate, der nach vierzig Jahren ſich auflöſte, war im Jahre 1750 im Kopfe der Pompadour, des Grafen, nachherigen Fürſten Kaunitz und Bernis entſprungen, den man erſt im folgenden Jahre nennen hörte, als er Geſandter zu Venedig ward. Er vereinigte die Häuſer Habsburg und Bourbon nach dritthalbhundertjährigen Fehden. Graf Kaunitz hatte bei ſeiner Rückkehr nach Wien der Kaiſerin Maria Thereſia einen Brief von der Pompadour überbracht, und dieſe legte die Negotiation in die Hände des Abbé Bernis, der ſie, als franzöſiſcher Geſandter zu Venedig, in Wien vollendete. Nach drei Jahren Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, ſtellte er die Parlamente her. Drauf ward er Cardinal, dann fiel er in Ungnade, ſpäter ward er in Rom angeſtellt, wo er endlich ſtarb. Mors ultima linea rerum est.

Es waren bereits neun Monate ſeit der Abberufung des Geſandten abgelaufen, als er M. M. in den ſchonendſten Ausdrücken die Nachricht ſchrieb, daß er nie nach Venedig zurückkehren würde. Schwerlich würde ſie den Schlag ertragen haben, wenn ich ſie nicht allmä-

lig darauf vorbereitet hätte. Mir überſandte Bernis ſeine weitern Inſtructionen. Das Caſino mit ſeinem ſämmtlichen Mobiliar ſollte verkauft, die Einnahme aber M. M. eingehändigt werden. Nur die lasciven Bücher und Kupferwerke ließ der Geſandte ſich nach Paris nachſchicken.

Während M. M. in Thränen ſich ergoß, erledigte ich meine Aufträge. Seit der Mitte des Januar 1755 beſaßen wir kein Caſino mehr. Meine Geliebte erhielt etwa zweitauſend Zechinen nebſt ihren Brillanten und ihrem übrigen Schmucke. Gelegentlich wollte ſie auch alles dies gegen eine Leibrente verkaufen. Die Caſſe zum Spiel, welches unter uns gemeinſchaftlich blieb, überließ ſie mir. Damals beſaß ich dreitauſend Zechinen, und wir ſahen uns nur am Sprechgitter. Aber meine Geliebte ward krank, und zwar tödtlich. Am zweiten Februar ſah ich ſie mit den Spuren des Todes auf dem Angeſicht im Sprechzimmer. Sie übergab mir ihren Schreibkaſten, ihre Diamanten und ihr Geld, bis auf eine geringe Summe, nebſt allen ſchlüpfrigen Büchern und ihren Briefen. Ich ſollte, wenn ſie genas, ihr alles wieder zuſtellen, auf den Fall ihres Todes aber

es behalten. C. C. war angewieſen, mir fleißig zu ſchreiben, und ich ſollte es an Briefen nicht fehlen laſſen. Sie hoffte, meine Briefe bis zum letzten Augenblick ihres Lebens leſen zu können. Unter Thränen gelobte ich, bis zu ihrer Wiederherſtellung in Muran zu verweilen. Sie glaubte, die Tante der C. C. würde ihr bald nachfolgen.

Tief betrübt ſchaffte ich Bücher, Briefe, Geld und den Schreibkaſten nach Venedig, alles dies im Palaſte Bragadin in Sicherheit bringend. Nach einer Stunde war ich wieder in Muran, und Laura ſollte mir ein Zimmer mit Meublen anſchaffen, worin ich wohnen konnte. Sie wußte mir eine Wohnung von zwei Zimmern und einer Küche anzuweiſen, die ich beziehen konnte, wenn ich dem Wirth, einem Greiſe, der unten wohnte, die Miethe auf einen Monat vorausbezahlte. Auch ſehen ſollte ich dort niemand. Ich beſah mir die Gelegenheit. Es war ein Caſino am abgelegnen Ende einer Straße, die auf den Canal hinausging. Zur Bedienung überließ Laura mir eine ihrer Töchter. Kaum war ich eingerichtet, als ich einen Brief von C. C. empfing, worin

dieſe mir ſagte, ihre Freundin liege im Bett, und der Kloſterarzt habe ſie im Fieber gefunden. Am andern Morgen ſollte ich ausführlichere Nachricht erhalten. Ich antwortete und ſchrieb einen Brief an M. M., dann legte ich mich nieder.

Der Brief ward am folgenden Morgen überbracht, und vierzehn Tage hindurch nahm die Krankheit meiner Geliebten dergeſtalt überhand, daß jeder Brief mir für den nächſten Tag die Nachricht ihres Todes ankündigte. Am letzten Tage ſchrieb mir C. C., M. M. ſey ſo ſchwach, daß ſie meine Briefe nicht ferner leſen könne; man würde morgen ihr die letzte Oelung geben.

Dieſe Nachricht warf mich dergeſtalt nieder, daß ich weder mein Bett verlaſſen, noch etwas genießen konnte. Ich ſchrieb und weinte abwechſelnd den ganzen Tag über. Kein Auge zu ſchließen vermochte ich während der Nacht.

Am folgenden Morgen erhielt ich einen Brief von C. C. Der Arzt hatte gemeint, es könnten wohl noch funfzehn bis zwanzig Tage bis zum Tode meiner Geliebten hingehen. Ein ſchleichendes Fieber verlaſſe ſie nicht; Fleiſchbrühe ſey ihre einzige Nahrung, und der Beichtvater beſchleu-

nige ihren Tod durch ſeine Reden, die ſie nicht hören wolle. Ich ſchwamm in Thränen. Nur durch Schreiben konnte ich meinen Schmerz lindern. Laura's Tochter meinte ihrem geſunden Sinne nach, das nähre meinen Kummer vielmehr. Wenig eſſend, ſtets die Feder in der Hand im Bette, war ich auf dem Wege zum Wahnſinn. Das gute Geſchöpf, das mich bediente, ward die Vertraute meines Schmerzes; ſie trocknete mir die Thränen, ſie wich nicht von mir.

Am zehnten Tage in den Faſten hatte ich C. C. geſchrieben, ich würde den Tod ihrer Freundin nicht überleben, und bat ſie, der ſterbenden Freundin zu ſagen, um mich zu tröſten, ſolle ſie mir verſprechen, ſich von mir entführen zu laſſen, ſobald ſie geſund ſeyn würde. Ich ſagte, mein Vermögen von viertauſend Zechinen und ihre Brillanten, ſechstauſend Zechinen am Werthe, würden uns in jedem Lande Europa's ein Auskommen ſichern.

Der nächſte Brief der C. C. zeigte mir krampfhafte Zufälle der armen Nonne an, von denen ſie nach dem Leſen meines Briefes ergriffen worden. Nachdem dieſe nachgelaſſen, folgte

ein Entzündungsfieber, welches das Gehirn angegriffen hatte. Drei Stunden hindurch ergoß ſich M. M. in Irrereden, die allen Nonnen ein Gräuel würden geweſen ſeyn, wenn ſie ſolche verſtanden hätten.

Dieſe Wirkungen meines Briefes ſetzten mich in Verzweiflung; auch ich glaubte meinen Tod zu ſehen. Zweimal ſchrieb C. C. mir täglich, um mein Herz zu zerreißen, und drei Tage währte der Fieberzuſtand. Am vierten Tage meldete ein Brief Hoffnung zur Beſſerung. M. M. hatte von neuem vernünftig geſprochen und mir ſagen laſſen, ſie würde geſund werden, wenn mein Vorhaben in Erfüllung ginge. Ich mußte, ſchon um mir ſelbſt durch Hoffnung das Leben zu erhalten, dieſe Verſicherung geben. So genaſen wir beide, indem wir uns beide durch genährte Hoffnungen täuſchten. Jede Nachricht von der Beſſerung meiner Geliebten ward mir Balſam; ich genoß wieder Speiſen und ſchlief wieder.

Endlich am Schluſſe des März ſchrieb mir M. M., ſie ſey außer Gefahr und ſie hoffe nach Oſtern ihr Zimmer verlaſſen zu können. Ich ant-

wortete, erſt nachdem ich ſie am Sprechgitter geſehen, würde ich Muran verlaſſen.

Bragadin, der ſieben Wochen lang nichts von mir vernommen, konnte meinetwegen in Sorgen ſeyn. Ich verfügte mich alſo ohne Mantel nach Venedig; denn weil ich in der Maske nach Muran gegangen, hatte ich keinen Mantel mitgenommen. Acht und vierzig Tage war ich im Zimmer geblieben, ſechs Wochen unter beſtändigem Schmerz, zwei Wochen, ohne beinahe zu ſchlafen und zu eſſen.

Man trug eben die Suppe auf, als ich in meines Wohlthäters Zimmer trat. Mit einem Freudengeſchrei ward ich von ihm und ſeinen Freunden empfangen. Alle lachten, daß eingetroffen, was ſie vorhergeſagt: ich würde ſie gerade ſo, wie jetzt es geſchah, überraſchen. Auch de la Haye, Bavois und der Arzt Righelini waren am Tiſche. Weshalb ohne Mantel? fragte Dandolo. Er iſt hier in meinem Zimmer geblieben, weil ich in der Maske ausgegangen, gab ich zur Antwort.

Nun ward das Lachen lauter, und ich ſetzte mich. Niemand fragte, wo ich ſo lange geſteckt.

Das mußte freiwillig von mir erzählt werden. Nur der neugierige de la Haye konnte es nicht laſſen, mir lächelnd einen Köder hinzuwerfen. Sie ſind ſo mager geworden, ſagte er, daß die böſe Welt ein bedenkliches Gerücht verbreiten dürfte. —

Was wird man ſagen? —

Sie hätten Carnaval und Faſtenzeit in einem heißen Zimmer bei einem geſchickten Chirurgen verlebt. —

Nachdem ich die Geſellſchaft hatte auslachen laſſen, ſagte ich: dies Urtheil zu widerlegen, würde ich heute Abend noch wieder abreiſen. Und nun mochte de la Haye, ſo viel er wollte, bitten, ich ſollte das doch ja nicht thun; ich verſetzte, was ich einmal erkläre, pflege ich zu erfüllen. Da man Ernſt bei mir ſah, bezeigten meine Freunde ihre Unzufriedenheit über de la Haye's Aeußerung, und er mußte verſtummen.

Righelini, vertraut mit dem engliſchen Geſandten Murrai, den ich durch ſeine, inzwiſchen ſchmählich verſtorbene Geliebte, jene oft erwähnte Ancilla, hatte kennen lernen, ſagte mir, mein Wiederaufleben würde den Engländer höchlich er=

freuen. Ich verſprach, in der Geſellſchaft des Arztes bei Murrai zu Abend zu ſpeiſen. Dann wollte ich mich entfernen, und Bragadin gab ich zu ſeiner Beruhigung das Verſprechen, ihn am St. Marcustage, den fünf und zwanzigſten April, zum Mittage zu beſuchen.

Murrai flog mir an den Hals, ſo wie er mich ſah. Seiner Gemahlin, einer Lady Olderneß, ward ich vorgeſtellt und höflichſt zum Abendeſſen eingeladen. Man erzählte mir eine Menge Geſchichtchen, die auf meine Rechnung geſchmiedet worden. Murrai fragte mich, ob ich einen kürzlich erſchienenen Roman des Abbé Chiari kenne, und machte mir ein Geſchenk damit. Es war eine Satyre auf die Geſellſchaft des Marc Antonio Zorzi, worin ich eine ſchlechte Rolle ſpielte. Ich ſteckte das Buch, das ich erſt ſpäter las, in die Taſche, nahm eine Gondel und kehrte nach Muran zurück. Am andern Morgen beantwortete ich den zärtlichen Brief meiner Geliebten durch die Geſchichtserzählung meiner kurzen Reiſe nach Venedig.

M. M. beſſerte ſich täglich, aber doch langſam. Erſt gegen Ende des April durfte ſie ſich

an das Sprechgitter wagen. So lange mußte ich nach meinem Verſprechen allein in meinem Caſino verweilen. Da ward die Nähe von Laura's Tochter Antoinette, die von früh bis Abend um mich blieb, meiner Treue gefährlich. Das Mädchen ſelbſt, jung, hübſch und verſtändig, hatte nur auf den Umſtand der Ueberraſchung gewartet; ſie wußte, daß erfolgen würde, was ſie hoffend vorherſah, aber ich hatte es nicht für möglich gehalten. Denn acht Wochen lang, während welcher Antoinette mich nicht verlaſſen, hatte ich heldenmüthig widerſtanden.

Am Marcustage ſpeiſte ich verſprochnermaßen mit meinen Freunden. Dann ging ich in Righelini's Geſellſchaft nach dem Sprechzimmer eines Nonnenkloſters, in welchem gerade eine Nonne eingekleidet ward. Als ich ihm eine der Schweſtern als vorzüglich ſchön lobte, raunte er mir in das Ohr, wenn es mir darum zu thun ſey, könne ich gegen Geld und gute Worte ihre Bekanntſchaft machen. Hundert Zechinen für ſie, zehn Zechinen für den Unterhändler ſind der Preis, ſagte er. Dafür hat ſie Murrai kennen gelernt. Mich machte dieſe Aeußerung ſtutzen, und Righe-

lini fuhr fort, jede Nonne in Venedig ſey feil, ſobald man die rechten Mittel und Wege einſchlage. So habe Murrai den Muth gehabt, fünfhundert Zechinen daran zu ſetzen, um eine Nonne aus Muran zu beſitzen, deren Schönheit ein Wunder ſey, und deren Geliebter der franzöſiſche Geſandte geweſen.

Dieſe Nachricht, trotz dem, daß meine Neigung gegen M. M. zu erkalten begann, goß Eis in alle meine Adern. Ich hatte Mühe, diejenige Gleichgültigkeit anzunehmen, der es jetzt bedurfte. Zwar wußte ich, daß alles ein Mährchen war, aber ich wollte den Irrthum an das Licht ziehen. Mit möglichſter Ruhe antwortete ich, ohne Zweifel möchte dieſe oder jene Nonne durch Geld zu gewinnen ſeyn, aber gewiß nur in ſeltenen Fällen, weil es höchſt ſchwierig würde, das Kloſter zu verlaſſen. Und was die Nonne in Muran beträfe, ſo müßte ich, wenn M. M. im Kloſter ... gemeint wäre, bezweifeln, daß Murrai ſie beſeſſen habe. Selbſt dem franzöſiſchen Geſandten dürften nur Beſuche am Sprechgitter geworden ſeyn.

Righelini antwortete gelaſſen, der engliſche

Geſandte ſey ein Mann von Wort; aus deſſen Munde wiſſe er alles. Wäre die Sache ihm nicht als Geheimniß mitgetheilt worden, ſo könne er mich ohne weiteres an Murrai ſelbſt verweiſen. Aber ſo mochte ich mir nichts merken laſſen. Das genügte mir.

Am Abend ſpeiſte ich zufällig mit Righelini und dem Geſandten. Wir waren allein, und ich fange von der Schönheit der Nonne an, die mir heute ſo wohl gefallen hatte. Unter uns geſprochen, ſagte der Reſident, gegen eine mäßige Summe können Sie ſich ihren Beſitz verſchaffen. Aber freilich bedarf es des Schlüſſels dazu.

Ich bezweifelte das und erklärte die Nonne für Venedigs erſte Schönheit.

Sie irren, antwortete Murrai, die Nonne M. M. im Kloſter ... zu Muran iſt noch ſchöner. —

Ich habe ſie ein Mal erſt ſehen können. Ob ſie auch feil iſt? —

Ich glaube es, wenn Sie gute Adreſſen haben, ſagte der Geſandte lächelnd. —

Ich erſtaune, aber ich wette, man hat Sie hintergangen. —

Wetten Sie nicht; Sie möchten verlieren. Indeſſen erkennen Sie vielleicht das Bild wieder, wenn Sie das Original auch nur einmal erſt ſahen.

Nun ſtand er auf und kam zurück, eine Doſe in der Hand mit etwa zehn Miniaturbildern, allen die Haare aufgelöſt, der Buſen bloß.

Das ſind Schönheiten, die Sie beſeſſen haben? ſagte ich.

Allerdings. Aber wenn ſich Bekannte darunter finden, ſeyn Sie verſchwiegen.

Das werde ich ſeyn. Dieſe drei kenne ich, und dieſe gleicht der M. M. Aber Sie können doch hintergangen ſeyn, es wäre denn, daß Sie ſelbſt in das Kloſter eingedrungen wären oder daß Sie die Nonne daraus abgeholt hätten. Denn es gibt einmal Aehnlichkeiten. —

Aber ich bin nicht betrogen worden. Die Nonne M. M. hat eine Nacht hier zugebracht. Sie nahm hundert Zechinen; der Unterhändler funfzig. —

So haben Sie doch gewiß ihr Beſuche am Sprechgitter gemacht. —

Niemals. Ihr Geliebter, der franzöſiſche Geſandte, hätte das erfahren können. —

Empfing ſie denn dieſen am Sprechgitter? —

Nein. Sie beſuchte ihn nach ſeinem Wunſche in Mannskleidern, wie mir der Unterhändler erzählt, der ſie mir verſchafft hat. —

Iſt ſie mehrmals bei Ihnen geweſen? —

Einmal nur. Aber für hundert Zechinen ſteht ſie mir abermals zu Gebote. —

Ich wette hundert Zechinen, daß Sie hintergangen worden. —

In drei Tagen ſollen Sie meine Antwort haben. —

Ich glaubte keine Sylbe; aber ich wollte Gewißheit. Ich ſchauderte, wenn das Wahrheit war; es gab kein größeres Verbrechen. Ich wußte, ich würde M. M. unſchuldig finden, und wenn ſie ſchuldig war, verlor ich die hundert Zechinen mit Freuden. Ueberzeugung bedurfte ich; der Zweifel zerriß meine Seele. War Murrai betrogen, ſo verlangte es der M. M. Ehre, daß ich den edlen Engländer enttäuſchte. Das Glück lieh mir ſeinen Beiſtand.

Nach vier Tagen erklärte mir Righelini, es

ſey entſchieden, die Nonne würde ſich für hundert Zechinen an Murrai überlaſſen; ſie wolle nur einen Maskentag abwarten. Nun wurde die Wette verabredet, und zwar, um M. M. zu ſchonen, folgendergeſtalt: Murrai ſollte, ſobald er überzeugt war, die Nonne bei ſich zu haben, unter irgend einem Vorwande ſeine Wohnung verlaſſen, mich an einem beſtimmten Orte treffen, und dann wollten wir zum Sprechgitter der M. M. gehen. Wenn ſie ſich zeigte, ſo wollte der Geſandte einräumen, durch ein feiles Geſchöpf betrogen zu ſeyn. Dagegen bekannte ich, wenn die Nonne nicht käme und ſich als beſchäftigt oder krank entſchuldigen ließe, die Wette verloren zu haben. Murrai nahm das an; nur hielt er für möglich, daß, weil alles das während der Nacht geſchehen mußte, die Nonne verhindert ſeyn könne, zu erſcheinen. Aber auch dieſe Sorge nahm ich auf mich, und damit ſeine Schöne, ſie mochte nun M. M. vorſtellen oder wirklich M. M. ſeyn, nicht zu lange warte, ſchlug ich einige Tage vorher ein Abendeſſen auf meinem Caſino zu Muran vor. Wenn dies dem Engländer behagte, ſo konnte ſeine Schöne dorthin beſchieden werden.

Alles war angenommen worden, und ich gab Antoinetten Anweiſung, ein Abendeſſen zu bereiten, wobei der Wein nicht mangeln durfte, denn mein Engländer liebte die Flaſche. Dann brachte ich eine Stunde bei M. M. am Sprechgitter zu. Täglich ward ſie wieder blühender. So verließ ich ſie, ging nach Venedig und brach in der Nacht mit dem Geſandten und Righelini nach Muran und meinem Caſino auf.

Unſre Abendgeſellſchaft war heiter und belebt. Um Mitternacht gingen wir auseinander; ich begleitete Murrai bis zu dem Orte, woſelbſt ich ihn in der Nacht finden ſollte, wenn ich ihn nach dem Kloſter abzuholen hatte. Antoinette, die meinen Freunden alles Lob widerfahren ließ, bewunderte den Engländer, der ſechs Flaſchen Wein getrunken hatte und friſch, wie eine Roſe, geblieben war. Er glich einem hübſchen Bachus, von Rubens Pinſel gemalt.

In der Pfingſtwoche ſagte mir Righelini, alles ſey abgeredet. Uebermorgen wollte der Mercur die Schöne bringen. Ich übergab ihm die Schlüſſel zu meinem Caſino und wollte Mur-

rai zur beſtimmten Stunde am verabredeten Ort erwarten.

Mit Herzklopfen ſah ich dem dritten Tage entgegen. Daß M. M. unſchuldig ſey, deſſen war ich gewiß. Woher alſo meine Ungeduld? Ich konnte nicht erwarten, den Geſandten enttäuſcht zu ſehen; denn er mußte M. M. für die feilſte Buhldirne halten. Auch er war ungeduldig, nur mit dem Unterſchiede, daß er, die Sache komiſch nehmend, lachte, während ich bebte, weil ich ſie tragiſch fand.

Am Dienſtage früh beſtellte ich in meinem Caſino ein kaltes Abendeſſen mit hinlänglichem Wein für zwei Perſonen und befahl der Antoinette, alles bereit zu ſtellen, aber ſich ſo lange im Zimmer des alten Hauswirths verborgen zu halten, bis ich ſie rufen würde. Sie verſprach, das pünctlich zu befolgen. Dann ging ich zu M. M.

Meinen Beſuch hatte ſie nicht erwartet und fragte, weshalb ich nicht den Bucentauro begleitet habe, der bei dem ſchönen Wetter heute ſeine Fahrt antreten ſollte. Dieſe und andre Fragen beantwortete ich verlegen, und M. M. bemerkte

das wohl. Endlich kam ich auf den wichtigen Gegenſtand. Du mußt mir blindlings eine Bitte zuſagen, ohne nach den Gründen zu forſchen, fing ich an. —

Befiehl, mein Geliebter! ſagte ſie. Ich ſchlage Dir nichts ab, ſobald ich nur erfüllen kann, was Du begehrſt. —

Ich werde Dich heute Nacht an das Sprechgitter rufen laſſen. Du mußt kommen, um nur eine Minute bei mir zu bleiben. Aber ich bringe jemand mit. Aus Höflichkeit mußt Du ihm einige Worte ſagen; dann darfſt Du gehen. Laß uns auf einen Vorwand denken, unter dem ich Dich darf rufen laſſen. —

Deinen Wunſch werde ich erfüllen. Aber Du glaubſt nicht, welche Umſtände es macht, Nachts an das Sprechgitter gelaſſen zu werden. Denn es müſſen der Aebtiſſin die Schlüſſel abgefordert werden. Indeſſen weil es nur auf fünf Minuten geſchehen ſoll, kann ich ſagen, daß ich einen Brief meines Bruders erwarte, den ich zur Stelle beantworten müſſe, weil er noch in der Nacht abreiſe. Du mußt mir alſo einen Brief

übergeben, und die Nonne, die mich begleitet, muß das ſehen. —

Alſo kömmſt Du nicht allein? —

Nein. Das darf ich nicht einmal erbitten. —

Nun ſo komme nur mit irgend einer Alten, die uns nicht ſieht. —

Ich will die Fackel hinter uns laſſen. —

Nein, nein! Du mußt vielmehr die Fackel gegen das Gitter ſtellen, damit die Maske, welche mich begleitet, Dich ſehen kann. —

Das klingt ſeltſam. Aber ich folge Dir blindlings, und Du erklärſt mir das Räthſel wohl beim nächſten Wiederſehen. —

Ich verſprach es, und M. M., neugierig darauf, entfernte ſich.

Jetzt hätte man mich doch beruhigt glauben ſollen. Aber ich war es nicht. Ich kehrte nach Venedig zurück, angſtvoll, Murrai könne mir alles abſagen laſſen, weil die Nonne die Zuſammenkunft aufgeſchoben. Wenn das geſchah, würde ich M. M. zwar nicht für ſchuldig gehalten haben, aber der Engländer konnte behaupten, ich ſey die Urſache, daß die Nonne ihm ausgeblieben. Dann hätte ich ihn nicht zum Sprech-

gitter geführt, ſondern wäre höchſt bekümmert ſelbſt dahin gegangen.

Endlos ſchien mir dieſer Tag. Mit einem nachgemachten und verſiegelten Briefe verſehen, ging ich nach meinem Poſten. Murrai ließ mich nicht warten. Ich ſah ihn nach einer Viertelſtunde mit langen Schritten heraneilen. Iſt die Nonne im Caſino? fragte ich. Ja, antwortete Murrai, und nun ſchnell zum Sprechgitter! Sie wird ſich krank oder beſchäftigt entſchuldigen. Heben wir die Wette auf! —

Nein, wir gehen. Wir heben nichts auf. —

Nach dieſen Worten brechen wir auf. Ich klopfe an das Kloſterthor; die Thürſteherin öffnet und ſagt, Balſam in meine Seele gießend, ich ſey erwartet und möchte nur in das Sprechzimmer gehen. Ich trete ein, und vier Fackeln ſind angezündet. Kann ich dieſes Augenblicks mich zurückerinnern, ohne mit Freude auf mein Leben zurückzublicken? Es war nicht die Unſchuld, es war der leuchtende Verſtand meiner M. M., was mich in dieſem Augenblick entzückte. Glänzend in ihrer Schönheit, einen Leuchter in der Hand, trat ſie, begleitet von einer Laienſchweſter, an

das Gitter und ſagte mir in gutem Franzöſiſch einen ſehr ſchmeichelhaften Gruß. Ich gebe ihr den Brief; ſie betrachtet Siegel ſammt Aufſchrift, dann ſteckt ſie das Schreiben ein und verſpricht baldige Antwort. Den Geſandten betrachtend, fragt ſie, ob er um ihrer willen vielleicht den erſten Act der Oper verſäumt habe? —

Die Ehre, Sie zu ſehen, iſt mehr werth, als alle Opern der Welt. —

Der Herr ſcheint ein Engländer. —

Das bin ich. —

Die engliſche Nation iſt heut zu Tage die erſte der Welt. Ich empfehle mich Ihnen, meine Herren! —

Nie war M. M. ſchöner geweſen, als in dieſem Augenblicke. Von Liebe und von einer ganz neuen Befriedigung entflammt, verließ ich das Gitter und eilte nach dem Caſino, ohne eben ſehr auf den Geſandten zu achten, der mir langſam nachfolgte. Ich erwartete ihn an der Thür. Sind Sie nun überzeugt? fragte ich.

Schweigen wir jetzt! Oben wollen wir weiter ſprechen. —

Soll ich mit hinaufgehen? —

Ich bitte darum. Was fange ich allein nun mit der Dirne an, die bei Ihnen wartet? —

Jagen wir ſie weg. —

Nein. Zwei Stunden nach Mitternacht kömmt der Kuppler, ſie abzuholen, und der muß ſein Theil haben.

Wir gehen alſo hinauf und treten ein. Kaum ſieht mich die Gaunerin, ſo nimmt ſie das Schnupftuch vor das Geſicht und erklärt Murrai's Betragen für unerhört. Er antwortet nicht.

Sie ſtand und ſchien nicht ganz ſo groß, wie M. M. Ihr Franzöſiſch war ſchlecht; Mantel und Maske lagen auf dem Bette; ſie hatte den Nonnenanzug an. Ich bat ſie, mich ihren Wuchs ſehen zu laſſen. Wer ſind Sie? fragte ſie. Ihr Bewirther, antwortete ich. — So hat man mich verrathen, erwiderte das Mädchen. Nun gebot Murrai Schweigen und begann ſeine Strafrede. Sie ſtand auf und griff nach Mantel und Maske. Aber Murrai befahl, daß ſie bleibe, bis der Kuppler käme, an dem er ſich rächen wolle. Darauf verſuchte die Schelmin mit Gewalt zu entkommen, und wir bemächtigten uns ihrer, ſo wie der Piſtolen, die ſie in

der Taſche trug. Murrai zerriß ihr das Nonnenkleid, und ich riß ihr den Dolch weg; nun fing ſie an zu weinen. Der Engländer fragte, ob ſie die Ankunft des Kupplers — er hieß Capucefalo — abwarten, oder ob ſie in das Gefängniß ſpazieren wolle. Sie beſchloß zu warten. Wir bemerkten nun beide, daß ſie eine leichte Aehnlichkeit mit M. M. beſaß, und Murrai erzählte mir die Geſchichte der Bekanntſchaft mit ihr. Er hatte ſich zufällig mit dem Conſul Schmidt am Kloſterthore getroffen und ihm unter etwa zehn Nonnen M. M. als die ſchönſte bezeichnet, auch geäußert, er würde fünfhundert Zechinen nicht anſehen. Schmidt antwortete, nur am Gitter ſey ſie zu ſehen, wie ſie ſich dem franzöſiſchen Geſandten gezeigt. Das alles hatte Graf Capucefalo gehört, und es war ihm genug geweſen, Murrai am folgenden Tage zu beſuchen und ihm den Beſitz der Nonne gegen die gedachte Summe zuzuſichern. Dabei hatte er ihm ihr Bildniß gezeigt und hinzugefügt, Betrug ſey nicht zu fürchten, denn erſt, wenn Murrai vollkommen befriedigt worden, ſolle er der Schönen

ſelbſt das Geld einhändigen. So war der Engländer in die Falle gegangen.

Bis Capucefalo ankam, betrachtete ich mir das Gemälde, welches Murrai beſaß. Es zeigte einige Aehnlichkeit mit M. M., aber auch mit der Dirne. Da ſie von ihrer Unſchuld ſprach, ſo waren wir neugierig, ihr Verhältniß zu Capucefalo zu erfahren.

Dieſer, der ſchon längſt dies Frauenzimmer gekannt, machte ihr einſt den Vorſchlag, ſich als Nonne zu verkleiden, um hundert Zechinen zu verdienen. Er hatte ſie vollkommen inſtruirt und beſonders ſie angewieſen, ſich auf ihre Haare zu beziehen, um den Engländer glauben zu machen, daß ſie die Geliebte des franzöſiſchen Geſandten und keine andre Nonne ſey. So hatte ſie ſich überreden laſſen und von Murrai's fünfhundert Zechinen vierhundert abgeben müſſen. Auf den heutigen Vorſchlag war ſie ſehr gern eingegangen, da der Engländer ihren Beifall gefunden; ſie ſollte heute die hundert Zechinen mit Capucefalo theilen. Ueber ihre Verkleidung und ihre Bewaffnung mit Piſtolen und Dolch wußte ſie ſich geſchickt genug zu entſchuldigen. Mich wollte

ſie nicht kennen, aber ſie hatte mich oft genug geſehen an ihrer Wohnung, die ſie mir angab, vorübergehen. Für ein öffentliches Mädchen ſchien ſie uns ſchuldlos genug. Sie war wenigſtens zehn Jahr älter, als M. M.; auch hatte ſie viel blondere Haare.

Ohne uns um ſie zu bekümmern, ſetzten wir uns an den Tiſch. Murrai dankte mir vielmals, daß ich ihn aufgeklärt, und lobte es, daß ich die Ehre der M. M. gerettet. Endlich erſcheint Capuceſalo, und mich nicht ſogleich erkennend, ſchließt er die Thür ab. Endlich betrachtet er mich genauer und ſagt: ah, Sie ſind es! Nun, Sie werden nicht plaudern. —

Murrai bot nun ihm und dem Mädchen ein Glas Wein an und lobte, während der Graf ſich zu uns geſetzt hatte, die Diamanten an ſeinem Ringe mit der Bitte, ihm die Steine näher betrachten zu laſſen. Capuceſalo kann nicht ausweichen; Murrai, den Ring in der Hand haltend, fragt, was er koſte. Vierhundert Zechinen, erhält er zur Antwort, und fährt, den Ring zu ſich ſteckend, fort: ich behalte ihn für dieſen Preis. Der Andre macht eine Verbeugung.

Murrai lacht über dieſe ungemeine Beſcheidenheit, läßt das Mädchen ſich maskiren und beide ſich entfernen. Sie zogen mit den höflichſten Verbeugungen ab.

Murrai mußte ich umarmen und über die ruhige Art loben, wie er den Handel beendigt hatte. Auch ihm konnte es nachtheilig werden, wenn er Lärm machte. Ich ließ nun Antoinette kommen. Der Engländer lud ſie zum Trinken ein, aber es ward ausgeſchlagen. Er ſah das Mädchen mit flammenden Blicken an und verließ mich unter den aufrichtigſten Dankſagungen.

Am andern Morgen eilte ich, M. M. den Zuſammenhang des nächtigen Beſuchs mit allen Nebenumſtänden zu berichten. Ohne einmal die Wimpern zu ſenken, ließ ſie mich den Wechſel der ſchönſten Gefühle unverholen in den offnen Augen leſen. Furcht, Zorn, Verachtung, Billigung meines Benehmens, um ihre Unſchuld an den Tag zu bringen, und Freude darüber, in dieſem noch Beweiſe meiner Liebe zu entdecken; alles dies ſtrafte, ja bezüchtigte mich der Falſchheit wegen, die ich begangen, als ich ihr geſagt, mein Wille ſey, ſie nach Frankreich zu entfüh-

ren. Sie freute ſich zu hören, daß mein Begleiter der engliſche Reſident geweſen, aber es empörte ſie, als ich ihr ſagte, wie gern er hundert Guineen monatlich geben würde, wenn er ſie am Gitter ſehen dürfte.

Bei dieſer Gelegenheit kam meine Liebſchaft mit Antoinette zur Sprache. M. M. und C. C. wußten beide davon und erklärten ſich nicht dagegen. Beim Weggehen meinte M. M. noch, ihre Ehre müſſe an Capucefalo durch deſſen Tod gerächt werden. Ich verſprach, wenn Murrai nicht in acht Tagen dieſe Rache vollbracht haben ſollte, ſelbſt ſie zu übernehmen.

Um dieſelbe Zeit ſtarb der Procurator Bragadin, der Bruder meines Gönners, und dieſer ward nun ungemein reich. Aber die Familie drohte auszuſterben, und das brachte eine frühere Geliebte, die einen Sohn von ihm hatte, auf den Gedanken, meinen Gönner zu heirathen und den Sohn legitimiren zu laſſen. Sie lud mich durch ein Billet zu ſich, obwohl wir uns nicht kannten. Ich war im Begriffe, zu ihr zu gehen, als Bragadin mich rufen ließ. Ich ſollte das Orakel fragen, ob er den Rath des de la Haye

befolgen müſſe. Und ich ließ das Orakel antworten, er möchte lediglich ſeiner eignen Vernunft folgen; gleich darauf aber gehe ich zur Dame.

Dieſe unterrichtet mich von allem, ſtellt mir ihren Sohn vor und verſpricht mir eine Verſchreibung, mittelſt deren ich nach Bragadins Tode in den Beſitz eines Landguts von fünftauſend Thalern jährlichen Ertrags kommen ſoll. Ich entdeckte gleich den Zuſammenhang zwiſchen dieſer Angelegenheit und der des de la Haye und gab zur Antwort, da Bragadin bereits mit de la Haye über die Sache geſprochen, ſo wolle ich mich nicht weiter darein miſchen. Damit empfahl ich mich.

Ich fand die Bemühungen de la Haye's, meinen Wohlthäter zu verheirathen, ſonderbar. Schon vor zwei Jahren hätte er Dandolo verehelicht, wenn ich es nicht verhindert hätte. Daß Bragadins Geſchlecht ausſtarb, kümmerte mich wenig, wohl aber das Leben meines Gönners. Er war drei und ſechzig Jahr alt und vom Schlage gerührt geweſen.

Nach einigen Tagen ſpeiſte ich bei Murrai mit ſeiner Gemahlin. Nach dem Eſſen erzählte

mir der Engländer, er habe die Geſchichte mit der falſchen Nonne dem Secretair der Staatsinquiſition, Cavalli, mitgetheilt, und es ſey nach des Letztern Verſicherung alles zur Zufriedenheit des Geſandten abgemacht worden. Capucefalo ward, das erfuhr ich bald nachher, auf einem Caffeehauſe nach ſeinem Vaterlande Cefalonien zurückverwieſen, und die Courtiſane war verſchwunden. Merkwürdig iſt, daß bei ſolchen Maßregeln das Tribunal niemals die Urſachen verlauten läßt. M. M. freute ſich über dieſe Nachricht.

In der nächſten Zeit verlor ich bedeutend im Spiel. Ich mußte auf den Antrieb von M. M. alle ihre Diamanten verkaufen; ſie behielt kaum fünfhundert Zechinen. Von Flucht und Entführung war keine Rede ferner. Ich mußte die kleinen Banken aufſuchen; ich hoffte dort wieder emporzukommen.

Nach einem Abendeſſen mit der berühmten Fanni Murrai bat ſich der Geſandte einen Abend auf meinem Caſino aus, das ich um der Antoinette willen noch beibehielt. Ich konnte ſeiner Liberalität mich nicht gleichſtellen; aber er war

zufrieden und unterhielt ſich ſehr mit dem Mädchen. Am folgenden Morgen machte er mir ſchriftlich den Vorſchlag, Antoinette ihm zu überlaſſen. Er wollte ihr ein Caſino miethen und einrichten; die Meubles ſollte ſie ſogleich geſchenkt erhalten. Außerdem verſprach er ihr eine Kammerjungfer, Köchin und dreißig Zechinen monatlich für einen täglichen Tiſch auf zwei Perſonen, wobei er den Wein beſorgte; hiernächſt eine Leibrente von zweihundert Thalern jährlich, die mit einem Jahre nach der Bekanntſchaft ihren Anfang nehmen ſollte.

Ich verſprach nach drei Tagen meine Erklärung und glaubte, der Antoinette nichts verſchweigen zu dürfen. Sie beklagte ſich, daß ich ſie verlaſſen wolle und ſie nicht ferner liebe. Ich verſicherte Antoinette meiner Liebe, aber ich ſtellte ihr vor, daß ſie ſich eine gute Mitgift und dadurch eine vortheilhafte Ehe verſchaffen könne. Das vermochte ich nicht zu gewähren, und ſie verſprach, die Sache zu überlegen.

Am andern Tage ſagte ſie mir, der Engländer ſey hübſch, und ſie müſſe jedesmal lachen, wenn er venetianiſch ſpräche. Sie wolle es auf

ein Jahr verſuchen. Nach Ablauf dieſer Friſt ſey ihr ein Einkommen von zweihundert Thalern ſicher; ich möchte alſo mit ihrer Mutter ſprechen. Dieſe hatte nichts dagegen. Sie ſah ihre Tochter nun auf immer verſorgt und zeigte mir dreißig Zechinen, die Antoinette bereits in meinem Dienſt erworben und ihr übergeben hatte. Sie machte ſich nur drei Livres täglich von ihrer Tochter aus, um mit ihrer Familie in Venedig zu leben. Dieſe Bitte ward ihr zugeſtanden.

Als ich zum Sprechgitter ging, erſchien M. M. zum erſten Mal mit C. C. wieder. Es freute mich, C. C. ſo ſchön, obwohl ein wenig bekümmert und um den Tod ihrer Mutter in Trauer zu ſehen. Aber ſie mußte mich bald verlaſſen, denn ihr war es ſtrenge verboten, das Sprechgitter zu beſuchen. M. M. erzählte ich, was mit Antoinette geſchehen war. Es gefiel ihr nicht; ſie meinte, ich würde nun Muran verlaſſen und ſie dann ſeltner beſuchen. Aber die Zeit, uns auf immer zu trennen, nahte auf andern Wegen mächtig heran.

Nach zwei Tagen übergab ich Antoinette dem Engländer und beſorgte, daß ihr alles Ver-

ſprochne förmlichſt verſchrieben und gehörig verſichert ward. Wenn ſie ſchwanger ſeyn ſollte, verſprach er, für ihre Entbindung zu ſorgen, und er erlaubte ihr, Beſuche von mir und ihrer Mutter anzunehmen. Antoinette umarmte ihn mit rührender Dankbarkeit. Sie verſprach, nur ihn zu lieben und mich als Freund zu behandeln. Dabei rollten ihr die Thränen aus den Augen; auch ich war bewegt. Murrai machte Antoinette's Glück; aber ich ſollte nicht lange Zeuge davon ſeyn.

Laura's zweite Tochter, Barbara, ein Jahr jünger und nicht minder reizend, als Antoinette, nur in einer andern Art, fing an, meine Neugier zu erregen. Dieſe Neugier iſt bei Männern, die gewohnt ſind, auszuſchweifen, die Urſache ihrer Unbeſtändigkeit. Wäre der Ausdruck im Geſichte der Frauen überall derſelbe, hätte ihr Geiſt einen und den nämlichen Charakter, dann würde der Mann nicht unbeſtändig, ja kaum verliebt werden. Sein Trieb führte ihn dann zu einem einzigen weiblichen Weſen, und ſie würde ihn für ſein ganzes Leben befriedigen. Die ganze Einrichtung der Welt wäre dann eine andre. Aber

Neuheit überwältigt unſre Seele. Wir wiſſen recht gut, daß dasjenige, was wir nicht ſehen, keineswegs abweicht von dem, was wir kennen; aber bei jedem neuen Anblick eines weiblichen Weſens vermuthen wir das Gegentheil, und das iſt den Frauen genug. Von Hauſe aus ſind ſie befliſſen, uns, was ſie mit andern gemein haben, zu verrathen, und nun zwingen ſie unſre Einbildungskraft, ſich eine andre Vorſtellung von ihnen zu machen.

Barbara, die oftmals in meiner Gegenwart ihr Hemd gewechſelt, die gewohnt war, mir die Hand zu küſſen, die wußte, wie ich ihrer Schweſter Glück und dadurch das Glück der Familie gemacht, fühlte recht gut, daß ſie mich durch einen Ueberfall erobern und mir im voraus verrathen müſſe, daß ſie mir nichts abſchlagen werde. Sie hatte mir eines Tages den ganzen kleinen Haushalt ihrer Schweſter gezeigt, und nun ſollte ich auch den Garten ſehen. Es war ein Plätzchen, mit Salat bepflanzt, ein Feigenbaum in der Mitte, und die Mutter hatte ihr geheißen, ſie ſollte mir einige friſche Feigen geben. Am Baume ſah ich keine Früchte, aber Barbara wollte

ganz oben einige Feigen erblicken. Ich ſollte ihr die Leiter halten. Sie ſteigt hinauf und, ſich das Anſehen gebend, als könne ſie die Früchte nicht erreichen, läßt ſie den einen Fuß auf der Leiter, den andern ſetzt ſie auf einen entfernten Zweig. Sie wußte alles vorher, was aus der verführeriſchen Stellung erfolgen würde, und es erfolgte, wie ſie ſich es gedacht hätte.

Bei Murrai, wo ich nach einigen Abenden mit Righelini ſpeiſte, äußerte ich, daß ich ohne Caſino ſey, und Righelini ſchlug mir zwei hübſche Zimmer auf dem fondamente nuove vor, die billig vermiethet werden ſollten. Ich beſah ſie, miethete und bezahlte auf drei Monate voraus. Man hatte gerade der Tochter der Hauseigenthümerin, einer Wittwe, zur Ader gelaſſen. Seit acht Monaten behandelte ſie Righelini, und keine Heilung erfolgte. Ich begleitete die Wirthin in ihr Zimmer, und hier ſah ich das Mädchen. Es war, als wenn ich ein Wachsbild erblickt hätte. Ich lobte ihre Schönheit und meinte, der Bildhauer hätte ihr nur noch Farben geben ſollen; nun lachte die Statue.

Righelini ſagte mir, ihre Bläſſe ſey kein

Wunder; er habe ihr bereits hundert und vier Mal zur Ader gelaſſen. Denn ſie ſey bereits achtzehn Jahr alt und entbehre noch die Wohlthaten der Natur. Einigemal wöchentlich ſchwebe ſie in Todesgefahr; vielleicht würde ein Landaufenthalt und Veränderung der Luft ihr wohlthun.

Abends bezog ich mein neues Caſino und wollte vom Balcon meiner Schlafkammer aus die friſche Luft genießen. Aber beim Eintreten kömmt mir ein junges Mädchen von ſchönem Wuchs entgegen und entſchuldigt ſich mit den Worten: „Ich bin die nämliche, welche Sie heute für ein Wachsbild gehalten. Wir pflegen der Mücken wegen bei offnen Fenſtern kein Licht im Zimmer zu halten. Wenn Sie zu Bette gehen wollen, können wir die Fenſter verſchließen und werden Sie verlaſſen. Dies iſt meine jüngere Schweſter. Unſre Mutter ſchläft bereits."

Ich bat die beiden Mädchen, noch zu bleiben, weil der Abend ſo ſchön ſey, und erklärte, daß mein Balcon ihnen ſtets zur Dispoſition ſey. Die jüngſte Schweſter zündete Licht an, und wir blieben noch gegen zwei Stunden in

muntern Geſpräche zuſammen. Als ich allein war, ſtellte ich Betrachtungen über die Krankheit des bleichen Mädchens an. Ihr kraftvolles Sprechen, ihre Heiterkeit, ihr Geiſt überredeten mich, daß die Krankheit heilbar ſeyn müſſe.

Am Morgen ſtellt ſich auf mein Klingeln die jüngſte Schweſter zu meiner Bedienung ein, weil gerade kein Dienſtbote bei der Hand iſt. Ich erkundige mich nach der ältern, und es heißt, ſie ſey nicht eigentlich krank; die vielen Aderläſſe allein wären die Urſache ihrer Bläſſe; ſie ſchlafe gut und das Eſſen verſchmähe ſie auch nicht. Indem läßt ſich eine Violine hören, und die Anweſende ſagt mir, ihre Schweſter nehme Tanzſtunde. Ich eile mit dem Anzuge, um bei dem Unterrichte zugegen zu ſeyn, und ich finde einen alten Tanzmeiſter mit einer Violine, der ſich bemüht, einem ſehr hübſchen Mädchen die Beine auswärts zu richten. Es iſt nur die Röthe, welche ihrer Schneebläſſe mangelt.

Ich werde aufgefordert, die Menuet mitzutanzen, und ordne ein ſchnelleres Spielen an. Der Tanzmeiſter aber meint, das ermüde ſeine Schülerin zu ſehr; ſie jedoch erklärt, daß ſie kei-

neswegs ſo ſehr ſchwach ſey. Wir tanzen alſo, und nachdem ſie ſich am Schluſſe des Tanzes in den Fauteuil geworfen, ſehe ich den erſten Schimmer von Röthe auf ihren Wangen. Seitdem will die Tänzerin nur ſo tanzen, wie es mit mir geſchehen war. Als wir allein ſind, ſage ich, die Stunde ſey zu kurz geweſen, und ermüde meine Kranke noch durch einige längere Tänze. Dann gehe ich nach Muran, um M. M. zu beſuchen.

Ich fand ſie ſehr traurig. Der Vater der C. C. war geſtorben, und man hatte das Mädchen aus dem Kloſter genommen, um ſie an einen Advocaten zu verheirathen. Das arme Geſchöpf hatte einen Brief zurückgelaſſen, um mich zu befragen, ob es mein Ernſt ſey, ſie zu heirathen; dann würde ſie Widerſtand leiſten. Mir fehlte ein ſicheres Auskommen und die Hoffnung, es bald zu erlangen. Das ſchreibend, gab ich ihr nicht nur die Freiheit, zu wählen, ſondern auch den Rath, eine angemeſſene Verbindung keineswegs abzuweiſen. Trotz dem ward C. C. erſt nach meiner Flucht aus den Bleigefängniſſen, als man mich nie in Venedig wiederzuſehen

glaubte, die Frau des Advocaten ***. Neunzehn Jahre ſpäter ſah ich ſie wieder, und ſeit zehn Jahren iſt ſie Wittwe und unglücklich. Wenn ich in Venedig lebte, würde ich ſie zwar nicht heirathen, denn das wäre eine Thorheit in meinem Alter, aber ich würde ihr Schickſal an das meine knüpfen.

Ich muß lachen, wenn ich gewiſſe Frauen über den Unbeſtand der Männer klagen höre. Wahrlich, wir haben nie die Abſicht, ſie zu verlaſſen, wenn wir ihnen Treue ſchwören. Aber unſre Vernunſt wird in dieſen Augenblicken nicht zu Rathe gezogen, und verſtummt erſt die Liebe, ſo ſchweigt auch ſie.

Damals erhielt ich einen Brief vom Geſandten, der auch an M. M. geſchrieben hatte. Er rieth dringend von der Entführung und der Flucht nach Paris ab, denn keine Fürſprache würde dort uns ſchirmen können. Die ſchöne Unglückliche theilte mir ihre Betrübniß mit und ſagte mir, es würde in dieſen Tagen eine Nonne begraben, die, acht und zwanzig Jahr alt, im Ruf einer außerordentlichen Frömmigkeit geſtorben ſey. Sie hieß Maria Concetta, hatte mich gekannt und

meinen Namen der C. C. geſagt, mit dem Bemerken, ich ſey ein gefährlicher Menſch, den jedes Mädchen fürchten müſſe. Als ich mich nach ihres Vaters Namen erkundigte, erfuhr ich, daß es Nanette war, mit der und ihrer Schweſter Marton ich meine erſte Liebe gefeiert, und die mir früher geſchrieben hatte, wie ich mittelbar das Heil ihrer Seele befördert.

Zehn Tage etwa hatte ich die Tanzſtunden mit dem blaſſen Mädchen ſo wie die Abendunterhaltungen auf dem Balcon fortgeſetzt. Das Athemholen war ihr wiedergekommen; aber ich fing an, mich zu verlieben. Righelini fand ſie beſſer, ließ nicht zur Ader und hoffte vom Herbſt. Ihre Mutter betrachtete mich wie einen Engel des Himmels, und der Tanzmeiſter war entlaſſen worden. Aber nach zwölf Tagen glaubte ich, ſie würde ſterben während der Tanzſtunde, die ich ihr gab. Ihre Engbrüſtigkeit war mehr als Aſthma. Sie fiel mir wie todt in die Arme; die Kleider mußten ihr gelöſt werden, und ich that Blicke nicht nur auf einen ſehr ſchönen, ſondern auch ungemein feſten Körper. Der Chirurg ward geholt und mußte zur Ader laſſen, ihr aber nur

vier Unzen Blut nehmen. Die Mutter wußte ſchon, daß dies genügte. Nun war zu berechnen, was ihr der zweimalige Aderlaß wöchentlich nahm, und wodurch ſie deſſen hätte überhoben ſeyn können.

Kaum hatte ſich der Chirurg entfernt, als ſie von neuem Tanzſtunde nehmen wollte, weil ſie ſich wohl befände. Ich blieb einen großen Theil des Tages bei ihr; Abends verſprach ſie mir einen Beſuch auf dem Balcon, denn ſie erwartete vorher noch ihren Pathen und Vormund.

Dieſer war, wie ich durch meine Erkundigungen ausmittelte, ein gewiſſer Graf S., über funfzig Jahr alt. Er bewies der Kränkelnden die Zärtlichkeit eines Vaters; aber mir war ſein Wohlwollen um ſo mehr verdächtig, als ich bald in ihm den Gemahl der Dame erkannte, die mich zum erſten Male zu M. M. geführt, und durch ihn erfuhr, daß er das väterliche Erbgut des Mädchens verwaltete. In dieſem und in dem mütterlichen Vermögen beſaß ſie eine Mitgift von funfzehntauſend Ducaten, ihre Schweſter aber eben ſo viel.

Bald ließ ſich bemerken, daß meine Kranke

durch Zurückhalten ihrer Gunſt mich gewinnen wollte, und nun beſchloß ich, mein Syſtem zu ändern. Ich begleitete ſie zu ihrem Vormund, ohne meiner Bekanntſchaft mit der Gräfin zu gedenken. Ich glaubte, dieſe würde mich ignoriren; aber ſie begrüßte mich vielmehr ſehr artig und fühlte keine Verlegenheit wegen einer Antwort, als der Graf ſich erkundigte, woher wir uns kennten.

Abends, als ich die Leidende in der Gondel nach Hauſe begleitete, bewarb ich mich um einige Gunſtbezeugungen, aber vergeblich. Und weil ich am folgenden Morgen ſpät aufgeſtanden war, entſchuldigte ich mich wegen der verſäumten Tanzſtunde. Am Abend kam ſie nicht auf meinen Balcon, und den nächſten Tag gehe ich aus, ohne Tanzſtunde zu geben; die Abendunterhaltung auf dem Balcon iſt gleichgültig. Aber am dritten Morgen entſteht ein großer Lärm im Hauſe, der Arzt muß gerufen werden, und ich erſchrecke, das Mädchen faſt ſterbend zu finden. Es war im Julius; ſie lag auf dem Bette, mit einem bloßen Leintuch bedeckt, faſt unangekleidet. Ich ſetze mich zu ihr und küſſe die kalten Lippen.

Die Kräfte, mich wegzuſtoßen, fehlten ihr, aber der Zorn in den Augen ſagt, daß es ihr ernſtlicher Wille ſey, mich zu entfernen. In dem Augenblicke erſcheint der Wundarzt, öffnet die Ader, und der Athem geht wieder freier. Sie will aufſtehen; aber ich verlange, daß ſie im Bette bleibe, und ich laſſe mein Mittagseſſen an deſſen Seite ſtellen. Nun legt ſie ein Leibchen an und verlangt, daß man eine leichte Decke auf das Leintuch breite, denn ſie liege ja da wie nackt.

Ich blieb an ihrem Bette. Sie verzehrte faſt die Hälfte meiner Mahlzeit, und wiewohl ſie die Zärtlichkeiten ſchonend abweiſt, mit denen ich ihr nahen will, ſo gewährt ſie mir doch im Geſpräche das höchſte Vertrauen. Nachdem ich mich entfernt, um auszugehen, war ſie aufgeſtanden, und Abends nach zwei Stunden finde ich ſie auf meinem Balcon. Ihr zärtliches Benehmen bei dem reizenden Dämmerlichte der Nacht verrieth mir den Tumult ihres Innern. Mit Leidenſchaft mich an ihre Bruſt drückend, empfand ſie ſchon in den Vorſtunden ihres Glückes ungleich mehr, denn ich. Als die Schweſter kam, ſie zum

Schlafengehen zu rufen, ſchickte ſie dieſe weg mit der Bitte, ſich nur niederzulegen, weil ſie nachkommen würde. Kaum fühlte ſie ſich auf ſolche Weiſe ſicher, als ſie kein Bedenken trug, die Nacht mit mir zu theilen, und drei Wochen lang ſetzten wir ohne Unterbrechung unſre zärtlichen Zuſammenkünfte fort. Vielleicht hätte ich ſie geheirathet, wenn nicht in demſelben Monate noch mein Schickſal eine furchtbare Wendung genommen hätte.

Der Leſer erinnert ſich des Romans, welchen Chiari verfaßt, und Murrai mir mitgetheilt hatte. Dem Abbé gaben meine Aeußerungen darüber Anlaß, auf ſeiner Hut zu ſeyn. Ich aber empfing einen Brief, mit keiner Namensunterſchrift verſehen, der mir den Rath ertheilte, ſtatt auf ein Durchhecheln Chiari's zu ſinnen, meiner eignen Sicherheit zu gedenken, denn mir ſtehe ein großes Unheil bevor. Man muß alle Verfaſſer anonymer Briefe verachten, in der Regel ſind es Thoren oder Verräther, aber die Warnung ſelbſt darf uns aufmerkſam machen.

Zur ſelben Zeit ſchloß ſich ein Juwelier, Namens Manuzzi, damals einer der Spione bei

der Staatsinquiſition, an mich an, ohne daß ich ihn kannte. Er gab mir Hoffnung, unter gewiſſen Bedingungen gegen Credit mir Diamanten zu verſchaffen; er wollte mich zu dem Ende beſuchen. Er kam, betrachtete ſich meine Bücher und hielt ſich lange bei meinen Manuſcripten über Magie auf. Sein Verwundern bewog mich, ihm die Handſchriften zu zeigen, welche über die Elementargeiſter Aufſchluß gaben; Bücher, die ich nicht beachtete, aber beſaß.

Nach einigen Tagen kömmt Manuzzi wieder, mir zu ſagen, ein Bekannter ſey geneigt, mir für meine fünf Werke tauſend Zechinen zu geben, aber er wolle ſich zuvor durch Augenſchein überzeugen, ob ſie echt wären. Ich bin unbeſonnen genug, die Bücher auszuhändigen. Am folgenden Tage erhalte ich ſie mit der Nachricht zurück, daß ſie verfälſcht ſeyen. Aber nach zwei Jahren erfuhr ich, daß Manuzzi die Schriften den Staatsinquiſitoren vorgezeigt, die mich ſeitdem für einen gefährlichen Magier erklärten.

Ferner hatte ſich damals Madame Memmo eingebildet, daß ich ihre Söhne zum Atheismus verführe; und dieſe verſchwiſterte ſich mit dem

alten Ritter Antonio Mocenigo, einem Onkel Bragadins, welcher meinte, ich habe ſeinen Neffen in die Cabbala eingeweiht. Die Angelegenheit ſollte vor die Staatsinquiſition kommen, und meine Aufführung unterſucht werden. Dann war ich gewiß verloren; Antonio Condulmer, Chiari's Freund, mein Gegner und Staatsinquiſitor, konnte mich für einen Störer der öffentlichen Ruhe erklären. Ich erfuhr nach einigen Jahren, daß ich angeklagt worden, an den Teufel allein zu glauben, weil ich bei meinem Verluſt im Spiele jederzeit Gott geläſtert. Dann ſollte ich die Faſten nicht halten, nur der Frauen wegen die Meſſen beſuchen und wohl gar Freimaurer ſeyn, auch, obwohl bei drei Patriziern wohnend, mit den fremden Geſandten verkehren und dieſen wahrſcheinlich Staatsgeheimniſſe verrathen, ſo die bedeutenden Summen gewinnend, die man mich öfterer verlieren ſah. Alle dieſe Vermuthungen bewogen das mächtige Tribunal, mich als Feind des Vaterlandes, als ruchloſen Menſchen, als Verſchwörer zu behandeln. Seit drei Wochen hatten mehrere Perſonen mir den Rath ertheilt,

mich in fremde Länder zu begeben, denn das Tribunal beſchäftige ſich mit mir.

Dies wäre genug geweſen. Aber ich glaubte mir keine Vorwürfe machen zu können und hielt mich deshalb für unſchuldig. Ich war ein Thor; ich dachte wie ein völlig freier Menſch, nicht wie ein Menſch, der in einem Staate lebt. Endlich raubte mein entſchiednes Unglück im Spiele mir alle Ueberlegung. Täglich verlor ich, überall war ich ſchuldig; meine Pretioſen, Doſen, kurz, alles war verſetzt. Nur die Gemälde hatte ich herausgenommen und ſie mit meinen Papieren ſammt Liebesbriefen der Manzoni übergeben. Alle Welt vermied mich, und ein alter Senator ſagte mir, man wiſſe, daß des Grafen Bonaſede Tochter wahnſinnig geworden, weil ich ihr Liebestränke eingegeben. Sie befand ſich im Hospital und nannte bei ihren Anfällen gewöhnlich meinen Namen unter argen Verwünſchungen.

Dieſe junge Dame, welche der Leſer bereits kennt, wünſchte die Fortſetzung meiner einträglichen Beſuche. Sie beſtürmte mich mit Briefen, und einige Male hatte ich ſie beſucht, auch ihr Geld zurückgelaſſen, aber ohne ihr Zärtlichkeiten

zu erweiſen. Endlich beſcheidet ſie mich, einer angeblich wichtigen Angelegenheit wegen, zu ſich. Von Neugier gelockt, gehe ich zu ihr. Sie fliegt mir an den Hals und ſagt, jene wichtige Angelegenheit ſey die Liebe. Ich lache, finde ſie aber reizender und reinlicher, als gewöhnlich, kurz, ich werde ſchwach, und ſie verſichert mich, ihr Vater ſey abweſend. Aber durch einen Zufall nahe ich mich der einen von den beiden Thüren und trete in ein Zimmer, worin ich den Vater mit zwei Männern von bedenklichem Ausſehen erblicke. Lieber Graf, fange ich an, Ihre Tochter hat mir geſagt, Sie wären nicht zu Hauſe. — Ich befahl ihr, dies zu ſagen, antwortet er, weil ich mit dieſen beiden Männern zu thun hatte.

Ich will gehen, aber er ſchickt die beiden Männer fort und bittet mich, zu bleiben. Nun läßt er mich die alte Litanei von ſeinem Unglücke von neuem hören, und ich nehme fünf Zechinen aus der Taſche, die ich ihm gebe. Nun umarmt mich der Graf, weint und bittet mich, ſeiner Tochter Geſellſchaft zu leiſten, während er zum Mantel greift und ſich entfernt. Ich aber, mir

den Zuſammenhang der Zimmer betrachtend, ſage der jungen Gräfin, ich hätte das Complott errathen und wiſſe recht gut, wozu die beiden Sbirren beſtimmt geweſen wären. Sie weint und wirft ſich mir zu Füßen; aber ich, ohne ſie eines Blickes zu würdigen, greife zum Mantel und rette mich. Seitdem habe ich keinen ihrer Briefe ferner beantwortet, auch ſie nie wieder geſehen. Das hatte ſie ſich in den Kopf geſetzt. Hunger, Elend, Leidenſchaft trugen das Ihrige bei, die Geiſteszerrüttung zu vollenden. Sie war einſtmals bei hellem Mittage faſt nackt durch die Gaſſen gelaufen und hatte jeden, der ihr begegnete, aufgefordert, ſie zu mir zu führen. Der ganzen Stadt war dieſe mir höchſt langweilige Geſchichte bekannt. Die Raſende ward eingeſperrt. Erſt nach fünf Jahren kehrte ihr Verſtand zurück, und ſeitdem ging ſie, gleich ihrem Bruder, durch die Straßen von Venedig betteln. Nur den älteſten Bruder traf ich nach zwölf Jahren in Madrid als Gemeinen bei der Garde wieder.

Die Geſchichte mit der Bonaſede war ein Jahr alt; aber man hatte ſie jetzt, im unglück-

lichen Monat Julius 1755 wieder aufgewärmt. Alle möglichen Wolken, die Vorboten eines ſchweren Gewitters, zogen über meinem Haupte zuſammen. Kurz, das Tribunal ertheilte dem Messer grande den Befehl, ſich meiner Perſon lebend oder todt zu bemächtigen. Unter dieſer Formel fertigt jenes Tribunal ſeine Decrete aus, und bei Todesſtrafe darf nichts von den Befehlen deſſelben verlauten.

Achtes Capitel.

Gefangenſchaft in den Bleigefängniſſen.

Es war am zwanzigſten Julius, eine Viertelſtunde vor Sonnenaufgang, als ich, nach meinem Caſino zurückkehrend, die Hausthür offen und alle Bewohner des Hauſes außer dem Bette, zugleich höchſt beſtürzt fand.

Der oberpolizeiliche Beamte, Messer grande genannt, war, die Hausthür ſprengend, während der Nacht mit einer Schaar Sbirren eingedrungen, hatte jeden Theil der Wohnung durchſucht und, als er in meinen Zimmern nichts entdeckt, geäußert, er wiſſe zuverläſſig, daß Tags vorher ein Koffer mit Salz, ein hart verpönter Contrebandartikel, eingeſchwärzt ſey. Den Koffer, mit

Kleidungsſtücken angefüllt, ein Eigenthum des Grafen Sicaro, hatte die Wirthin, zur Beſchämung des Herrn, wirklich vorgezeigt.

Dies Verfahren erregte Zorn und Wuth in mir; ich verſprach Genugthuung und beſchloß, mit Bragadin zu reden. Nach vier Stunden kurzen Schlafs beſuche ich meinen Wohlthäter und ſtelle ihm die Gründe ins Licht, die meine unbeſcholtne Wirthin berechtigten, angemeßne Genugthuung zu fordern. Doch mit bedenklicher Miene hören meine drei Freunde mir zu, und der verſtändige Greis verſpricht mir die Antwort nach dem Eſſen.

Von Barbaro und Dandolo begleitet, nahm er mich in ſein Zimmer und verwarf im kaltblütigſten Tone von der Welt jeden Gedanken an Rache, mir den Rath gebend, auf einen Ort zu denken, der mich ſicher ſtelle.

Das Salz, ſagte er, gab nur den Vorwand; auf Dich war es abgeſehen, Dich wollte man finden. Daß Du abweſend ſeyn mußteſt, hat Dein Schutzgeiſt vermittelt. Auch ich war acht Monate lang Mitglied der Staatsinquiſition; ich kenne ihr Verfahren. Wegen eines Kaſtens mit

Salz ſprengt man keine Thür. Folge meinem Rathe, lieber Sohn: augenblicklich mache Dich auf den Weg nach Fuſina und reiſe Tag und Nacht, bis Du Florenz erreichſt; dort bleibe, bis ich Dich benachrichtige, daß Du zurückkommen darfſt. Nimm meine vierruderige Gondel und ſegle ab. Fehlt Dir Geld, ſo will ich Dir vorläufig hundert Zechinen geben. Die Klugheit verlangt es, daß Du weggeheſt.

Ich ſage meinen Dank für dieſen weiſen Rath, erkläre aber, daß ich mich zu ſchuldlos wiſſe, um ihn befolgen zu können.

Schuldlos? erwiderte Bragadin. In den Augen des Tribunals kann manches Dich als Schuld treffen, was Du nicht dafür hältſt. Befrage Dein Orakel! —

Aber ich verweigre den Vorſchlag, weil nur im Fall eines innern Zweifels ich gewohnt ſey, zu dieſem Orakel meine Zuflucht zu nehmen, und gebe als den letzten Grund meines Verweilens den an, daß ich durch die Abreiſe einen Beweis von Furcht ablegen würde, der mich ſchuldig erklären müſſe. Ich ſage ſogar: wenn Verſchwie-

genheit den Geiſt jenes Tribunals bezeichnete, ſo würde ihm durch meine Abreiſe das Mittel genommen werden, ſich zu überzeugen, ob dieſe Abreiſe eine richtige, oder eine falſche Maaßregel geweſen. Denn was mir geböte, zu reiſen, das verböte mir, zurückzukehren, und für immer wolle ich meinem Vaterlande nicht entſagen.

Hierauf verſuchte Bragadin nochmals, mich zu vermögen, wenigſtens die nächſte Nacht in ſeinem Palaſte zu ſchlafen, und ich ſchäme mich mit Bedauern, es abgeſchlagen zu haben. Die Häſcher dürfen in den Palaſt eines Patriziers nur dann eindringen, wenn das Tribunal den Befehl ausdrücklich darauf richtet; und das geſchieht niemals.

Nach meiner Weigerung verſtummte der edle Greis und ſagte, wir dürften uns ſchwerlich je wiederſehen. Ich bat ihn, mir das Herz nicht zu betrüben. Darauf machte er einige Bemerkungen, dann lächelte er, endlich ſchloß er mich in ſeine Arme, indem er den Spruch der Stoiker ausſprach: Fata viam inveniunt.

Mit Thränen in den Augen umarmte ich ihn

und ging. Seine Prophezeiung ward Wahrheit. Ich ſah ihn nicht wieder, er ſtarb nach elf Jahren.

Mehr Sorgen wegen meiner Schulden, als wegen meiner Perſon fühlend, ging ich, ſuchte meine Wirthin zu beruhigen und legte mich nieder, wie ſchon die Nacht des fünf und zwanzigſten Julius 1755 anbrechen wollte.

Eben hatte ſich der Tag gemeldet, als Messer grande in mein Zimmer trat. Es brauchte nur eines Augenblicks, um geweckt zu werden, ihn zu ſehen und die Frage zu hören, ob ich Jakob Caſanova ſey. Kaum hatte ich ſie bejahet, als er meine ſämmtlichen Schriften verlangte, ſowohl die von eigner, wie die von fremder Hand, und befahl, ich ſolle mich ankleiden und ihm folgen. Als ich fragte, in weſſen Vollmacht er ſo verfahre, nannte ſein Mund mir das Tribunal.

Dies Wort Tribunal zermalmte mir die Seele. Alle Kraft des Geiſtes war dem ſtumpfen Gehorſam gewichen. Mein Schreibſchrank ſtand offen, meine Schriften lagen auf dem Tiſch. Er könne ſie nehmen, ſagte ich dem Messer

grande, — Sogleich ward ein Beutel, welchen ſeine Gehülfen herbeibrachten, damit angefüllt. Nun ſollte ich zugleich noch die eingebundenen Manuſcripte vorzeigen, in deren Beſitz man mich vermuthete. Auch dieſe zeige ich und errathe nun meinen ſchändlichen Angeber. Dieſe Schriften, ſämmtlich magiſchen und cabbaliſtiſchen Inhalts, waren die clavicula Salomonis, der Zecor=Ben, Picatrix, Anweiſungen über die planetariſchen Zeiten, in welchen Zauberdüfte bereitet und Geiſterbeſchwörungen vorgenommen werden, nebſt ähnlichen Belehrungen. Wer mich im Beſitze dieſer Bücher wußte, hielt mich für einen Magier, und das verdroß mich keineswegs.

Auch die Bücher auf meinem Nachttiſche, Horaz, Arioſt, Petrarch, ein Manuſcript, der Soldat und Krieger, nebſt Aretins Lascivitäten — die gewiß angegeben worden, der Messer grande fragte ausdrücklich darnach — verblieben nicht zurück.

Während der Polizeichef in jenen Büchern und Papieren wühlte, kleidete ich mich maſchinenmäßig an, weder ſchnell noch langſam, ließ mich raſiren, friſiren, wählte ein Hemde mit Spitzen=

manſchetten und ein ſchönes ſeidnes Kleid. Weder ſprach ich ein Wort, noch bezeigte Messer grande, deſſen Augen mich nicht verließen, Verwunderung darüber, daß ich mich putzte, gleich als ob ich zur Hochzeit gehen wolle.

Beim Hinaustreten aus dem Zimmer erſchreckten mich dreißig bis vierzig Häſcher in der Hausflur. Man erwies mir die Ehre, ſie für nöthig zu halten, weil es meine Perſon galt, obwohl nach dem Spruche: ne Hercules quidem contra duos, (ſelbſt ein Hercules vermag nichts gegen zwei,) ein Paar genügt hätte. Iſt es nicht merkwürdig, daß in England, wo der Muth einheimiſch iſt, ein Mann hinreicht, um einen andern zu verhaften? In meinem Vaterlande, wo die Feigheit ihren Sitz hat, braucht man deren gegen dreißig. Vielleicht iſt der Feige, wenn er angreift, noch furchtſamer, wie dann, wenn er angegriffen wird, und das gerade macht den Angegriffenen tapfer. Wirklich ſieht man in Venedig oft Einen im Kampfe mit zwanzig Sbirren. Er prügelt ſie durch und reißt aus.

Messer grande ließ mich eine Gondel beſteigen und ſetzte ſich mir zur Seite. Vier Mann

blieben bei ihm, die übrigen entließ er. Wir fuhren nach ſeiner Wohnung, und nachdem er mir Caffee angeboten, den ich ausſchlug, ſchloß er mich in ſein Zimmer ein. Vier Stunden blieb ich dort, mehrentheils ſchlafend. In dem Augenblicke aber, als es drei Uhr ſchlug, trat der Hauptmann der Sbirren ein und ſagte, daß er Befehl habe, mich in die Bleikammern zu bringen. Ich folgte ihm. Wir beſtiegen eine Gondel. So kamen wir nach vielen Umwegen durch kleinere Canäle wieder in den Hauptcanal und traten bei dem Quai der Gefängniſſe ans Land. Eine Reihe von Stufen brachte uns über eine hohe, eingeſchloſſene Brücke, welche die Gefängniſſe über dem Canal, via di palazzo genannt, mit dem herzoglichen Palaſte verbindet. Von hier ging es eine Gallerie entlang, dann in ein Zimmer, und hierauf in noch ein anderes, wo ich einem Manne in der Kleidung eines Patriziers vorgeſtellt ward. Nachdem er einen Blick auf mich geworfen, ſagte er: der iſt es, ſetzt ihn feſt! — Es war der Schreiber der Staatsinquiſitoren, Domenico Cavalli, der jene Worte im toskaniſchen Dialekt ausſprach, wahrſcheinlich weil

er ſich in meiner Gegenwart venetianiſch zu ſpre=chen ſchämte.

Ich ward dem Aufſeher übergeben, der die Bleigefängniſſe bewachte. Abermals ging es zwei Treppen hinauf; zwei Häſcher begleiteten meinen Führer. Ich gelangte durch drei lange Gänge, deren zwei verſchloſſen waren, an eine große, ſehr unſaubre Dachkammer. Sie hatte ungefähr ſechs Ruthen in der Länge, zwei in der Breite, und empfing Licht durch eine Dachlucke. Ich hielt ſie für mein Gefängniß, aber ich irrte. Der Gefangenwärter ergriff einen mächtigen Schlüſſel und öffnete eine ſtarke, mit Eiſen beſchlagene Thür. Sie war viertehalb Fuß hoch und hatte in der Mitte ein acht Zoll großes Loch. Indem ich den Befehl erhalte, einzutreten, betrachte ich aufmerkſam eine an der Wand befeſtigte ſonder=bare Maſchine von Eiſen, einem Hufbeſchlag ähnlich. Der Gefangenwärter ſieht meine Ver=wunderung und ſagt lächelnd: der Herr zerbricht ſich den Kopf, wozu dieſes Geräth dienen möchte, und ich kann das Räthſel löſen. Wenn die gnä=digen Herren befehlen, daß ein Gefangener er=droſſelt werde, ſo muß er ſich auf einen Schemel,

den Rücken gegen das Halseiſen gerichtet, nieder= ſetzen, welches ihm bis zur Hälfte um den Hals gehet. Die andre Hälfte des Halſes umwickelt man mit einer ſeidnen Schnur, zieht die beiden Enden durch das Loch hier und befeſtigt ſie an einer kleinen Winde. Dieſe Winde wird ſo lange gedreht, bis der Verbrecher ſeine Seele dem Herrn zurückgegeben hat; denn der Beichtvater verläßt ihn erſt, nachdem das Leben entflohen iſt.

Sinnreich erfunden! Und vermuthlich haben Sie die Ehre, die Winde zu drehen — ſagte ich; aber mein Begleiter ſchwieg.

Fünf Fuß neun Zoll groß, wie ich war, mußte ich gebückt zur Thür eintreten, die ſogleich verſchloſſen ward. Als man mir durch das Gitter hindurch die Frage zurief, was ich zu eſſen be= gehre, antwortete ich, daran hätte ich noch nicht gedacht. Nun ging der Kerkermeiſter und ſchloß eine Thür nach der andern zu, indem er ſich entfernte.

Dumpf und vernichtet lehnte ich mich mit dem Ellenbogen gegen das Gitter des Fenſters, mein Schickſal überdenkend. Sechs eiſerne Stan= gen, jede einen Zoll ſtark, ſich kreuzend und zu=

ſammen ſechzehn kleine Löcher von fünf Quadratzollen bildend, befanden ſich in einer Oeffnung von zwei Schuhen. Mein Kerker hätte durch dies Gitter hinlängliches Licht erhalten, aber ein Querbalken ſtand im Wege, er war anderthalb Fuß dick und lief an der Dachlucke vorüber. Nachdem ich in meinem Gefängniſſe mit gebücktem Haupte, ſo niedrig war es, umhergetappt, entdecke ich immer nur drei Seiten eines Vierecks. Einem Alcoven, der vielleicht ein Bett faſſen konnte, ſchien die fehlende vierte Wand anzugehören. Aber weder ein Lager, noch Tiſch, noch Stuhl war zu finden. Ein Bret, etwa einen Fuß breit, an der Mauer befeſtigt, benutzte ich, meinen ſchönen ſeidnen Mantel, mein zur Unzeit angelegtes Paradekleid und meinen Treſſenhut, mit weißen Federn geſchmückt, abzulegen. Die Hitze war unerträglich, und ein dumpfer Inſtinct trieb mich an das Gitter, wo ich mich wenigſtens gegen den Ellenbogen ſtützen konnte. Das Fenſter ſelbſt ſah ich nicht, aber das eindringende Licht, und Ratten, wie die Kaninchen groß, welche umherwanderten, zeigten ſich. Dieſe abſcheulichen Thiere, vor denen ich ſchauderte, wandelten

ſo dreiſt umher, daß ſie bis gegen das Gitter kamen. Schnell verſchloß ich die Oeffnung in der Thür. Denn mein Blut wäre Eis geworden, wenn dies Ungeziefer ſich zu mir hineingedrängt hätte. Ich verſank in ein tiefes Träumen, und mich mit übergeſchlagenen Armen gegen das Gitter lehnend, ſtand ich ſtumm da, ohne mich im geringſten zu bewegen.

Mit dem ein und zwanzigſten Glockenſchlage aber erwachte mir Beſorgniß über das Ausbleiben jedes menſchlichen Weſens. Man fragte nicht, ob ich eſſen wolle, man brachte mir kein Bett, keinen Stuhl, nicht einmal Waſſer und Brot. Ich empfand zwar keinen Hunger, aber davon durfte und konnte niemand Kunde beſitzen. Im Munde fühlte ich eine Bitterkeit, wie ich noch nie ſie empfunden. Daß vor Ende des Tages jemand erſcheinen würde, hoffte ich noch immer. Als es aber vier und zwanzig ſchlug, und kein Menſch kam, da brach meine Wuth los. Ich heulte, ſtampfte mit den Füßen, fluchte und ſchriee, ſo laut ich nur konnte, tobte ſo heftig, als es nur möglich war. Eine volle Stunde war über dieſen wüthenden Anſtrengungen ver-

floſſen, und weder zeigte ſich jemand, noch durfte ich hoffen, daß mein Toben vernommen worden ſey. Umgeben von dichter Finſterniß, ſchloß ich das Gitter, damit nur die Ratten fern blieben. Dann band ich mir ein Tuch um den Kopf und legte mich der Länge nach auf den Fußboden nieder.

Ein ſolch unbedingtes Vergeſſen meiner ſchien mir, ſelbſt wenn mein Tod beſchloſſen war, unmöglich. Eben ſo dauerte mein Nachſinnen über das Verbrechen, welches mir dieſe Strafe zugezogen, kaum einen Augenblick. Ich konnte keine Verſchuldung entdecken. Daß ich Wüſtling war, daß ich kein Blatt vor den Mund nahm, und daß ich überall den Genuß des Lebens aufſuchte, das machte mich noch nicht ſchuldig. Demohnerachtet wurde ich als ſchwerer Verbrecher behandelt. Der Leſer mag ſich alſo denken, was Wuth, Haß und Verzweiflung mir gegen den Despotismus eingaben, dem Unterdrückungen ſolcher Art geläufig waren. Dennoch hinderte weder die Gewalt meines Zorns, noch die Heftigkeit meines Kummers, noch der harte Fußboden, daß ich einſchlief. Mein Körper bedurfte Schlaf, und der

Menſch, wenn er jung iſt, trägt, oft ohne daran gedacht zu haben, bald davon, was er bedarf.

Die Mitternachtsglocke riß mich aus meiner Ruhe. Schrecklich iſt jedes Erwachen, welches uns ein Nichts, die Täuſchungen des Schlummers, beklagen läßt. Ich konnte nicht faſſen, daß ich drei Stunden zugebracht haben ſollte, befreit vom Gefühl irgend einer Qual. Ohne aufzuſtehen, mit der linken Seite auf dem Fußboden liegen bleibend, ſtreckte ich meinen rechten Arm nach dem Schnupftuch aus, von dem mir eine dunkle Erinnerung ſagte, wo ich daſſelbe gelaſſen. Aber, o Himmel! was begegnet meiner tappenden Hand? — Eine andre, kalt und ſtarr, wie Eis. Schreck durchfuhr mich von dem Scheitel bis zur Sohle; alle meine Haare ſtanden empor. Ein ſolches Erbeben hatte ſich noch nie meiner Seele bemächtigt. Ich hielt mich deſſen gar nicht fähig. Gegen fünf Minuten blieb ich vollkommen regungslos; keine Spur von Bewußtſeyn und Beſinnung. Als ich endlich einigermaßen wieder zu mir ſelbſt kam, wollte ich mir einbilden, die Hand, welche ich gefaßt, ſey ein Hirngeſpinnſt meiner Imagination. In die-

ſer feſten Vorausſetzung ſtrecke ich meinen Arm abermals nach demſelben Ziel aus und finde dieſelbe Hand, die ich, ſchaudernd vor Schreck und laut ſchreiend, erſt drücke, dann, indem ich meine Hand zurückziehe, loslaſſe. Noch bebe ich, aber endlich kehrt das Ueberlegen wieder. Ich ſage mir, ein Leichnam habe, indeß ich geſchlafen, den Platz an meiner Seite eingenommen. Denn ich wußte, als ich mich niederlegte, war nichts auf dem Fußboden geweſen. Aber ſchon ſehe ich den todten Körper irgend eines unſchuldigen Unglücklichen, vielleicht den meines Freundes, welchen man erdroſſelt und an meine Seite gelegt, um mir beim Erwachen ein Vorbild meines eignen Schickſals zu geben. Dieſer Gedanke macht mich wild und verwegen. Zum dritten Male ſtrecke ich den Arm nach der Hand aus. Ich faſſe ſie, will im nämlichen Augenblicke mich erheben und den Leichnam an mich reißen, um Gewißheit von der ganzen Abſcheulichkeit der vermutheten That zu gewinnen. Aber indem ich mich auf meinen linken Ellenbogen zu ſtützen verſuche, beginnt die kalte Hand ſich zu beleben. Ich überzeuge mich nun, was meine rechte Hand hält, könne nur

meine eigne linke ſeyn. In der Klemme, welche ſie aushalten müſſen, indem ſie meinem Körper ein zartes, weiches und nachgebendes Bett gewährt, hatte ſich Wärme und Gefühl verloren.

Dieſe Entdeckung war lächerlich; aber ſtatt mich zu erheitern, verſenkte ſie vielmehr meinen Geiſt in die ſchwärzeſten Betrachtungen. Ich ſah mich an einem Orte, wo, wenn das Falſche wahr ſchien, die Wahrheit zum Traume ward, wo die Vernunft die Hälfte ihrer Vorzüge einbüßte, und wo die Phantaſie eingebildeten Hoffnungen oder fürchterlichem Verzweifeln als Beute anheim fiel. Ich fing an gegen alles mißtrauiſch zu werden, was ſich unſern Sinnen und unſrer Seele darſtellt. Ich rief, dem dreißigſten Lebensjahre nahe, zum erſten Male die Philoſophie herbei, zu der alle Keime in meinem Innern lagen, und von der Gebrauch zu machen ſich bis jetzt noch kein Anlaß dargeboten. Ich glaube, daß die Mehrzahl der Menſchen ſtirbt, ohne jemals zum rechten Denken gelangt zu ſeyn. Bis acht Uhr verweilte ich auf meinem Lager. Die Dämmerung des neuen Tages zeigte ſich. Um neun Uhr und ein Viertel mußte die Sonne aufgehen. Ich

konnte dieſen Morgen nicht erwarten. Ein Gefühl in mir, das ich für untrüglich hielt, ſagte mir, man würde mich in meine Wohnung zurückſchicken, und ich zähmte das Rachgefühl nicht, das in mir glühte. Die Zeit ſchien meinem Geiſte gekommen, um an die Spitze des Volks zu treten und die Ariſtokraten zu vertilgen. Alles ſollte in Staub zermalmt werden. Den Nachrichtern die Erdroſſelung meiner Verfolger anzubefehlen, genügte mir nicht; ich ſelbſt wollte dieſe niedermetzeln. So iſt der Menſch. Und er hegt nicht den geringſten Zweifel, es ſey die innere Vernunft, welche in dieſer Weiſe ſpricht. Doch iſt es nur ſein ärgſter Feind, der Zorn und die blinde Wuth, welche ſo die Sprache der Vernunft nachahmen.

Je weniger ich von dem Moment erwartete, auf welchen ich hoffte, um ſo mehr mußte mein Zorn ſich beſänftigen. Das Raſſeln der Riegel in den Gängen vor meinem Gefängniß unterbrach gegen halb neun Uhr die tiefe Stille dieſer für lebende Weſen erſonnenen Hölle. Ich ſah den Kerkermeiſter vor meinem Gitter. Er fragte, ob er mir Zeit genug zur Ueberlegung, was ich

ſpeiſen wolle, gelaſſen habe. Man iſt glücklich, wenn die Frechheit der Nichtswürdigen die Larve des Spottes vornimmt. Ich verlange Reisſuppe, geſottenes Fleiſch, Braten, Brot, Waſſer und Wein. Es verblüffte den Schafskopf, keine der Fragen zu hören, auf die er gefaßt war. Er ging und war nach einer Viertelſtunde wieder da, um mir ſein Verwundern zu bezeigen, daß ich kein Bett noch ſonſtige Gegenſtände begehre; denn ich täuſche mich, ſagte er, wenn ich nur auf eine Nacht hier eingeſperrt zu ſeyn glaube.

Nun ſo bringt, was ich nach Eurer Meinung bedarf! war meine Antwort. Von wo hole ich die Sachen ab? Hier iſt Papier und Bleifeder. Schreiben Sie auf, an wen ich mich wende, verſetzte mein Kerkermeiſter. Ich zeichnete den Ort auf, wo man Bett, Wäſche, Schlafrock, Pantoffeln, Nachtmützen, Lehnſtuhl, Tiſch, Spiegel, Raſirmeſſer, Schnupftücher und die vom Messer grande mir weggenommenen Bücher nebſt andern Papieren in Empfang nehmen ſollte. Nachdem ich das Verzeichniß aller dieſer Gegenſtände vorgeleſen hatte, denn der Maulaffe konnte ſelbſt nicht leſen, ſagte er mir, die Bü-

cher, Tinte, Schriften, den Spiegel und das Raſirmeſſer müſſe ich ausſtreichen, denn ſie ſeyen den Gefangenen in den Bleikammern verboten. Zugleich verlangte er Geld, um das Mittagseſſen zu beſorgen. Von den drei Zechinen, die mein Vermögen ausmachten, gab ich ihm eine. Er verließ mich, und nach einer halben Stunde hörte ich ihn das Gefängnißgebäude verlaſſen. Späterhin erfuhr ich, daß in dieſer Zeit ſieben andre Gefangene bedient worden waren, deren jedem, gleich mir, ein abgeſondertes Gefängniß angewieſen worden, um alle Verbindung unter uns zu verhindern.

Gegen Mittag kam der Kerkermeiſter, begleitet von fünf Gehülfen, die zur Bedienung der Staatsgefangenen, ſo nannte man uns, beſtimmt waren. Er öffnete die Thür, um meine Meubles und mein Mittagseſſen hineinzubringen. Das Bett ward in den Alcoven geſchafft, das Eſſen auf einen kleinen Tiſch geſtellt. Mein ganzes Beſteck beſtand aus einem Löffel von Elfenbein, mit meinem Gelde erkauft. Meſſer und Gabel waren, wie jedes andre Geräth von Metall, verboten.

Sagen Sie mir, was Sie morgen eſſen wollen, fuhr er fort. Denn ich kann nur einmal täglich, nämlich beim Aufgang der Sonne, zu Ihnen kommen. Se. Gnaden, der Secretario, läßt Ihnen sagen, daß Sie Bücher erhalten würden, die ſich für Sie paſſen; denn die aufgezeichneten ſind verboten. —

Erſtatten Sie ihm meinen Dank für die Gnade, mir ein Gefängniß allein angewieſen zu haben! —

Ich will es ausrichten, aber Sie ſollten nicht ſpotten! —

Ich ſpotte nicht. Es muß eine Wohlthat ſeyn, ſich allein und nicht in Geſellſchaft der Böſewichter zu befinden, die ich in dieſen Kerkern vermuthe. —

Wie, mein Herr? — Böſewichter? Das ſollte ich übel nehmen. Hier befinden ſich nur anſtändige Perſonen, und Gründe, die allein den gnädigen Herren bekannt ſind, nöthigen, ſie von einander abzuſondern. Mit Ihnen iſt es geſchehen, Sie härter zu beſtrafen. Und dafür ſoll ich Ihre Dankſagung beſtellen? —

Das wußte ich nicht. —

Der Tropf hatte, wie ich nach einigen Tagen nur zu ſehr inne ward, vollkommen Recht. Ich erfuhr, daß ein Menſch, der in der Gefangenſchaft allein, ohne Möglichkeit, ſich zu beſchäftigen, auf einen beinahe völlig dunklen Ort beſchränkt iſt, einen Ort, wo er nur den, welcher ihm ſein Eſſen bringt, täglich einmal ſieht, und wo er nicht in gerader Stellung auf- und abgehen kann, zum elendeſten aller Sterblichen wird. Er kann dahin kommen, ſich die Hölle zu erſehnen, wenn das Bedürfniß der Geſellſchaft in ihm erwacht. Ich gerieth dahin, daß ich den Umgang mit einem Mörder, einem Verrückten, einem verweſenden Kranken, einem Bären angenommen hätte. Die Einſamkeit in den Bleigefängniſſen bringt zur Verzweiflung. Aber das weiß niemand, der es nicht erfahren hat. Beſitzt der Gefangene wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, und gönnt man ihm das Nothwendige zum Schreiben, ſo iſt ſein Elend um neun Zehntheile vermindert.

Als der Kerkermeiſter ſich entfernt hatte, rückte ich mein Tiſchchen an das Gitter, um mich des kärglichen Lichtes zu erfreuen, welches die

Lucke durchließ. Aber mehr, als einige Löffel Suppe, konnte ich nicht zu mir nehmen. Da ich fünf und vierzig Stunden gefaſtet, war mein Uebelbefinden nicht zu verwundern. Ich brachte den Tag ziemlich ruhig in meinem Lehnſeſſel zu und wartete auf den Morgen, meinem Geiſte mit der Hoffnung auf die verſprochne Lectüre ſchmeichelnd. Die Nacht durchwachte ich bei dem widerwärtigen Lärm der Ratten in der Dachkammer und bei den Schlägen der Thurmuhr von St. Marcus, die ſich hören ließen, als wären ſie in meinem Zimmer. Mit einer Gier ſonder Gleichen fielen Schaaren von Flöhen über meine Haut und mein Blut her; ſie brachten mich Krämpfen nahe.

Bei Tagesanbruch erſchien Lorenz, mein Gefangenwärter. Er ließ das Bett machen, auskehren und aufräumen. Einer ſeiner Leute brachte mir Waſchwaſſer. Ich wollte in die Dachkammer hinausgehen; doch Lorenz ſagte, das ſey nicht erlaubt. Er gab mir zwei große Bücher, die ich abſichtlich nicht aufſchlug. Vielleicht hätte ich meinen Unwillen darüber nicht bergen können, und der Spion das berichtet. Nachdem er mir

mein Mittagseſſen hingeſtellt und zwei Zitronen zerſchnitten, ging er.

Schnell aß ich die Suppe, damit ſie nicht kalt würde. Dann hielt ich eins der Bücher gegen die Gitteröffnung und entdeckte, daß Möglichkeit war, auf dieſe Art zu leſen. Der Titel, auf den ich blickte, lautete: Die myſtiſche Stadt der Schweſter Maria von Jeſus, Agrada genannt. Ich konnte mir keine Vorſtellung von dem Inhalte dieſes Werkes machen. Das zweite Buch hatte einen Jeſuiten zum Verfaſſer. Ich habe den Namen deſſelben vergeſſen. Er wollte eine neue Verehrung des Herzens unſers Heilandes begründen. Nach dem Sinne des Autors ſollte man vor allem andern dieſen Theil vom Körper des Erlöſers heilig verehren; ein ſonderbarer Gedanke, den ein unwiſſender Narr ausgeheckt. Schon die erſte Seite empörte mich. Das Herz ſchien mir kein würdigeres Eingeweide, als die Lunge, zu ſeyn. Die myſtiſche Stadt beſchäftigte mich einigermaßen. Sie enthielt die Ausſchweifungen der überſpannten Phantaſie einer ſehr frommen, aber melancholiſchen, in einem Kloſter eingeſchloſſenen Nonne von ſpaniſcher Ab-

kunſt, deren unwiſſende Obern ihrer Neigung geſchmeichelt hatten. Alle ihre chimäriſchen und abenteuerlichen Viſionen wurden für Offenbarungen ausgegeben. Von Liebe zur heiligen Jungfrau entbrannt und als deren innige Freundin, hatte ſie von Gott ſelbſt den unmittelbaren Befehl erhalten, das Leben ſeiner himmliſchen Mutter zu ſchreiben. Der heilige Geiſt hatte ihr die dazu nöthigen Belehrungen verliehen, die kein Sterblicher ſonſt anderswo konnte geleſen haben. Abſichtliche Erdichtungen enthielt die Schrift nicht; denn keine Erfindung geht ſo weit. Alles war in gutem Glauben niedergeſchrieben, wie es den Viſionen eines verbrannten und exaltirten Gemüths zu geſchehen pflegt, das, dem Stolze fern, in ſeiner Trunkenheit von göttlichen Gefühlen, den Wahn hegt, nur das zu offenbaren, was der heilige Geiſt ihm eingegeben. Mir erweckte das Buch weder größeren Durſt, noch größere Andacht zur Religion; vielmehr brachte es mich in Verſuchung, alles für fabelhaft zu erklären, was wir Myſtiſches, ſogar Dogmatiſches beſitzen.

Uebrigens ſollte ich bald die Wirkungen je=

ner Lectüre an mir ſelbſt verſpüren. Ein Geiſt, empfänglicher, als der meine, und dem Wunderbaren geneigter, hätte beim Leſen eben ſo gut Viſionair werden können, wie die Nonne ſelbſt. Aus Bedürfniß zur Beſchäftigung widmete ich dem Buch eine volle Woche, bis mir es wirklich unmöglich war, weiter zu leſen. Beim Einſchlaſen empfand ich die Wirkungen der Krankheit, welche die Schweſter Agrada meinem von Melancholie und ſchlechter Nahrung niedergebeugten Geiſte eingeimpft. Ich mußte lachen, wenn ich meine ausſchweifenden Träume mir vor das Gedächtniß rief, weil mir einfiel, ſie aufzuſchreiben. Ich brauchte nur Tinte, Feder und Papier, und es wäre dort im Bleigefängniſſe ein vielleicht noch abenteuerlicheres Buch zu Stande gekommen, wie jenes von Herrn Cavalli mir überſchickte.

Seitdem habe ich den Irrthum derer eingeſehen, die von der Stärke des menſchlichen Geiſtes ſprechen. Sie iſt durchaus bedingt; und wollte der Menſch ſich richtig beobachten, ſo würde er Schwäche entdecken, nicht aber Stärke. Trotz dem, daß der Wahnſinn eine ſeltne Erſcheinung iſt, erkannte ich doch nun, wie leicht

es geſchehen kann, daß der Geiſt in Zerrüttung gerathe. Unſre Vernunft gleicht dem Schießpulver, das ſich ſehr leicht entzündet, aber doch immer erſt einen Feuerfunken zu ſeiner Entzündung braucht. Auch einem zerbrechlichen Glaſe gleicht ſie, das nicht von ſelbſt zerbricht, ſondern durch einen andern Anſtoß zerbrochen werden muß. Ein Buch, wie das der Nonne, kann einen Menſchen allerdings verrückt machen. Aber er muß auch in den Bleikammern geſeſſen haben und, gleich mir, jeder andern Geiſtesnahrung und Beſchäftigung beraubt worden ſeyn.

Im Jahre 1767 reiſte ich von Pampelona nach Madrid, und mein Fuhrmann, Andrea Capello, blieb den Mittag über in einem kleinen Städtchen von Caſtilien, deſſen widerwärtiger, trauriger Anblick mich nach dem Namen des Orts fragen machte. Wie mußte ich lachen, als ich Agrada nennen hörte! Hier alſo war das Werk der Nonne an das Licht getreten. Ich ſprach einen alten Prieſter darüber, und er zeigte mir die Stelle, wo es geſchrieben worden, indem er verſicherte, Vater, Mutter und Schweſter der Verfaſſerin wären Heilige geweſen. —

Nach neun Tagen war ich von Geld entblößt. Lorenz fragte mich, an wen er ſich zu wenden habe, um mich mit Baarſchaft zu verſehen, und lakoniſch antwortete ich: an keinen. Dieſem plauderhaften und habſüchtigen Menſchen mißfiel mein Stillſchweigen in hohem Grade. Am andern Morgen mußte er mir ankündigen, daß täglich funfzig Sous vom Tribunal für mich ausgeſetzt worden. Als Empfangnehmer wollte Lorenz dies Geld zu meinen Bedürfniſſen verwenden und monatlich Rechnung ablegen. Ueber die Erſparniſſe könne ich beſtimmen. — Ich verlangte zweimal wöchentlich die leydner Zeitung, aber es hieß, auch das Leſen der Zeitung ſey verboten. Fünf und ſiebenzig Livres monatlich waren weit über meinem Bedürfniß, denn ich war kaum fähig, Speiſen zu mir zu nehmen. Die gewaltige Hitze und die Erſchöpfung, weil mir es zu lange an Nahrung gemangelt, hatten mich erſchlafft. Die verderbliche Zeit der Hundstage begann, und die Sonnenſtrahlen, indem ſie auf das Bleidach meines Gefängniſſes drückten, verwandelten deſſen Atmoſphäre in ein Schwitzbad. Ich blieb völlig entkleidet, und der Schweiß,

der aus meiner Haut hervorquoll, tröpfelte links und rechts an meinem Lehnſtuhle hinab. Unterleibsbeſchwerden, die mich nachher nie wieder verließen, bildeten ſich gleichfalls in jener Zeit aus. Weil ſie nur bei den höhern Ständen angetroffen werden, erwarben ſie mir zehn Jahre ſpäter Complimente in Petersburg. In jener Stadt durfte ich mich nicht einmal darüber beklagen. Aehnliches erfuhr ich in Conſtantinopel mit einem Kopfſchnupfen, über den ich mich in Gegenwart eines Türken beſchwerte. Er ſagte nichts, dachte aber gewiß bei ſich, ein Hund, gleich mir, ſey ſolcher Krankheit unwürdig.

Heftige Froſtanfälle kündigten mir ein Fieber an. Ich blieb im Bett und ſchwieg. Als aber Lorenz noch am dritten Tage all mein Eſſen unberührt fand, fragte er, wie ich mich befände.

Wohl, ſagte ich.

Nein, war die Antwort. Denn Sie eſſen nicht. Sie ſind krank, und Sie werden die Wohlthätigkeit des Tribunals bewundern müſſen. Denn Arzt, Wundarzt und Medicamente erhalten Sie, ohne daß es Ihnen Koſten macht.

Nach drei Stunden erſchien er wieder, mit einer brennenden Kerze einem Manne vorangehend, deſſen ernſte Miene mir den Arzt verkündigte. Seit drei Tagen befand ich mich in der glühendſten Fieberhitze. Der Medicus wollte mich ausfragen, und ich verſetzte, Beichtvätern und Aerzten pflege ich nur ohne Zeugen zu antworten. Darauf erhielt Lorenz den Befehl, ſich zu entfernen. Er verweigerte es, und nun ging der Doctor mit den Worten davon, ich ſey in Todesgefahr. Das verlangte ich. Es war mir Genugthuung, meinen unbarmherzigen Tyrannen die Folgen ihrer grauſamen Behandlung zu zeigen.

Nach vier Stunden hörte ich das Raſſeln der Riegel. Der Arzt trat ein, indem er ein brennendes Licht in eigner Hand hielt, und Lorenz blieb draußen. Ich war in ſolcher Ermattung, daß ich zum erſten Mal wirklich Ruhe empfand. Wenn man wahrhaſt krank iſt, dann quält auch die Langeweile nicht mehr. Es peinigte mich, daß mein Quälgeiſt draußen bleiben mußte, denn ſeit er mir den Gebrauch des Halseiſens erklärt hatte, verabſcheute ich ihn.

In einer kleinen Viertelſtunde unterrichtete ich den Arzt von allem, was meinen Zuſtand betraf.

Sie müſſen die Traurigkeit verbannen, wenn Sie geſund werden wollen, ſagte er mir.

Schreiben Sie das Recept dafür auf und tragen Sie es zu dem einzigen Apotheker, der eine Doſis darnach für mich anfertigen kann, gab ich zur Antwort. Signor Cavalli war der ſchlechte Doctor, welcher mir das Herz Jeſu und die myſtiſche Stadt verſchrieben hatte. Davon bin ich krank geworden.

Ihr Fieber und Ihre Abdominalbeſchwerde kann wohl daher entſtanden ſeyn. Ich werde Sie nicht verlaſſen. —

Darauf bereitete er mir ſelbſt eine Limonade, deren fleißiges Trinken er mir anempfahl, und entfernte ſich. Ich brachte die Nacht ziemlich ruhig unter ausſchweifenden, myſtiſchen Träumen zu.

Am andern Morgen trat derſelbe Doctor mit Lorenz zwei Stunden ſpäter, wie ſonſt, ein, begleitet von einem Chirurg, der mir zur Ader ließ. Er gab eine Arznei, die ich Abends trin=

ken ſollte, und eine Flaſche mit einem Trank. Auch die Erlaubniß, in der Vorkammer zu ſchlafen, wo die Hitze nicht ſo erſtickend war, hatte der Mann ausgewirkt. Aber ich entſagte dieſer Wohlthat, der Ratten wegen, die gewiß in mein Bett gekommen wåren. Er bedauerte mein Elend und ſagte mir, daß er Cavalli die Folgen meiner Lectůre vorgeſtellt, worauf dieſer andre Bůcher verſprochen; einſtweilen hatte er mir den Boethius mitgebracht. Ich dankte ihm dafůr und nannte den Letztern einen Autor, der wohl mit Seneca wetteifern kônnte. Er ließ mir Flieder- und Gerſtenſchleim zurůck.

Nach vier Beſuchen von dieſem Manne beſſerte ſich mein Zuſtand; ich gewann den Appetit wieder. Anfangs September befand ich mich ſchon ganz leidlich. Mich quålte nichts, denn Hitze, Ungeziefer und Langeweile. Boethius konnte ich nicht immer leſen. Lorenz ſagte mir, ich důrfe, wåhrend mein Bett gemacht und wåhrend ausgefegt wůrde, um die Flôhe zu tilgen, welche mich verzehrten, außerhalb des Kerkers Geſicht und Hånde waſchen. Es war eine Gnade, und ich benutzte die acht bis zehn Minuten,

die man mir gönnte, um mit Heftigkeit auf- und abzugehen. Die dadurch erſchreckten Ratten ließen ſich dann nicht ſehen. Am nämlichen Tage, wo Lorenz mir dieſe Erleichterung meines Zuſtandes ankündigte, legte er ſeine Rechnung ab. Ich hatte gegen dreißig Livres von ihm zu fordern, aber in Empfang durfte ich ſie nicht nehmen. Ich ließ ihm das Geld, indem ich ſagte, er möchte Meſſen dafür leſen laſſen. Seinen Dank ſtattete er ab, als ob er ſelbſt der Prieſter wäre, der die Bezahlung empfangen ſollte. Am Schluſſe jeden Monats wiederholte ich mein Verfahren, aber nie habe ich die Quittung eines Prieſters zu ſehen bekommen. Ohne Zweifel war es Lorenz geringſtes Verbrechen, daß er dieſes Geld behielt und ſelbſt die Meſſen verſah.

Ich verblieb in dieſem Zuſtande, indem ich beſtändig die Hoffnung hegte, bald in meine Wohnung zurückzukehren. Kaum ein Abend verging, daß ich mich nicht mit einer Art Gewißheit niederlegte, man würde mir am folgenden Morgen meine Freiheit ankündigen. Als ich aber meine Hoffnung beſtändig vereitelt ſah, kam ich auf den Gedanken, man werde meiner Gefangen-

ſchaft einen gewiſſen Termin beſtimmt haben, und ich fing an mir einzubilden, es ſey der erſte October, weil mit dieſem Tage das Regiment der neuen Inquiſitoren begann. Daraus, daß meine Einkerkerung bis dahin währen ſollte, erklärte ich mir das Ausbleiben des Secretario. Er hätte ſonſt mich vernehmen, mich meiner Verbrechen überführen und mir meine Strafe ankündigen müſſen. So ſchien mir alles untrüglich und natürlich. Aber das war ein ſchlechter Schluß in den Bleikammern, wo nichts natürlich ſeyn ſollte. Ich bildete mir ein, die Inquiſitoren hätten in meiner Unſchuld ihre Schuld erkannt und ſie hielten mich nur, ihren Ruf zu ſchonen, um der Form willen feſt, aber ſie würden mich mit der Endſchaft ihres Regiments entlaſſen. Ja, ich fühlte mich fähig, ihnen zu verzeihen und den Schimpf zu vergeſſen, den ſie mir angethan. Können ſie mich wohl, ſagte ich, hier zurücklaſſen, damit ihre Nachfolger mich zur Rechenſchaft ziehen, denen ſie nichts, was mich verurtheilt, darzulegen vermögen? — Es war mir unmöglich, daß ſie mein Urtheil niedergeſchrieben und mich darin verdammt haben ſollten, ohne mir die

Sentenz vorzulegen und mein Verbrechen darin anzugeben.

Aber dies Raiſonnement paßte nicht dem Tribunal der Staatsinquiſition gegenüber. Schon dadurch wird ein jeder Bürger zum Delinquenten, daß dieſer Hof ihn als ſolchen behandelt. Wozu alſo erſt mit ihm reden? Wozu erſt ihm die unangenehme Nachricht ſeiner Verurtheilung bringen? Sein Geſtändniß iſt überflüſſig. Alſo laſſe man ihm die Hoffnung. Das Tribunal allein verurtheilt und verdammt; der Schuldige iſt eine leere Maſchine, auf deſſen Mitwirkung es nicht ankömmt. Er iſt ein Nagel, den durch ein Bret zu treiben, es nur des Hammers bedarf.

Zum Theil kannte ich ſchon alle Gebräuche jenes Koloſſes, unter deſſen Füßen ich lag. Aber von manchen Dingen auf Erden läßt ſich erſt dann ſagen, man wiſſe von ihnen, wenn man eine Erfahrung über ſie gemacht hat.

Die Nacht auf den letzten September brachte ich ſchlaflos zu. Ich konnte den folgenden Tag nicht erwarten; denn ich war gewiß, er würde mir die Freiheit bringen. Die Herrſchaft der Unbarmherzigen, die mich hier eingekerkert hiel-

ten, ging zu Ende. Aber der Morgen brach an, und Lorenz brachte mein Eſſen, ohne mir irgend etwas anzukündigen. Fünf bis ſechs Tage brachte ich in Wuth und Verzweiflung hin. Ich fing an zu glauben, aus mir unerklärlichen Gründen könne man mich für meine ganze, noch übrige Lebenszeit hier feſthalten wollen. Aber dieſer fürchterliche Gedanke entlockte ein Lächeln und weiter nichts. Ich wußte, daß ich bald verſuchen würde, mich mit Gefahr meines Lebens zu befreien. Man hätte mich getödtet, oder ich hätte meinen Zweck erreicht.

Deliberata morte ferocior, faßte ich zu Anfang des Novembers den Vorſatz, mit Gewalt einen Ort zu verlaſſen, an dem man mich mit Gewalt feſthielt. Dieſer Gedanke ward nun mein einziger. Ich fing an zu überlegen und zu ſinnen, um ein Unternehmen zu Stande zu bringen, das gewiß ſchon mancher vor mir verſucht hatte, doch keiner ausführen konnte. Ein ſonderbares Ereigniß verrieth mir an dem nämlichen Tage den traurigen Zuſtand meiner Seele.

Ich ſtand, die Augen auf die Lucke des Daches gerichtet, in meinem Kerker und betrach-

tete den großen Balken. Lorenz verließ gerade mit zweien ſeiner Leute das Gefängniß, als ich den gewaltigen Balken nicht blos wanken, ſondern nach der rechten Seite ausweichen und dann ſich zurückrichten ſah, als hätte eine entgegengeſetzte Kraft die Bewegung aufgehalten. In dem Augenblicke verlor auch ich das Gleichgewicht; ich fühlte, die Erſchütterung müſſe von einem Erdbeben herrühren, und die erſchreckten Kerkerknechte meinten daſſelbe. Froh über dieſes Ereigniß, ſagte ich kein Wort. Nach fünf Minuten erneuerte ſich die Bewegung, und nun mußte ich ausrufen: un altra, un altra, gran Dio, ma piu forte; (noch einen, nur noch einen, großer Gott, aber ſtärker!) Die Aufwärter erſchracken, denn ſie glaubten die Läſterung eines Wahnſinnigen zu hören, und entflohen. Ich aber fand beim nachherigen Ueberdenken, daß ich zu den Möglichkeiten, welche meine Befreiung bewirken konnten, den Einſturz des herzoglichen Palaſtes rechnete. Ich meinte nämlich, indem das Gebäude niedergeſchmettert würde, ſollte deſſen Niederſturz mich ohne alle Beſchädigung, geſund, wohlbehalten und frei auf das ſchöne Pflaſter des

St. Marcusplatzes verſetzen. So fing ich an ſchwachſinnig und thöricht zu werden. Der Stoß kam übrigens von dem Erdbeben, welches in denſelben Tagen Liſſabon zu Grunde richtete.

Um das Entſpringen aus einem Gefängniſſe, wie das meine, zu verſtehen, iſt eine Beſchreibung des Locals nöthig.

Die Kerker für die Staatsgefangenen befinden ſich in dem Dachboden des herzoglichen Palaſtes, deſſen Dächer weder mit Ziegeln noch Schindeln, ſondern mit Bleiplatten, von drei Fuß im Gevierte und eine Linie ſtark, belegt ſind. Daher heißen die Gefängniſſe Bleikammern. Nur durch das Thor des Palaſtes, oder durch jene Gänge, welche man mich geführt, gelangt man zu ihnen und berührt im Hinaufſteigen den Verſammlungsſaal der Staatsinquiſitoren. Der Secretair allein hat den Schlüſſel in Verwahrſam, und der Gefangenwärter muß ihm denſelben alle Morgen, nachdem er ſeinen Dienſt verſehen hat, übergeben. Dieſe Einrichtung war getroffen, weil zu einer ſpätern Tagesſtunde ſich der Rath der Zehen in dem benachbarten Saale, bussola genannt, verſammelte, und weil die Ge=

fangenwärter dann mehrmals durch das Gelaß hätten gehen müſſen, in welchem ſich die Perſonen aufhielten, die mit jener Behörde zu thun hatten.

Die Gefängniſſe nehmen die beiden gegenüberſtehenden Seiten des Gebäudes ein: drei, zu denen das meinige gehört, gegen Abend, und vier gegen Morgen gelegen. Die Dachrinne auf jener Seite zog ſich den innern Hof entlang; auf der letztern hing ſie gerade über dem rio di palazzo. Die Gefängniſſe auf dieſer Seite ſind ſehr hell, und man kann aufrecht darin ſtehen. Nicht ſo verhielt es ſich mit den übrigen, welche trave von dem Balken genannt werden, der ſich an den Dachfenſtern vorüberzog. Der Fußboden meines Kerkers mußte die Decke des Saales der Inquiſitoren bilden, die in der Regel nur Nachts, nach den Tagesverſammlungen der Zehen, zu welchen alle drei gehörten, zuſammenkamen.

Alles das wußte ich genau, und meine Kenntniß von jedem Oertlichen ließ mich die einzige Möglichkeit eines Verſuchs zu einer glücklichen Flucht entdecken. Ich mußte nämlich den Fußboden meines Gefängniſſes durchgraben. Aber

dazu brauchte ich Werkzeuge, und die waren nicht wohl an einem Orte zu erhalten, wo jede Möglichkeit abgeſchnitten war, ſich mit andern Perſonen in Verbindung zu ſetzen. Weder Beſuch noch ſchriftliche Mittheilungen erlaubte man. Geld, um einen der Knechte zu beſtechen, fehlte mir; alſo auch darauf war nicht zu rechnen. Wenn ich endlich ſogar hätte annehmen wollen, daß der Kerkermeiſter und ſeine beiden Büttel die Gefälligkeit haben würden, ſich erdroſſeln zu laſſen, ſo fehlten mir Waffen. Auch ſtand ein Vierter als Wache vor dem verſchloſſenen Gang. Ehe der Camerad, welcher hinaus wollte, nicht die Loſung geſagt, war an kein Oeffnen der Thür zu denken.

Flucht alſo blieb der einzige Gedanke, welcher mich beſchäftigte. Weil ich darüber nichts im Boethius fand, hatte dieſe Lectüre nun ein Ende. Aber ich ließ nicht nach, auf meine Befreiung zu denken. Die Kraft des Denkens allein konnte mir einen Weg zur Flucht zeigen. Von jeher war es meine Meinung, daß, wenn ein Menſch ſich irgend ein Ziel vorſetzt und ſich ausſchließlich damit beſchäftigt, er es erreicht,

allen Hinderniſſen zum Trotz. Er kann Großvezier und Papſt werden, wohl gar eine Monarchie über den Haufen ſtoßen; aber er darf die rechte Zeit nicht verſäumen. Denn ſobald der Menſch erſt das Alter erreicht, dem das Glück die Huld entzieht, gelangt er zu nichts, und ohne des Glückes Beiſtand bleibt alles Hoffen eitel. Man muß auf Fortuna rechnen und doch ihren Launen trotzen können. Wahrlich, kein politiſcher Calcul iſt ſchwieriger, als dieſer.

In der Mitte des Novembers ſagte mir Lorenz, Messer grande halte abermals einen Staatsverbrecher feſt, und der neue circospetto, der Staatsſecretair Buſinello, habe demſelben das ſchlimmſte aller Gefängniſſe zugedacht; ich alſo würde ihn zum Geſellſchafter erhalten. Er verſicherte mich, dem Secretair vorgeſtellt zu haben, daß ich es für eine Gnade annähme, allein zu ſitzen. Aber jener hätte geantwortet: nach den vier Monaten, die ich hier zugebracht, möchte ich wohl klüger geworden ſeyn. Die Nachricht war mir eben ſo wenig unangenehm, wie der Wechſel im Secretariat. Pietro Buſinello war ein wackrer Mann, den ich zu Paris gekannt,

wie er als Geſandter der Republik nach London ging.

Eine Stunde, nachdem die terza geſchlagen, hörte ich das Raſſeln der Riegel und ſah Lorenz, von zwei Bütteln begleitet, welche einen jungen Menſchen führten, der in Thränen ſchwamm. Man ſchloß ihn ein bei mir und ging, ohne auch nur ein Wort zu ſagen. Ich lag auf meinem Bett im Alcoven, wo der Ankömmling mich nicht ſehen konnte. Mich beluſtigte ſeine Verwunderung. Da er ſo glücklich war, nur fünf Fuß zu haben, ſo konnte er aufgerichtet ſtehen. Aufmerkſam betrachtete er meinen Lehnſeſſel, den er für ſich beſtimmt hielt, und ſah meinen Boethius auf dem Vorſprung über dem Gitter der Lucke liegen. Augenblicklich trocknete er ſeine Thränen und ſchlug das Buch auf. Aber unmuthig warf er es von ſich, wahrſcheinlich verdrießlich darüber, ein lateiniſches Werk zu finden. Nun ging er nach der andern Seite des Kerkers und ſchien verwundert, Kleidungsſtücke daſelbſt anzutreffen. Er nahet ſich dem Alcoven und glaubt ein Bett zu ſehen. Er ſtreckt die Hände aus und berührt mich, bittet aber ſogleich um Verzeihung. Ich

ſage ihm, er möge ſich ſetzen, und ſo iſt unſre Bekanntſchaft geſchloſſen.

Wer ſind Sie? frage ich.

Ich bin aus Vicenza und heiße Maggiorin. Mein Vater iſt Kutſcher im Hauſe der Poggiano. Er hielt mich bis zu meinem elften Jahre in ſeiner Wohnung und dort zum Leſen und Schreiben an. Dann ging ich zu einem Perückenmacher und lernte in fünf Jahren vollkommen friſiren. Hierauf ward ich Kammerdiener beim Grafen * *. Nachdem ich dort zwei Jahr geweſen, verließ ſeine einzige Tochter das Kloſter. Indem ich ſie friſirte, verliebte ich mich in das ſchöne Mädchen, ſo wie ſie Neigung zu mir faßte. Wir verſprachen uns die Ehe, folgten unſern Trieben, und die Gräfin, achtzehn Jahr alt, wie ich, ward guter Hoffnung. Eine Magd im Hauſe entdeckte unſer Einverſtändniß und den Zuſtand ihrer Gebieterin. Sie ſagte dieſer, das Gewiſſen zwänge ſie, alles dem Grafen zu entdecken. Aber meine Geliebte bewog ſie, zu ſchweigen, indem ſie die Verſicherung gab, daß in der nächſten Woche alles dem Beichtvater anvertraut werden ſolle. Statt deſſen ging die Bekümmerte

zu mir, und wir beſchloſſen die Flucht. Sie verſah ſich mit einer angemeſſenen Summe Geldes, zugleich mit den Diamanten ihrer verſtorbenen Mutter. Wir wollten in der Nacht fort, zuerſt auf Mailand. Aber nach dem Eſſen rief mich der Graf zu ſich und händigte mir einen Brief ein, welchen ich zur Stelle der Perſon übergeben ſollte, an die er hier zu Venedig adreſſirt war. Er ſprach mit ſo vielem Wohlwollen und ſo vieler Ruhe zu mir, daß ich unmöglich ahnen konnte, was geſchah. Ich ging, meinen Mantel zu holen und im Vorbeigehen meiner Geliebten ein Lebewohl zu ſagen. Der Vorfall ſey gleichgültig, ſagte ich, und gewiß würde ſie mich am folgenden Tage wiederſehen. Aber ſie gerieth einer Ohnmacht nahe. Kaum war ich hier angekommen, ſo übergab ich den Brief. Ich ſollte auf Antwort warten. Doch kaum hatte ich dieſe erhalten und wollte nur im Wirthshauſe einen Mundbiſſen zu mir nehmen, um dann gleich weiter zu reiſen, als die Häſcher ſich meiner bemächtigten und mich zur Wache ſchleppten. Dort blieb ich, bis ich hieher geführt ward. —

So erzählte er ſeine Geſchichte und fügte

hinzu: ich glaube, mein Herr, daß ich die junge Gräfin als meine Frau betrachten darf. —

Sie irren ſich, gab ich zur Antwort.

Aber die Gewalt der Natur —

Die Natur, wenn man ihr Gehör gibt, verleitet ſo lange zu Thorheiten, bis man in die Bleikammern kömmt. —

Ich bin alſo in den Bleikammern? —

Das ſind Sie ſo gut, wie ich es bin. —

Nun weinte er ſeine bitterlichen Thränen. Es war ein angenehmer Menſch, aufrichtig, gutdenkend und verliebt bis zur Schwärmerei. Ich mußte im Herzen der Gräfin verzeihen; aber dem Vater konnte ich die Unbeſonnenheit nicht vergeben. Weshalb ließ er ſeine Tochter nicht durch ein Frauenzimmer friſiren? Alle Thränen und Klagen des armen Schelms richteten ſich einzig auf die Gräfin. Ich mußte Mitleid mit ihm haben. Er dachte, man würde zurückkommen, um ihm ein Bett und Eſſen zu bringen. Aber ich benahm ihm die Täuſchung und behielt Recht. Ich bot ihm von meinem Vorrath an; doch er konnte nichts hinunterbringen. Den ganzen Tag klagte und weinte er über ſein Schick-

ſal, lediglich, weil er ſeiner Gebieterin, über deren Loos er ungewiß war, nicht beiſtehen konnte. Ich fand ihn ſchon mehr denn gerechtfertigt, ja ich hielt mich überzeugt, daß, wenn die Inquiſitoren ungeſehen alles vernommen hätten, was der arme Schelm ſagte, ſo würden ſie ihn nicht nur weggeſchickt, ſondern auch mit ſeiner Gebieterin verheirathet haben, ohne ſich um Geſetze und Gebräuche zu kümmern. Sie hätten vielleicht ſtatt ſeiner den Herrn Grafen eingeſperrt, der mit dem Lichte dem Stroh zu nahe gekommen war. — Ich gab ihm meinen Strohſack; denn trotz ſeiner Reinlichkeit fürchtete ich zu ſehr die Träume eines Verliebten, als daß ich mein Bett mit ihm hätte theilen mögen. Er ſah weder die Größe ſeines Fehlers ein, noch die Nothwendigkeit, worin der Graf ſich befand, ihn zu beſtrafen, um die Ehre ſeiner Familie zu retten.

Am folgenden Morgen brachte man dem neuen Gefangenen einen Strohſack und Eſſen für die funfzehn Sous, welche der Senat ihm aus Mitleid ausgeſetzt. Ich ſagte dem Wärter, mein Mittagseſſen könne füglich zwei Perſonen

ſättigen. Er möchte alſo das Geld, welches der Senat für Maggiorin ausgeſetzt, anwenden, ſeiner Seele wöchentlich drei Meſſen leſen zu laſſen. Lorenz übernahm das ſehr gern und gratulirte dem neuen Gefangenen zu meiner Geſellſchaft. Auch gab er uns nun die Erlaubniß, täglich eine halbe Stunde auf dem Gange ſpazieren zu gehen. Das that meiner Geſundheit ungemein wohl und begünſtigte den Plan zur Flucht, der erſt elf Wochen ſpäter reif wurde.

Am äußerſten Ende jenes Magazins für Ratten fand ich eine Menge alter Geräthſchaften, rechts und links von zwei großen Kiſten auf dem Fußboden über einander geworfen. Ein Stoß von Schriften und Papieren lag davor. Ich nahm deren wohl gegen zwölf zur Hand, um mich daran zu beluſtigen. Es waren Criminalverhandlungen, die ſich nicht ohne Intereſſe leſen ließen. Ich durchblätterte nun, was zu ſeiner Zeit als das größte Geheimniß jedem Auge entzogen geweſen war. Unter den Geräthen auf dem Fußboden fand ich einen Bettwärmer, eine Kohlenpfanne, eine Feuerſchaufel, eine Feuerzange, einige alte Leuchter, einen irdenen Topf

und eine zinnerne Spritze. Vermuthlich hatte ein vornehmer Gefangener die Erlaubniß genoſſen, ſich dieſer Gegenſtände zu bedienen. Noch ſah ich einen eiſernen Riegel, ohngefähr von der Stärke meines Daumens und anderthalb Fuß lang. Aber ich rührte nichts von dem allen an. Die Stunde war noch nicht erſchienen, um auf irgend etwas mein Augenmerk beſtimmt zu richten.

Gegen Ende des Monats ward mir mein Camerad an einem ſchönen Morgen entriſſen. Lorenz ſagte mir, man habe ihn nach den Gefängniſſen, li quattri, verwieſen. Sie befinden ſich im Innern des Gebäudes und gehören ebenfalls den Staatsinquiſitoren an. Die Gefangenen genießen die Annehmlichkeit, den Gefangenwärter, wenn ſie ſeiner bedürfen, rufen zu können. Zwar ſind jene Kerker dunkel, aber eine Oellampe gibt das nöthige Licht. Weil nämlich alles Gemäuer in denſelben von Marmor iſt, ſchwindet die Beſorgniß einer Feuersgefahr. Ich erfuhr lange nachher, daß der arme Maggiorin fünf Jahre dort hat zubringen müſſen, und daß er dann auf zehn Jahre nach Cerigo geſchickt worden. Ob er

geſtorben iſt, weiß ich nicht. Wie wohl mir ſeine Geſellſchaft gethan, empfand ich erſt, nachdem ich ſie verloren. Allein gelaſſen, verfiel ich von neuem in Traurigkeit. Aber die Erlaubniß, in den Gängen auf- und abzugehen, blieb mir, und ich unterſuchte alles, was dort zu ſehen war. In dem einen Kaſten befanden ſich ſchönes Papier, Pappe, ungezogne Gänſekiele und Bindfaden. Das andre Behältniß war verſchloſſen. Ein Stück ſchwarzer, glatter Marmor, einen Zoll dick, drei Zoll breit und ſechs Zoll lang, erregte meine Aufmerkſamkeit. Abſichtslos nahm ich ihn mit und verbarg ihn im Kerker unter meinen Hemden.

Acht Tage nach Maggiorins Abreiſe ſagte mir Lorenz, er vermuthe, daß ich einen neuen Cameraden bekommen werde. In dieſem Lorenz, einem perſonificirten Schwätzer, fing an ſich die Ungeduld nach meinen Fragen zu regen. Seine Pflicht war, jene Ungeduld zu zähmen; und weil ihm nicht gelingen wollte, ſeine Verſchwiegenheit gegen mich zur Schau zu tragen, gerieth er auf den Gedanken: in der Meinung, er wiſſe nichts, unterlaſſe ich, ihn in Verſuchung zu führen.

Seine Eigenliebe war verletzt, und mir zu zeigen, daß ich im Irrthum ſey, warf er manches hin, wonach ich nicht gefragt hatte. Einſt ſagte er mir: vermuthlich würde die Geſellſchaft neuer Gefangener mir nun öfter zu Theil werden; denn in jedem der ſechs Gefängniſſe ſäßen bereits zwei Perſonen, von denen keiner in die quattri gebracht werden könne. Da eine lange Pauſe vergangen war, ohne daß ich fragte, worin der Unterſchied zwiſchen jenen Kerkern beſtehe, fing er von ſelbſt an: die quattri enthielten allerhand Menſchen durch einander, deren Urtheil ſchon niedergeſchrieben ſey, wenn ſie es auch noch nicht kennen ſollten. Was ſich aber in den Bleikammern unter ſeiner Aufſicht befinde, gehöre zu den Perſonen von Auszeichnung, und ſie hätten Verbrechen begangen, die kein Menſch errathen dürfe. Wenn Sie, mein Herr, die Perſonen kennten, die Ihr Schickſal theilen, Sie würden ſich verwundern. Man ſagt zwar, Sie wären ein Mann von Kenntniſſen und Verſtand; aber, Sie verzeihen mir! — des Verſtandes wegen kömmt man nicht hieher. — Erwägen Sie, funfzig Sous täglich ſind ſchon keine Kleinigkeit. —

Ein Bürger der Stadt erhält nur drei Livres, ein Edelmann vier, und ein fremder Graf acht. Ich muß das wiſſen, denn alles geht durch meine Hände.

Dann ſtrich er ſich ſelbſt heraus. Aber alle ſeine Tugenden waren negativ. Ich bin, ſagte er, weder ein Spitzbube, noch ein Verräther, noch ein Lügenſchmidt, noch ein Geizhals, noch ein Ränkemacher, noch brutal, wie mein Vorgänger. Trinke ich ein Maaß zu viel, ſo werde ich eigentlich beſſer. Mein Vater hätte mich nur in die Schule ſchicken ſollen, um leſen und ſchreiben zu lernen; dann wäre ich vielleicht Messer grande geworden. Aber meine Schuld war es nicht. Herr Andrea Diedo hält etwas auf mich. Meine Frau, die erſt vier und zwanzig Jahr alt iſt und Ihnen das Eſſen bereitet, darf ihn beſuchen, wenn ſie will, unangemeldet, auch bevor er aufgeſtanden; eine Gnade, die er keinem Senator gewährt. Ich verſichre Sie, alle neue Ankömmlinge werden zu Ihnen gebracht werden; immer nur auf kurze Zeit. Denn kaum hat der Secretario aus ihrem Munde das vernommen, worauf es ankömmt, ſo ſchickt er ſie nach ihrer

Beſtimmung in die quattri, oder in irgend ein Fort, oder in die Levante, oder, wenn es Fremde ſind, nach den äußerſten Grenzen des Staats. Denn das Gouvernement hält ſich nicht für befugt, über die Unterthanen andrer Landesherren, wenn ſie nicht in unſern Dienſten ſtehen, zu entſcheiden. Die Milde des Tribunals iſt ohne Gleichen. Kein andres Gericht behandelt die Gefangenen mit ſolcher Schonung. Man findet es grauſam, daß verboten iſt, zu leſen, zu ſchreiben und Beſuche anzunehmen. Aber das nenne ich albern. Mit jenen Dingen verdirbt man nur die Zeit. Zwar werden Sie ſagen, daß Sie nichts zu thun hätten; aber das läßt ſich nicht von uns andern behaupten.

Dies etwa war die erſte Anrede, mit welcher dieſer Menſch mich zum erſten Mal beehrte. Sie beluſtigte mich. Ich ſah, wie er bei weniger Dummheit viel niederträchtiger ſeyn würde, und wollte nun Nutzen ziehen von ſeiner Dummheit.

Schon Morgens brachte man den neuen Gefährten, gegen welchen die Behandlungsart, die Maggiorin am Tage ſeiner Ankunft erfahren

hatte, wiederholt ward. Ich lernte nun, daß ich eines zweiten Löffels von Elfenbein bedurfte. Denn am erſten Tage gab man dem neuen Ankömmlinge nichts zu eſſen; ich mußte ihn tractiren.

Der Angekommene, dem ich mich ſogleich zeigte, machte mir eine tiefe Verbeugung. Mein bereits vier Zoll langer Bart imponirte ihm mehr, als wie meine Größe. Denn wenn mir Lorenz auch zuweilen eine Scheere ließ, mir die Nägel zu beſchneiden, ſo war doch das Abſchneiden des Bartes ſchwer verboten. Man gewöhnt ſich an alles.

Mein neuer Ankömmling war ein Mann von funfzig Jahren. Er hatte meine Größe, war mager, etwas gebückt, und im großen Munde ſtanden ihm ſehr lange, ſchwarze Zähne. Ueber ſeine kleinen, braunen Augen ragten lange, röthliche Brauen. Die runde ſchwarze Perücke roch nach Oel, das Kleid war von grobem, grauem Tuch.

Obwohl er mein Mittagseſſen angenommen, machte er doch den Zurückhaltenden, ſprach den Tag über kein Wort, und ich verhielt mich auf

gleiche Weiſe. Aber am folgenden Morgen änderte er ſein Syſtem. Man brachte ihm ziemlich früh ein gutes Bett, das ſein eignes war, und Leinenzeug in einem Sacke. Maggiorin hätte ohne meine Hülfe nicht mit dem Hemde wechſeln können. Der Gefangenwärter fragte nach dem Mittagseſſen und verlangte Geld dafür.

Ich habe auch nicht einen Sous. —

Gut, ſo ſollen Sie gleich anderthalb Pfund Schiffszwieback und treffliches Waſſer erhalten, ſagte Lorenz.

Augenblicklich ward beides geholt. Dann ging Lorenz und ließ mich mit dem Geſpenſt allein.

Ich hörte ihn ſeufzen, und das erregte mein Mitleiden; ich brach das Schweigen. Seufzen Sie nicht, mein Herr! ſagte ich, Sie ſollen mit mir eſſen. Aber ich glaube, Sie haben ſehr unrecht gethan, ohne Geld hierher zu kommen. —

Ich habe Geld. Doch das darf man den Harpyen nicht ſagen. —

Eine ſchöne Schlauheit! Sie ſetzt Sie auf Waſſer und Brot. Darf ich fragen, ob Sie die Urſache Ihrer Einkerkerung wiſſen?

Ja, mein Herr, ich weiß ſie, und Sie zu überzeugen, ſollen Sie meine Geſchichte in wenig Worten hören.

Ich heiße Squaldo Nobili und bin der Sohn eines Landmannes, der mich ſchreiben lehrte und nach ſeinem Tode mir ein kleines Haus mit einigen Ländereien hinterließ. Es liegt in Friaul, nicht weit von Undine. Ein Fluß, Corno genannt, der meine kleine Beſitzung öfters überſchwemmte, brachte mich vor ſechs Jahren zum Entſchluſſe, ſie zu verkaufen und nach Venedig zu ziehen. Man zahlte mir achthundert Pfund in ſchönen Zechinen aus. Ich hatte gehört, daß in der Hauptſtadt unſrer glorreichen Republik jedermann einer anſtändigen Freiheit genöſſe, und daß ein betriebſamer Mann von einem Capitale, wie das meinige, ſehr füglich leben könne, wenn er auf Pfänder leiht. Ich verließ mich auf meine Sparſamkeit, meine Klugheit und meine Gabe, mich zurecht zu finden. Das veranlaßte mich, jenes Gewerbe zu ergreifen. Ich miethete ein kleines Haus, nahe dem canal regio, und meublirte es aus. Da ich allein war, lebte ich ſehr ruhig und erwarb zehntauſend Livres. Denn

weil ich eben gut leben wollte, hatte ich tauſend Livres für meinen Unterhalt ausgeſetzt. Ich war gewiß, daß ich binnen kurzem zehnmal reicher werden mußte. Unter andern borgte ich einem Juden auf mehrere ſehr ſchön eingebundene Bücher zwei Zechinen. Unter dieſen fand ich la saggezza di Charron. Ich war nie Freund vom Leſen und hatte nur, was in die chriſtliche Doctrin einſchlug, vor Augen genommen. Aber dies Buch der Weisheit ließ mich einſehen, welch ein Glück es iſt, leſen zu können. Dies Ihnen vielleicht unbekannte Buch, mein Herr, beſitzt ſeines Gleichen nicht. Hat man es einmal kennen gelernt, ſo wird jedes andre überflüſſig. Alles, was der Menſch nur zu wiſſen braucht, iſt darin enthalten. Jedes Vorurtheil, mit der Kindheit eingeſaugt, nimmt es rein weg, und alle Sorgen wegen eines Zuſtandes nach dem Tode verſchwinden. Es öffnet die Augen, zeigt den Weg zum Glück und macht weiſe. Suchen Sie ſich dieſes Buch zu verſchaffen und nennen Sie Alle Narren, die Ihnen ſagen, es ſey verboten, daſſelbe zu leſen.

Aus dieſem Geſpräche lernte ich meinen

Mann kennen. Charron war mir nicht fremd, obwohl ich nichts von einer Ueberſetzung ſeines Werkes wußte. Aber was wird nicht in Venedig überſetzt? Charron, ein großer Bewundrer des Montaigne, glaubte noch über ſein Vorbild hinausgehen zu müſſen, obwohl er es nicht einmal erreicht hatte. Er ordnete manches, was jener große Mann ohne ſtrengen Zuſammenhang hingeworfen, und was, ſo daſtehend, der Cenſur nicht anſtößig ſeyn konnte. Aber Charron, als Prieſter und Theologe, ward beſtraft. — Wenige haben ihn geleſen, und der alberne italieniſche Ueberſetzer hat nicht einmal den Titel verſtanden: er mußte la sapienza ſagen. Denn der Verfaſſer war dreiſt genug geweſen, ſein Werk nach dem Buche Salomons zu benennen. Mein Camerad aber fuhr folgendergeſtalt fort:

Nachdem mir Charron alle Bedenken und frühern falſchen Eindrücke benommen, richtete ich meinen Verkehr auf eine Weiſe ein, die mich in den Beſitz von neuntauſend Zechinen ſetzte. Das darf Sie nicht verwundern. Unſre Stadt iſt reich; folglich ſind Spiel, Ausſchweifungen und Nichtsthun einheimiſch in derſelben. Dieſe zer-

rütten alles und jedes. Dadurch entſteht Bedürfniß nach dem Gelde, und daraus zieht denn ein weiſer Mann Nutzen.

Vor drei Jahren machte ein Graf Serimon meine Bekanntſchaft. Er wußte, wie gut meine Geſchäfte gingen, und bat mich deshalb, fünf hundert Zechinen von ihm zu nehmen, ſie in meinem Verkehr anzulegen und ihm die Hälfte des Gewinns zufließen zu laſſen. Er verlangte einen einfachen Schuldſchein von mir, durch den ich mich zur Zurückzahlung der Summe nach ſeinem Begehren verpflichtete. Am Schluſſe des Jahres zahlte ich ihm fünf und ſiebenzig Zechinen als den Betrag von funfzehn Procent des Capitals aus. Er gab mir Quittung darüber, ſchien aber unzufrieden. Er hatte Unrecht, denn ich hatte ſein Geld bei meinem Geſchäfte nicht benutzt. Am Schluſſe des zweiten Jahres gab ich ihm das Nämliche, aus bloßer Großmuth. Aber es kam zu harten Reden unter uns, und Serimon verlangte ſein Geld zurück. Ich antwortete, daß ich einhundert und funfzig Zechinen in Abzug bringen würde, die er ſchon empfangen. Doch er gerieth in Zorn und ſtellte eine

Klage gegen mich auf die ganze Summe an. Ein geſchickter Anwalt übernahm meine Sache und wußte ſie in die Länge zu ziehen. Vor drei Monaten ward ein Vergleich vorgeſchlagen, den ich zurückwies. Als ich aber ein Zwangsverfahren zu beſorgen anfing, wandte ich mich an den Abbé Giuſtiniani, den Geſchäftsführer des Grafen Montalegre, ſpaniſchen Geſandten. Dieſer miethete mir ein kleines Haus in einer Gegend der Stadt, wo man gegen Ueberfälle geſichert iſt. Jetzt war ich geſonnen, dem Grafen Serimon ſein Geld zu zahlen; nur wollte ich fünf Zechinen an Koſten des Proceſſes in Abzug bringen, welchen er mir verurſacht. Mein Anwalt beſuchte mich vor acht Tagen mit dem des Grafen. Dieſen Männern wies ich in einem Beutel die zweihundert Zechinen vor, die ich ihnen bezahlen wollte, aber ohne auch nur einen Deut zuzulegen. Unzufrieden damit, verließen mich beide, und vor drei Tagen benachrichtigte mich Giuſtiniani, daß der Geſandte angemeſſen gefunden habe, dem Inquiſitor eine Hausſuchung durch ſeine Leute im Palais des erſtern nachzulaſſen. Ich hielt das nicht für möglich und erwartete

den Beſuch, nachdem ich mein Geld in Sicherheit gebracht. Mit Tagesanbruch aber fand ſich Messer grande ein, verlangte dreihundert und funfzig Zechinen und ſchleppte mich fort, nachdem ich geantwortet, ich hätte keinen Sous. Nun bin ich hier.

Nach dieſer Erzählung gab ich mich Betrachtungen über den ſpitzbübiſchen Schelm hin, den man mir zur Geſellſchaft gegeben, und über die Ehre, die er mir zu erzeigen dachte, indem er mir ſeine Geſchichte erzählte, der ich Beifall ſchenken ſollte. Alle Albernheiten, welche dieſer Thor mir drei Tage hinter einander vorſchwatzte, indem er ſich beſtändig auf Charron berief, beſtätigten mir die Wahrheit des Sprüchworts: „Hüte dich vor jedem Menſchen, der nur ein einziges Buch geleſen hat!“ Charron hatte dieſen Wucherer zum Atheiſten gemacht, und er that ſich viel darauf zu gute. Am vierten Tage, eine Stunde nach dem Schlage der Terze, berief Lorenz ihn zum Secretario. Schnell zog er ſich an und ſteckte die Füße in meine Schuhe, nicht in die ſeinen, ohne daß ich es bemerkte. Dann ging er mit Lorenz, kam aber nach einer halben

Stunde weinend zurück und holte aus ſeinen zurückgebliebenen Schuhen zwei Beutel mit dreihundert und funfzig Zechinen heraus, die er, von Lorenz begleitet, dem Secretario brachte. Bald darauf ſtellte er ſich wieder ein, nahm ſeinen Mantel und ging. Lorenz ſagte mir, man habe ihn laufen laſſen. Am folgenden Morgen wurden ſeine Sachen abgeholt. Ich vermuthe, daß die Drohungen der Tortur ihn zum Geſtändniſſe gebracht, und ſo hat dies Inſtrument denn doch einigen Nutzen.

Am erſten Januar 1756 erhielt ich mein Neujahrsgeſchenk. Lorenz brachte mir einen ſchönen, mit Fuchspelz gefütterten Schlafrock, eine ſeidne, mit Baumwolle durchnähte Decke und einen Fußſack von Bärenfell, um die Füße hineinzuſtecken; denn wie der Sommer heiß, ſo war der Winter kalt in meinem Gefängniſſe. Zugleich ſagte er mir auf Befehl des Secretario, daß ich monatlich über ſechs Zechinen zu gebieten habe und dafür nach meinem Belieben Bücher, ſo wie Zeitungen kaufen dürfe, auch fügte er hinzu, dies Geſchenk komme von Herrn Bragadin. Ich erbat mir Bleifeder und ein Stück Papier, um

darauf zu ſchreiben: Meinen Dank der Milde des Tribunals und der Güte des Herrn Bragadin!

Man muß meine Lage empfunden haben, um die Gefühle zu faſſen, die das in meiner Seele erweckte. Ich verzieh im Ueberſchwang der Empfindung meinen Widerſachern ihr Verfahren, ja ich hätte das Vorhaben zur Flucht beinahe aufgegeben. So fügſam iſt der Menſch, wenn das Unglück ihn beugt und entadelt. Lorenz erzählte mir, Bragadin hätte den drei Inquiſitoren ſeine Aufwartung gemacht und ſich ihnen zu Füßen geworfen, um unter Thränen die Gnade zu erflehen, mir, falls ich noch unter den Lebenden ſey, dieſen Beweis ſeiner unerſchütterlichen Anhänglichkeit zu geben. Staunend und beinahe verſtummend, ward es ihnen unmöglich, dieſen Antrag abzuſchlagen. Sogleich verzeichnete ich mehrere Bücher.

Einſtmals ging ich an einem ſchönen Morgen in der Dachkammer auf und ab, als meine Augen der Riegel feſſelte, der am Fußboden lag. Ich ſah ihn mir darauf an, daß er eine Schutz- und Trutzwaffe abgeben könne. Mit dieſem Ge-

danken hob ich ihn auf, verſteckte ihn unter mein Kleid und brachte ihn in das Gefängniß, indem ich zugleich das Stück Marmor wieder zur Hand nahm, welches ich früher weggetragen. Nun erkannte ich es augenblicklich für einen Schleifſtein. Ihn an dem Riegel verſuchend, kam ich auf den Gedanken, mir eine Waffe zu verſchaffen; aber alle dazu nöthige Geräthſchaften fehlten mir. Die Schwierigkeiten, welche ich zu überwinden hatte, wurden mir ein befeuernder Anreiz. Ich mußte bei faſt vollſtändiger Dunkelheit meine Arbeit verrichten, den Stein, ohne ihn irgendwo gegenlehnen zu können, mit meiner Hand halten und ihn in Ermangelung des Oels mit meinem eignen Speichel anfeuchten. Ich arbeitete vierzehn Tage daran, den Riegel in ein achteckiges Stilet zu verwandeln, wie der Schwertfeger es nicht beſſer liefern konnte. Aber man hat keinen Begriff von der Qual, Langeweile und Geduld, welche mich das koſtete. Es war eine Arbeit, quam Siculi non invenere tyranni. Meinen rechten Arm konnte ich nicht mehr bewegen, und meine Schulter ſchien mir ausgerenkt. Die linke Hand war eine einzige

Blaſe geworden, aber ich wollte mein Werk nicht aufgeben. Endlich ward es fertig. Stolz auf mein Stück Arbeit und noch ungewiß, wozu ich es anwenden wollte, ſann ich nach, es dergeſtalt zu verbergen, daß es ſogar einer Nachſuchung entgehen mußte. Ich verſteckte das Inſtrument in das Stroh meines Lehnſeſſels von unten hinauf. Niemand konnte es dort finden, der es nicht vermuthete. So hatte der Himmel zu einer Flucht, die, wenn nicht wunderbar, doch bewunderungswürdig zu nennen iſt, mir das Hülfsmittel dargereicht. Es iſt wahr, ich that mir etwas darauf zu Gute, aber nicht des Gelingens wegen. Der Himmel war ja in das Mittel getreten. Es mußte vorangehen, ehe ich die Sache ausführbar fand und zur Arbeit ſchritt.

Nach vier Tagen der Ueberlegung, wie ich mein zwanzig Zoll langes Esponton benutzen ſollte, deſſen ſcharfe Schneide mich von der Entbehrlichkeit des Verſtählens beim Eiſen belehrte, überzeugte ich mich, daß nichts zu thun blieb, als ein Loch in dem Fußboden unter meinem Bette auszuarbeiten.

Ich wußte, daß unter meinem Kerker ſich

dasjenige Zimmer befinden müſſe, worin ich Cavalli geſehen. Ich wußte, daß dieſes Zimmer alle Morgen aufgeſchloſſen ward, und daß ich mich, wenn die Oeffnung fertig war, mittels meiner Betttücher, wenn ich ein Seil daraus drehte, deſſen Ende an die Bettſtelle gebunden ward, hinunterlaſſen konnte. Ich wollte mich dann unter dem Seſſionstiſche des Tribunals verbergen und frühmorgens, ſobald die Thür aufgeſchloſſen ward, entſchlüpfen. Ich hoffte mich in Sicherheit zu ſetzen, ehe man mir nachfolgen konnte. Denn auch darauf, daß Lorenz in jenem Zimmer einen Häſcher zur Wache gelaſſen, war ich gefaßt: mein Spieß hätte ihn getödtet. So war alles gut erſonnen. Aber der Fußboden konnte eine doppelte Lage haben, vielleicht ſogar eine dreifache, und die Arbeit beſchäftigte mich dann mehrere Monate hindurch. Wie wollte ich auf ſo lange Zeit das Ausfegen des Gefängniſſes hindern? Es verbieten, hätte Argwohn erregt; denn ich hatte zur Vertilgung des Ungeziefers ſtets darauf gedrungen, daß der Fußboden gereinigt wurde.

Dennoch verbot ich das Ausfegen, ohne ei-

nen Grund anzugeben, und Lorenz wollte nach einigen Tagen den Grund wiſſen. Weil es Staub errege, der mir die Lungen angriffe, gab ich zur Antwort. Er meinte, daß man zuvor ſprengen könne. Das verbot ich noch dringender, weil Feuchtigkeit Blutauswurf erzeuge.

Nach einer Woche befahl er das Ausfegen, ließ das Bett aus dem Kerker ſchaffen und leuchtete unter dem Vorwande des Ausfegens mit dem Lichte hin. Ich ſah nun, daß Argwohn ihn zu der Maaßregel vermocht, aber ich blieb gleichgültig dabei und fing an, mein Vorhaben feſter zu begründen.

Ich färbte mein Schnupftuch mit Blut, indem ich mir den Daumen ritzte, und erwartete Lorenz im Bette. Ich habe ſo heftig gehuſtet, ſagte ich, daß mir eine Ader in der Bruſt geſprungen iſt. Sehet, wie ich geblutet habe! Laſſet den Arzt kommen! — Dieſer erſchien, ließ mir zur Ader und gab ein Recept. Ich erklärte, Lorenz ſey an allem Schuld, weil er das Ausfegen nicht unterlaſſen wolle. Der Medicus machte ihm Vorwürfe und erzählte, wie ein junger Perückenmacher geſtorben ſey, weil der ver-

ſchluckte Staub nie wieder ausgeathmet würde. Ich lachte im Stillen. Der Doctor konnte mir nicht beſſer ſprechen, wenn er mit mir im Einverſtändniſſe geweſen wäre. Lorenz antwortete, er habe geglaubt, mir einen Dienſt zu erweiſen, und verſprach, er wolle ferner nicht auskehren laſſen. Die Häſcher aber, die zugegen waren, hatten eine wahre Freude darüber und zählten es ſeitdem zu den Handlungen der Wohlthätigkeit, nur die Gefängniſſe derer zu reinigen, welche ſie mißhandelten.

Nachdem der Arzt ſich entfernt hatte, bat Lorenz mich um Verzeihung. Er verſicherte, daß alle übrigen Gefangenen beim Ausfegen ihrer Kammern, ſo nannte er die Kerker, ſich wohlbefänden, und äußerte, bei der Wichtigkeit der Sache wolle er ihre Meinung darüber berichtigen, denn er behandle ſie ſämmtlich wie ſeine Kinder.

Der Aderlaß war mir heilſam. Ich gewann meinen Schlaf wieder und verlor die Krampfzufälle.

Viel war nun gewonnen, aber die Zeit noch nicht da, mein Werk zu beginnen. Es war

kalt, und meine Hände konnten den Spieß nicht halten, ohne vor Froſt zu ſtarren. Mein Unternehmen forderte Vorſicht, die allem auswich, was leicht errathen werden konnte, zugleich Kühnheit und Beharrlichkeit, die es mit Zufällen aufnahm, welche das vorher Berechnete veränderten. Jeder Menſch iſt in einer bedenklichen Lage, der ſo handeln ſoll. Aber ein richtiger, politiſcher Calcul lehrt, daß, um alles zu erringen, man auf alles gefaßt ſeyn und man alles wagen muß.

Die langen Winternächte machten mich troſtlos. Neunzehn Stunden mußte ich in der Finſterniß zubringen. Denn an den in Venedig nicht ſeltnen Nebeltagen erhellte das Licht, welches durch mein Fenſter und die Thüröffnung drang, kein Buch hinlänglich, daß ich hätte leſen können. Dadurch verſank ich in meinen frühern Geiſteszuſtand. Das Gehirn darf ſich nur unabläſſig mit Einem Gegenſtande beſchäftigen, ſo kann es leicht dem Wahnſinne zur Beute werden. Eine Lampe mit Oel hätte mich beglückt. Ich dachte hin und her und freute mich, als ſich ein Gedanke zeigte, wie ich ſie mir durch Liſt verſchaffen könnte. Ich bedurfte ein Gefäß, Tochte,

Oel, Feuerſtein, Schwefelfaden und Zunder. Von dem allen beſaß ich nichts. Doch das Gefäß verſchaffte ich mir bald durch einen irdnen Tiegel, worin geſchlagne Eier mit Butter zubereitet wurden, und den ich mir verbarg. Dann erſparte ich mir von dem Oel zu meinem Salate. Tochte machte ich aus der Baumwolle, welche ich aus meiner Bettdecke zog. Endlich gab ich Zahnſchmerzen vor. Dadurch vermochte ich Lorenz, mir einen Feuerſtein zu geben, indem ich den Vorwand gebrauchte, daß er, in Eſſig aufgelöſt, mir das Reißen in den Zähnen benehme. Lorenz war zugegen, als ich vor ſeinen Augen drei Feuerſteine in Eſſig legte. Eine Schnalle im Gürtel meiner Beinkleider diente als Feuerſtahl. Nun fehlten noch Zunder und Schwefel. Auch dieſe wurden mir durch Nachdenken und durch den Einfluß des ſich einmiſchenden Glückes. Ein Blutgeſchwür war im Abtrocknen und verurſachte mir ein Jucken. Ich hatte Lorenz aufgetragen, ſich vom Arzt ein Mittel geben zu laſſen. Dieſer hatte aufgeſchrieben: „Ein Tag Diät und drei Unzen ſüßes Mandelöl werden die Haut heilen, auch verrichtet wohl die Einreibung

von Schwefelblumen dieſen Dienſt. Aber das letztere topiſche Mittel kann gefährlich werden.“ Ueber die Gefahr lache ich, gebe ich dem Lorenz zur Antwort; kauft die Salbe und bringt ſie mir! Sonſt braucht Ihr auch nur Schwefelblumen anzuſchaffen, und ich mache mir die Salbe von meiner Butter ſelbſt. Habt Ihr keine Schwefelfaden bei Euch? Gebt her!

Den ganzen Vorrath zog er aus ſeiner Taſche und gab ihn mir. Wie thut im Elend ein jeder Troſt ſo wohl!

Drei Tage brachte ich zu mit Ueberlegen, wie ich mir nun noch das Letzte, den Zündſchwamm, verſchaffen ſollte. Da fiel mir ein, daß ich dem Schneider geſagt hatte, er ſolle mein ſeidnes Kleid unter der Achſel mit Schwamm füttern, um die Stelle gegen Schweißflecke zu ſichern. Das Kleid, noch ganz neu, lag vor mir. Mein Herz klopfte. Der Schneider konnte meinen Befehl nicht erfüllt haben. Ich ſchwankte zwiſchen Furcht und Hoffnung. Ich brauchte nur zwei Schritte zu thun, um mich zu überzeugen. Aber ich hatte nicht den Muth. Ich fürchtete, den Schwamm nicht zu finden und

dann die Hoffnung aufgeben zu müſſen. Endlich entſchließe ich mich und trete zum Riegel, woran mein Kleid hing. Aber plötzlich fühle ich mich einer ſolchen Gnade unwürdig und falle auf meine Kniee, um erſt den Schöpfer anzuflehen, er möge den Schneider nicht haben von meinem Befehle abgehen laſſen. Nach einem heißen Gebete breite ich das Kleid aus, trenne den Wachstaffet los und — finde den Schwamm. Welche Freude! Natürlich dankte ich vor allem Gott, denn auf ſeine Gnade vertrauend hatte ich nach dem Schwamme geſucht, und mein ganzes Herz ergoß ſich bei dieſem Gebete.

Prüfe ich mich, ſo habe ich weder thöricht noch albern gehandelt, daß ich, bevor ich den Schwamm ſuchte, mich an den Herrn aller Dinge wendete. Vor meiner Einkerkerung wäre es ſo wenig geſchehen, wie heute. Aber wenn die Freiheit des Körpers gelähmt iſt, fühlt ſich auch das Wirken des Geiſtes geſchwächt, und man darf, ja man ſoll Gottes beſondre Gnade erflehen, nur nicht bitten, daß er durch Wunder den Gang der Natur umſtoße.

Aber wie denn? — Hatte der Schneider

wirklich den Schwamm vergeſſen, ſo fand ich ihn nun und nimmermehr; hatte er ihn eingenäht, ſo war er gewiß da. Was wollte ich alſo vom Herrn der Welt? — Der Sinn meines Gebets war, ihm zu ſagen: Herr, laß mich den Schwamm finden, auch wenn der Schneider ihn wegließ; und wenn der Schneider ihn eingenäht, nimm du ihn nicht weg! — Der Theolog nun darf und wird mein Gebet fromm, heilig und vernünftig nennen, weil es auf der Kraft des Glaubens beruhte; und er hat Recht, wie ich Recht habe, wenn ich es albern finde, weil ich nicht Theolog bin. Aber ich brauche eben kein ſonderlicher Theolog zu ſeyn, um einzuſehen, daß jene meine Handlung, wie albern ſie ſeyn mochte, eine der beſten meines Lebens geweſen. Ich könnte ja auch Gott gedankt haben, daß er den Schneider gelenkt, als er ihn den Schwamm nicht vergeſſen laſſen; und dann iſt mein Dankgebet ſogar von der ſogenannten geſunden Vernunft gerechtfertigt.

Kaum war ich im Beſitze des Schwammes, ſo goß ich Oel in den Tiegel, that den Tocht hinzu, und die Lampe war fertig. Es ſchmei-

chelte mir, in dem Augenblicke das meinem eig-
nen Selbſt verdanken zu müſſen und eins der
grauſamſten Verbote übertreten zu haben. Nun
gab es für mich keine Nacht mehr. Dem Sa-
lat, meiner Lieblingsſpeiſe, ſagte ich Lebewohl.
Des Oeles Beſtimmung ſchien mir keine andre,
als die, uns zu leuchten. Ich beſchloß, am er-
ſten Montage der Faſten die Durchgrabung des
Fußbodens zu beginnen. Während der Ausge-
laſſenheit im Carnaval waren täglich Beſuche zu
befürchten, und ich hatte Recht. Am Sonntage
vor Aſchermittwoch klirrten die Riegel, Lorenz
trat ein, und ihm folgte ein langer Mann, den
ich augenblicklich für den Juden Gabriel Schalon
erkannte; ein Menſch, welcher allen jungen Wüſt-
lingen durch ſchlechte Geſchäfte zu Gelde verhalf.
Wir kannten uns und begrüßten uns alſo ganz
obenhin. Die Geſellſchaft behagte mir nicht.
Aber es war Geduld nöthig. Man ſperrte ihn
ein, nachdem er Lorenz aufgetragen, ihm ſein
Bett und Eſſen zu holen; doch dieſer erwiderte,
davon werde erſt morgen die Rede ſeyn.

Dieſer Jude, ein erzdummer, ſchwatzhafter,
eingebildeter Kerl, verſtand auf der Welt nichts,

denn ſein Gewerbe. Er fing an mir Glück zu wünſchen, ſein Geſellſchafter geworden zu ſeyn. Statt der Antwort bot ich ihm die Hälfte meiner Mahlzeit an. Doch er ſchlug ſie als nicht koſcher aus und hoffte noch am Abend auf eine gute Mahlzeit in ſeiner Wohnung. Woraus ſchließen Sie das? fragte ich. Weil der Kerkermeiſter erſt morgen von meinem Bett reden wollte, antwortete er.

Auch mir hat er das geſagt. —

Zwiſchen uns aber iſt ein Unterſchied. Denn, das ſage ich Ihnen, die Inquiſitoren haben, mich feſtſetzend, einen Fehlgriff begangen. Sie werden in Verlegenheit ſeyn, ihren Fehler gut zu machen.

Vielleicht zahlen ſie Ihnen eine Penſion. Denn ein Mann, wie Sie, will geſchont ſeyn. —

Richtig. Kein Mäkler ſtiftet dem innern Verkehr den Nutzen, wie ich. Die Herren vom Rathe haben oft die Anzeigen benutzt, die ich ihnen gemacht. Meine Verhaftung iſt ein ſonderbares Ding und gründet vielleicht noch Ihr Glück. —

Mein Glück? —

Ich bin keinen Monat wieder frei, ſo erlöſe ich Sie von dieſem Gefängniß. Ich weiß, wen und wie ich darüber ſprechen muß. —

So will ich auf Sie rechnen. —

Der Thor bildete ſich nicht wenig ein. Er wollte mich unterrichten von dem, was über mich geſprochen ward, und hinterbrachte mir das Geſchwätz der albernſten Leute. Er langweilte mich ſo ſehr, daß ich ein Buch zur Hand nahm, und er war ſo unverſchämt, daß er mich bat, nicht zu leſen. Seine Leidenſchaft war Schwatzen, und ſtets redete er von ſich ſelbſt. Ich durfte nicht wagen, meine Lampe anzuzünden; und weil die Nacht anbrach, entſchloß er ſich, Brot, Wein und meinen Strohſack anzunehmen, der nun ſchon das Bett aller Ankommenden geworden. Am folgenden Tage erhielt er ſein Bett und Eſſen, das von ſeinen Leuten bereitet worden. Faſt neun Wochen hatte ich dieſe Laſt zu tragen. Denn wegen ſeiner verwickelten Schelmereien mußte dieſer Jude oftmals vernommen werden. Mir ſelbſt geſtand er, Renten von Perſonen gekauft zu haben, ehe ſie denſelben zugefallen waren. Er geſtand, daß der

Verkäufer hundert Procent verlor, aber der Käufer konnte alles einbüßen. Da ich den Ueberläſtigen nicht los ward, beſchloß ich, meine Lampe anzuzünden, und er gelobte Verſchwiegenheit, doch ohne ſie zu halten. Zum Glück erfolgte nichts für mich aus ſeiner Verrätherei, denn Lorenz wußte alles. Nur für meine Flucht konnte ich nichts thun.

Auch beim Leſen ſtörte er mich. Anmaßend, dumm, abergläubig, geckenhaft und furchtſam, gerieth er oft in Verzweiflung und brach in Thränen aus. Dann ſollte ich in ſeine Klagelieder, daß er ſeinen guten Namen verlöre, einſtimmen. Ich ſagte, wegen ſeines guten Namens habe er nichts zu fürchten, und er nahm es für ein Compliment. Er wollte durchaus nicht geizig erſcheinen, und ihn von ſeinem Geize zu überzeugen, bewies ich ihm einſt, daß er, wenn die Inquiſitoren ihm täglich hundert Zechinen bewilligen und die Thür des Gefängniſſes öffnen wollten, er im Kerker bleiben würde. Er lachte und gab es zu.

Talmudiſt, wie die übrigen Juden heut zu Tage es ſind, war auch er, und ich ſollte ihn

ſeiner Wiſſenſchaft wegen für einen treuen Anhänger ſeiner Religion halten. Als Sohn eines Rabbi, war er bewandert im Ceremonial. Zunehmende Menſchenkenntniß hat mich belehrt, daß die Mehrzahl der Menſchen die Religion in der Disciplin ſucht.

Er war fett und verließ kaum ſein Lager. Weil er bei Tage ſchlief, wachte er oft des Nachts, während ich köſtlich ſchlummerte. Einſtmals weckte er mich aus dem beſten Schlafe. Zum Henker, was haben Sie, weshalb wecken Sie mich? Nur wenn Sie im Sterben ſind, vergebe ich Ihnen das, ſagte ich ihm einſt. —

Ach, lieber Freund, ſeyn Sie barmherzig! Wir wollen ein wenig plaudern. —

Ich Ihr Freund? Abſcheulicher Menſch! Ihre Schlafloſigkeit mag Sie quälen, und ich bedaure Sie. Aber wenn Sie je wieder, ſich zu erheitern, mich der größten Wohlthat der Natur berauben wollen, ſo verlaſſe ich mein Bett und erdroßle Sie. —

Verzeihen Sie! Ich wecke Sie gewiß niemals wieder. —

Ihn erdroſſelt würde ich vielleicht kaum ha-

ben; aber er hätte mich auf die Probe ſtellen können. Denn der ſchlafende Gefangene hört auf, Gefangener zu ſeyn: wie der Sclave, wenn er ſchlummert, ſeine Feſſeln nicht fühlt, und wie dann auch kein Herrſcher regiert. Deshalb ſieht ein Gefangner den, welcher ihn weckt, für ſeinen Henker an, für den Räuber ſeiner Freiheit und für die Urſache ſeines Elendes. Hierzu kommt, daß der ſchlafende Gefangene gewöhnlich von der Freiheit träumt, und daß dieſer Traum ihm die Wirklichkeit erſetzt.

Uebrigens war ich froh, vor des Juden Ankunft nicht an die Arbeit gegangen zu ſeyn. Er wollte ausgefegt haben, und ich mußte lachen, als die Aufwärter meinten, davon würde ich ſterben. Er beſtand darauf, und ich ſtellte mich krank. Die Aufwärter hätten nicht ausgekehrt, wenn ich widerſtand. Aber mein Intereſſe wollte, daß ich nachgab.

Am Aſchermittwoch ſagte mir Lorenz, wir würden den jährlichen Oſterfeſtbeſuch des Secretario der Staatsinquiſition erhalten. Durch dieſen Beſuch ſollen theils die Seelen der Gefangenen, die das heilige Sacrament bedürfen, be-

ruhigt, theils ihre Beſchwerden über die Behandlung der Kerkermeiſter vernommen werden. Sie können ſich alſo heute über mich beſchweren, ſagte Lorenz. Thun Sie es nur und kleiden Sie ſich an, denn das iſt Gebrauch. Ich erbat mir einen Beichtvater auf morgen.

In aller Frühe kleidete ich mich an, und der Jude that daſſelbe, indem er Abſchied von mir nahm. Er war überzeugt, der Secretario würde ihn befreien, nachdem er ihn anſichtig geworden. Er behauptete, ein Vorgefühl zu empfinden, wie es ihn noch nie getäuſcht, und ich wünſchte ihm Glück. Inmittelſt kam der Secretario, und man öffnete ihm den Kerker. Der Jude trat hervor und fiel auf die Kniee nieder. Sein Heulen und Weinen währte eine Stunde lang; der Secretario ſprach kein Wort. Er trat zurück, und Lorenz berief mich hervor. Mein langer Bart von acht Monaten, und ein Kleid, welches ein Verliebter ſich im Julius beſtellt hatte, machten mich an jenem kalten Tage zu einer Erſcheinung, die wohl Lachen, nur nicht Mitleid zu erregen vermochte. Ich zitterte vor Kälte, und das verdroß mich lediglich darum, weil der Geheimſchreiber

es der Furcht zuſchreiben konnte. Ich mußte gebückt das Gefängniß verlaſſen, und ſchon darin lag die Verbeugung. Dann ſetzte ich mich wieder in Poſitur und ſah dem Secretario gleich frei von Stolz wie von Unterwürfigkeit ins Geſicht, ohne mich zu bewegen oder ein Wort zu ſprechen. Jener, gleich unbeweglich, blieb ſtumm, und das gegenſeitige Schweigen währte zwei Minuten. Da er ſah, daß ich ihm nichts vorzutragen hatte, neigte er den Kopf etwa um einen halben Zoll und ging. Ich kehrte zurück, kleidete mich aus und legte mich nieder, um meine natürliche Wärme wieder zu erwecken. Der Jude war außer ſich vor Erſtaunen, daß ich dem Secretario kein Wort geſagt, obwohl mein Schweigen mehr zu ihm geſprochen, wie des Ebräers feigherziges Heulen. Ein Gefangner, wie ich, durfte ſeinem Richter gegenüber nur ſprechen, wenn es galt, vorgelegte Fragen zu beantworten.

Am folgenden Tage nahm mir ein Jeſuit die Beichte ab, und am heiligen Abend reichte mir ein Prieſter von St. Marcus das Abendmahl. Meine Beichte hatte dem Jeſuiten zu kurz

geſchienen, und er gab mir einige Ermahnungen, bevor er mich abſolvirte.

Betet Ihr denn auch? fragte er mich.

Vom Morgen bis zum Abend, ja ſogar beim Eſſen und im Schlafe. Denn in meiner Lage iſt alles, was in mir vorgeht, jede Bewegung, jede Ungeduld, jede Verirrung meines Geiſtes nichts, denn ein Flehen zur Weisheit Gottes, die allein in mein Herz ſehen kann.

Der Jeſuit lächelte zu meinem Raiſonnement über das Gebet und erwiderte es mit einer metaphyſiſchen Ausführung, die meinen Worten keineswegs entſprach. Ich hätte ihn widerlegt, aber ſeine Gabe und die Uebung in ſeinem Beruf erfreute mich. Wie ein Wurm kam ich mir vor, als er mit Prophetenkraft mir ſagte: Wir ſind es, von denen Ihr die Religion empfangen habt, die Ihr bekennt. Uebt ſie, wie wir es thun, und betet zu Gott, wie wir Euch es gelehrt haben! Wißt auch, daß Ihr nur am Tage Eures Schutzheiligen zur Freiheit gelangen werdet! Nach dieſen Worten abſolvirte er mich und ging. Der Eindruck, den er mir zurückließ, war unglaublich. Was ich verſuchte, ich konnte ſeine

Worte nicht aus meiner Seele jagen, und alle Heiligen ging ich durch, die ich in meinem Calender fand.

Dieſer Jeſuit war zugleich Beichtvater vom alten Senator und damaligen Staatsinquiſitor Flaminio Cornaro. Der Senator, ein berühmter Gelehrter und Staatsmann, ſehr religiös und Verfaſſer mehrerer frommer, in lateiniſcher Sprache geſchriebner Werke, genoß eines unbefleckten Rufes.

Daß ich am Tage meines Schutzheiligen befreit werden würde, hatte ich von einem Manne gehört, der es wiſſen konnte; und es freute mich um ſo mehr, als ich nun erfuhr, einen ſolchen Heiligen zu beſitzen, und daß er meiner ſich annehme. Aber wenn ich ihn anzuflehen verpflichtet war, mußte ich ihn kennen. Wer iſt er? Der Jeſuit ſelbſt, wenn er ihn kannte, durfte ihn nicht nennen. Er hätte das Geheimniß verletzt. Drum will ich verſuchen, ob er ſich errathen läßt, ſagte ich zu mir. Jakob von Compoſtella, deſſen Namen ich trug, konnte es nicht ſeyn. Am Tage Jakobi hatte gerade Messer grande meine Thür geſprengt. Ich ſehe daher

den Calender durch und finde zunächſt St. Georg, an den ich nie gedacht. Dann ſtoße ich auf St. Marcus, der am fünf und zwanzigſten des Monats ſeinen Tag feiert, und deſſen Schutz ich als Venetianer in Anſpruch nehmen durfte. An dieſen alſo richte ich mein Gebet, aber umſonſt. Sein Tag erſchien, und ich blieb. Nun wendete ich mich an den andern St. Jakob, den Bruder des Heilands, der mit St. Philipp eintritt. Aber ebenfalls getäuſcht, rufe ich St. Anton an, der, wie man in Padua ſich ausdrückt, täglich dreißig Wunder vollbringt. Abermals umſonſt.

Ob ich gleich Neigung hatte, es mit einem Heiligen nach dem andern zu verſuchen, ſo faßte ich auf mein Stilet am Ende doch ein noch größeres Vertrauen. Dies bewährte ſich auch dem Jeſuiten zum Trotz am Allerheiligentage, nachdem der Jude bald nach Oſtern auf zwei Jahre nach den vier andern Gefängniſſen gebracht worden. Ich mußte die Dielen durchſchneiden, indem ich das Eiſen hineintrieb. Anfangs waren die Stückchen, welche ich ablöſte, nicht größer, als ein Weizenkorn, doch nach und nach wurden es bedeutende Splitter. Die Diele

von Lerchenholz hatte ohngefähr ſechzehn Zoll Breite. Ich durchgrub ſie da, wo ſie mit einer andern zuſammengefalzt war, und mußte eilen. Denn wehe mir, wenn ein neuer Gefangner ankam, der das Ausfegen verlangte! Ich hatte nämlich das Bett beim Arbeiten weggerückt, die Lampe angezündet und lag, das Esponton in der Hand und eine Serviette zum Aufſammeln des Abfalls neben mir, auf dem Bauche. Zum Glück war meine Arbeit leicht, denn weder Nagel noch Klammer hinderte mich. Nach ſechs Stunden band ich meine Serviette zuſammen, in der Abſicht, ſie hinter den aufgehäuften Geräthſchaften im Gange zu leeren, und rückte die Bettſtelle zurecht. Am folgenden Tage entdeckte ich unter der erſten Diele eine zweite, die ich von gleicher Stärke ſchätzte. Beſuch erhielt ich nicht, aber die Furcht vor demſelben quälte mich. Raſtlos arbeitete ich drei Wochen hindurch. Alle drei Dielen, unter denen ich das Pflaſter von kleinen Marmorſtückchen, terrazzo marmorin genannt, antraf, waren durchgearbeitet. Hier glitt mein Eiſen ab, und ich gedachte des Hannibal, der ſich nach Titus Livius einen Weg über die Al-

pen gebildet, indem er mit Beilſchlägen den durch Weineſſig erweichten Felſen durchbrach. Das hatte ich bis dahin ſtets für unglaublich gehalten, nicht weil ich dem Weineſſig die nöthige Kraft abſprach, ſondern der Menge wegen, welche nöthig ſchien. Nun goß ich in die Vertiefung, die ich gemacht, eine Flaſche ſtarken Weineſſig, welchen ich beſaß. Am andern Tage ſchon ſah ich, daß mein Verſuch gelingen würde, ſey es durch die Kraft des Eſſigs oder die Kraft meiner Geduld. Denn nicht die Steine ſelbſt, nur den Kitt, welcher ſie verband, hatte ich mit meinem Inſtrumente zu zerpulvern. Zu meiner größten Freude entdeckte ich, daß dies nur ſo lange, als ich auf der Oberfläche blieb, ſchwierig war. In vier Tagen ſah ich auch dieſe Arbeit fertig, und mein Stilet blieb unbeſchädigt; es war vielmehr erſt recht blank geworden. Nun, wie erwartet, fand ich eine neue Diele, muthmaßlich die letzte, mit welcher ich größere Mühe hatte, denn das Loch war bereits zehn Zoll tief geworden. Jedesmal rief ich die Barmherzigkeit Gottes an. Wenn die Gelehrten über die Kraft des Gebetes ſpotten, wiſſen ſie nicht, was ſie

ſprechen. Hatte ich lange gebetet, ſo war ich jedesmal geſtärkt, und das allein genügt, mochte nun die Kraft von Gott unmittelbar mir gegeben werden, oder mochte ſie eine phyſiſch nothwendige Folge meines eignen Vertrauens auf ihn ſeyn. Hatte ich lange (diu) gebetet, ſo half mir Gott (dio) jedesmal.

Der fünf und zwanzigſte Junius war nun gekommen. Im elften Jahrhundert war an dieſem Tage des Evangeliſten Marcus Erſcheinung in der Geſtalt eines Löwen gefeiert worden. Denn die Weisheit des Senats ſah ein, daß die Zeit gekommen war, die Hülfe dieſes Schülers des Paulus und Petrus für die Vergrößerungsplane der Republik zu benutzen. Ich hatte Nachmittags drei Stunden lang, völlig nackt, von Schweiß triefend, auf dem Bauche gelegen und in dem Loche gearbeitet, worin meine Lampe ſtand. Plötzlich ertönt das fürchterliche Klirren des Riegels der Thür im vorderſten Gange. Welch ein Augenblick! Ich blaſe die Lampe aus, laſſe das Stilet ſammt der Serviette in der Oeffnung, ſchiebe das Bettgeſtell in den Alcoven, werfe Strohſack ſammt Matratze darüber hin

und ſinke beinahe todt im Augenblicke, wo Lorenz eintritt, auf mein übriges Bettzeug. Einen Augenblick ſpäter hätte man mich ertappt. Lorenz wäre mir auf den Leib getreten, wenn ihn ein Schrei nicht gebückt zurückgejagt hätte, indem er mit Emphaſe ausrief: „Ach mein Gott, wie bedaure ich Sie, lieber Herr! Man iſt hier wie in einem Backofen. Stehen Sie auf und danken Sie dem Himmel, daß er Ihnen ſolche Geſellſchaft ſchickt! Treten Eure Excellenz nur herein!"

Das ſagt er zu dem Unglücklichen, der ihm folgt, ohne meine Nacktheit zu berückſichtigen. Der Fremde aber nahm es wahr und vermied mich mit ſeinem Geſichte, während ich meine Betttücher zuſammenraffte und ſie auf das Geſtell warf, nach einem Hemd aber, das ich mir überwerfen konnte, umſonſt ſuchte.

Der Angekommene glaubte ſich in der Hölle. Wo bin ich und wohin bringt man mich? ſagte er. Welche Hitze und welcher Geruch! Mit wem werde ich eingekerkert?

Nun rief ihn Lorenz hinaus. Mich bat er, ein Hemd anzuziehen und auf den Gang zu ge-

hen. Dem Verhafteten aber ſagte er, es ſey ihm befohlen, ſein Bett, und was er ſonſt brauche, herzuſchaffen. Einſtweilen könne er im Gange auf- und abgehen. Dann würde der Geruch im Gefängniſſe verſchwinden. Nur vom Oel konnte derſelbe herrühren, gewiß, weil ich die Lampe ausgelöſcht. Lorenz machte mir keinen Vorwurf darüber. Sonder Zweifel hatte der Jude ihm alles geſagt, und ich freute mich, daß dieſer ihm nicht mehr zu entdecken gewußt. Für Lorenz aber gewann ich nun einige Achtung.

Endlich im Hemd und Schlafrock, trete ich hinaus. Der neue Gefangne ſchrieb mit der Bleifeder auf, was er brauchte, und ſah mich kaum, als er ausrief: Sieh da, Caſanova! Ich erkannte ihn gleich für den Abbé Grafen Fanarola aus Brescia. Er war ein angenehmer, reicher, in allen guten Geſellſchaften beliebter Funfziger. Nach einer Umarmung ſagte ich ihm, niemand hätte ich hier weniger erwartet, und Thränen entſtrömten ſeinen Augen.

Kaum befanden wir uns allein, als ich dem Abbé eröffnete, ich würde ihm, wenn ſein Bett käme, meinen Alcoven anbieten; aber er möchte

ihn ausſchlagen und das Ausfegen des Gefängniſſes verbitten. Die Gründe ſolle er bald hören. Ich ſagte ihm, woher der Oelgeruch rühre, und er gelobte Verſchwiegenheit, indem er ſich freute, zu mir gekommen zu ſeyn. Ich erfuhr durch ihn, daß niemand mein Vergehen kannte, und darum alle Welt es errathen wollte. Einige meinten, ich habe eine neue Religion geſtiftet, Andre, daß Madame Memmo dem Tribunal bewieſen, ich mache ihren Sohn zum Atheiſten. Auch ſagte man, Antonio Condulmer, der Staatsinquiſitor, habe mich als Ruheſtörer feſtſetzen laſſen, weil ich die Comödien des Abbé Chiari ausgepfiffen, und weil ich nach Padua gehen wolle, um ihm nach dem Leben zu trachten. Von dem allen war etwas richtig, nur alles erweitert. Um eine neue Religion zu gründen, war ich zu leichtſinnig und ſorgenlos; die drei Söhne der Madame Memmo konnten leichter verführen als verführt werden; und Condulmer hätte viel zu thun gehabt, wenn er alle Perſonen, die Chiari's Stücke auspochten, hätte feſtſetzen wollen.

Gegen Abend kam Bett, Lehnſtuhl, Wäſche, Riechwaſſer, ein gutes Eſſen und guter Wein.

Der Abbé konnte nichts genießen, aber ich ahmte ihm nicht nach. Sein Bett fand einen Platz, ohne daß das meinige verrückt ward, und man ſchloß uns ein.

Nun holte ich meine Lampe aus dem Loche hervor, und als ich die Serviette ganz mit Oel getränkt fand, mußte ich lachen. Wenn Anläſſe, die mit tragiſchen Folgen drohen, mit unbedeutenden enden, ſo hat man ein Recht zum Lachen. Ich richtete alles wieder ein und zündete die Lampe an, über deren Geſchichte der Abbé lachen mußte. Wir ſchliefen die ganze Nacht nicht, weniger weil das Ungeziefer uns quälte, als weil wir uns hundert intereſſante Sachen zu ſagen hatten, und der Graf mir ſeine Geſchichte in dieſen Worten erzählte:

Geſtern fuhr ich in Geſellſchaft der Madame Aleſſandri und des Grafen Martinengo zur Gondel nach Fuſina und dann nach Padua zur Oper, in der Abſicht, ſogleich wieder nach Venedig zurückzugehen. Nach dem zweiten Acte führt mein Unſtern mich in den Spielſaal. Hier traf ich demaskirt den Grafen Roſenberg, kaiſerlichen Botſchafter, und Madame Ruggini, deren Ge-

mahl als venetianiſcher Botſchafter nach Wien abgehen ſollte. Beiden machte ich eine Verbeugung und ſagte der Dame einige Artigkeiten. Im Fortgehen aber rief der Graf mir zu: „Sie Glücklicher, dem mit einer ſo ſchönen Dame zu ſprechen erlaubt iſt! In ſolchen Augenblicken macht mir mein öffentlicher Charakter das ſchönſte Land der Erde zur Hölle. Sagen Sie der Dame, daß die jetzigen Hinderniſſe in Wien verſchwinden! Dort würde ich ſie im künftigen Jahr aufſuchen und ihr den Krieg erklären."

Frau von Ruggini, die geſehen, daß der Graf ſich mit mir unterhielt, winkte mir und fragte lächelnd, was der Graf mir geſagt. Ich trug kein Bedenken, es zu wiederholen, und ſie trug mir die Antwort auf, daß ſie die Kriegserklärung annehme, und daß die Zukunft zeigen werde, wer ſein Handwerk am beſten verſtehe. Dieſe Antwort, ein bloßes Compliment, ſchien mir ſo unverdächtig, daß ich kein Bedenken trug, ſie zu überbringen, und nach dem Abendeſſen ruhig nach Hauſe ging. Aber am Morgen weckt mich ein Billet, das mich zur bussola fordert, dort die Eröffnung des Secretario zu vernehmen.

– Die Vorladung ließ mich nichts Gutes ahnen. Ich mußte gehorſamen und war kaum angekommen, als der Befehl erfolgte, mich hierher zu bringen.

Kein unſchuldigerer Fehler, wie dieſer! Aber, bemerke ich noch, in der Welt der Geſetze können Handlungen völlig ſchuldlos ſeyn, und man darf ſie doch nicht hingehen laſſen. Ich gratulirte dem Abbé, daß er wenigſtens ſein Verbrechen kannte. Er würde, ſagte ich, eine Woche hier bleiben und dann den Befehl erhalten, einige Monate lang Brescia nicht zu verlaſſen. Aber nicht einmal an achttägige Haft wollte er glauben. So hält der Menſch die Strafe für unmöglich, wenn er ſich ſchuldlos weiß. Ich ließ ihm ſeine Hoffnung; doch meine Vorherſage traf buchſtäblich ein. Ich that mein Möglichſtes, ihm den Schmerz über das Entehrende der Verhaftung durch meine Geſellſchaft vergeſſen zu machen, und vergaß, während er bei mir war, mein Unglück über dem ſeinigen.

Am Morgen brachte Lorenz ſehr früh Caffee und dem Grafen in einem Korbe das Mittagseſſen. Dieſer begriff nicht, wie es zu dieſer Zeit

genoſſen werden ſollte. Eine Stunde lang ließ man uns ſpazieren gehen, dann wurden wir eingeſchloſſen. Die Flöhe, welche uns quälten, brachten den Abbé auf die Frage, weshalb ich nicht ausfegen laſſe. Er ſollte mich weder für unreinlich, noch meine Haut für härter halten, als die ſeinige. Darum erzählte, ja zeigte ich alles. Er war verwundert, beinahe gekränkt, mich gewiſſermaßen zu dem Geſtändniſſe genöthigt zu haben, ermunterte mich nun aber, fortzufahren. Ich ſollte die Arbeit noch am folgenden Tage vollbringen, damit er mich noch hinunterlaſſen und mein Seil wieder hinaufziehen könne. Denn ob er ſeine Schuld erſchwere, war ihm gleichgültig. Ich aber zeigte ihm eine Erfindung, wie ich das Seil, nachdem es mich hinuntergelaſſen, wieder nach mir ziehen wollte. Beide Enden des Seils liefen durch eine an der Bettſtelle befeſtigte Schlinge, und das Seil mußte ich nach mir ziehen, damit es Lorenz nicht augenblicklich gewahr ward, wenn er durch den Saal nach den Gefängniſſen ging. Denn dann hätte er mich zur Stelle geſucht, gefunden und angehalten.

Der Graf wollte, daß ich meine Flucht noch aufſchob. Ich ſollte Lorenz Schickſal bedenken. Aber das Verlangen nach Freiheit hinderte jeden Nachlaß in meiner Arbeit. Ich hätte mich nicht dazu bequemt, und wenn es das Leben aller Sbirren gegolten hätte, ja die Republik ſelbſt. Das Vaterland wird ein Nichts dem Menſchen, welchen es unterdrückt!

Meine gute Laune entriß den werthen Genoſſen nicht allen Anfällen von Schwermuth. Er liebte Madame Aleſſandri, vormalige Sängerin, jetzt Gemahlin von Martinengo, und blieb nicht unerhört. Aber je mehr man glücklich liebt, um ſo ſchmerzhafter iſt die Entfernung vom Gegenſtand unſrer Liebe. Er ſeufzte, und oft ſtanden ihm die Thränen in den Augen. Ich bedauerte ihn, konnte mich aber nicht entſchließen, ihm zum Troſt von der Nichtigkeit der Liebe zu ſprechen, wie Thoren es wohl thun. Dergleichen iſt weder ein Troſt, noch iſt es Wahrheit.

Die achttägige Gefangenſchaft, die ich dem Abbé angekündigt, verlief ſchnell. Ungern verlor ich dieſe angenehme Geſellſchaft; doch ſie zu bedauern, dazu blieb mir keine Zeit. Dem edlen

Manne von Verſchwiegenheit zu ſprechen, war überflüſſig. Ein Wort der Art hätte ihn beleidigt.

Am dritten Julius ſagte Lorenz dem Grafen, er möchte ſich bereit halten, gegen die Zeit der Terza auszugehen, und brachte deshalb kein Eſſen. Denn ſchon vorher waren Suppe, Obſt und Wein ihm einzige Nahrung geweſen. Ich dafür hatte einen guten Tiſch gehabt, und er bewunderte mein Temperament. Freundſchaftsbezeugungen füllten uns die letzten Stunden aus. Lorenz kam, ging mit ihm fort und kehrte bald darauf wieder, um alle Sachen des liebenswürdigen Mannes abzuholen.

Am folgenden Tage legte Lorenz ſeine Juniusrechnung ab. Vier Zechinen, die mir blieben, erklärte ich ſeiner Frau geſchenkt. Daß es mein Lampenzins ſey, ſagte ich nicht; doch er mußte es errathen.

Bei raſtloſer Arbeit war mein Werk am drei und zwanzigſten Auguſt vollbracht. Ein unerwarteter Umſtand hatte daſſelbe verzögert. Die letzte Diele mit größter Behutſamkeit bearbeitend, entdeckte ich durch ein kleines Loch, daß ich das

Zimmer der Inquiſitoren ganz nach meiner Berechnung ſah, aber auch unmittelbar daneben einen Querbalken; und davor hatte ich mich immer gefürchtet. Dort mich durchzubringen, war unmöglich, ich mußte alſo das Loch nach der entgegengeſetzten Seite erweitern, und bald überzeugte mich ein zweites kleines Loch, daß der Himmel mein Werk geſegnet hatte. Die beiden Oeffnungen verſtopfte ich durch Brot, damit ſie keinen Schimmer der Lampe, noch ein Stückchen Holz hindurchlaſſen möchten, wodurch ich mich denen verrathen konnte, die durch das Rathszimmer gingen.

Zur Flucht beſtimmte ich die Nacht vor dem Feſte des heiligen Auguſtin. In dieſer verſammelte ſich der große Rath, und daher war die bussola leer von Leuten. Sie lag neben dem Zimmer, durch welches ich mußte.

Aber am fünf und zwanzigſten Auguſt in der Mittagsſtunde ereignete ſich der Vorfall, der mir noch die Haare ſtarren macht. Die Riegel raſſelten, und ein tödtlicher Schreck faßte mich, die Schläge meines Herzens erſchütterten den ganzen Leib, und ohnmächtig warf ich mich in

meinen Lehnſeſſel. Lorenz, noch im Gange, ſagte mir durch das Gitter hindurch mit einem Tone der Freude: „Ich wünſche Glück zu der Nachricht, die ich Ihnen bringe!“ Ich bilde mir ein, er meint meine Freiheit, denn ich dachte nichts anders und ſah mich verloren. Die Entdeckung des Lochs im Fußboden hob ja alles auf.

Nun tritt Lorenz ein und verlangt, daß ich ihm folgen ſoll. Ich will mich zuvor ankleiden; er aber nennt das unnöthig, weil er mich nur aus dem abſcheulichen Kerker nach einem ganz neuen, hellen, mit zwei Fenſtern verſehenen Gefängniſſe führen will, von dem aus ich halb Venedig überſehen und gerade aufgerichtet ſtehen könne. Nun war ich meiner nicht mehr mächtig. Weineſſig verlangend, ließ ich dem Secretario für ſeine Gnade danken und ihn ums Himmels willen bitten, mich dort zu laſſen. Lorenz lachte und fragte, ob ich toll ſey, daß ich es verbäte, wenn man mich aus der Hölle ins Paradies zu bringen gedächte. So machte er Miene mich fortzuſchaffen, indem er mir den Arm bot und meine Sachen nebſt Büchern nachzubringen befahl.

Staunend und einſehend, daß ich nun kein Wort mehr ſagen dürfe, erhob ich mich, verließ meinen Käfig und fühlte einige Erleichterung, als ich hörte, daß er dem Gerichtsdiener aufgab, ihm mit meinem Lehnſtuhl zu folgen; denn deſſen Stroh verbarg meinen Esponton. Hätte doch das mühevolle Werk im Fußboden mich begleiten können! Ich folgte Lorenz, aber meine Seele blieb zurück in dem Gefängniſſe.

Mich ſtützend auf die Schultern von Lorenz, der mich durch Lachen aufheitern wollte, kam ich durch zwei lange Gänge, dann über drei Treppen in einen großen, hellen Saal, und trat an deſſen Ende links durch eine Thür in einen Corridor von zwölf Fuß Länge und zwei Fuß Breite. Die zwei Gitterfenſter deſſelben zeigten dem Auge den von dieſer Seite überſehbaren größten Theil der Stadt. Aber ich war nicht geſtimmt, mich durch eine ſchöne Ausſicht aufheitern zu laſſen.

Die Thür zum Gefängniſſe war im Winkel dieſes Corridors, und deren Gitterfenſter lag einem derjenigen gegenüber, welche den Gang erhellten. So konnte der eingeſchloßne Gefangne nicht nur den größten Theil des ſchönen Anblicks genießen,

ſondern auch ſich der Kühle erfreuen, welche die durch das offne Fenſter einſtrömende Luft gewährte; ein Balſam für eine in jener Jahreszeit dort eingeſperrte Creatur.

Aber das alles erwog ich damals nicht, wie der Leſer wohl denken kann. Lorenz ließ, ſobald ich hineingetreten, den Lehnſtuhl nachfolgen. Ich warf mich hinein. Er ging, indem er mir ſagte, daß er auch das Bett würde nachbringen laſſen.

Der Stoicismus des Zeno und die Ataraxie der Pyrrhoniſten beſchäftigen den Geiſt mit ſonderbaren Vorſtellungen. Sie werden geprieſen und belacht, bewundert und verſpottet. Nur bedingungsweiſe halten die Gelehrten ſie für möglich. Aber jeder Richter über moraliſch Mögliches und Unmögliches kann immer nur von ſich ſelbſt ſprechen. Der Redliche wird dem allein Wahrheit beilegen, deſſen eignen Keim er in ſich trägt. Und ſo finde ich in mir ſelbſt, daß der Menſch durch eine mühe- und kunſtvoll erworbne Kraft vielleicht Wehklagen über den Schmerz unterdrücken und ſich gegen ſeine erſten Anfälle verwahren kann. Dies iſt alles. Das abstine

und das sustine *) charakteriſiren einen guten Philoſophen. Aber die körperlichen Leiden, welche der Stoiker empfindet, werden denen des Epikuräers nichts nachgeben. Die Schmerzen brennen nur heftiger denjenigen, der ſie verbirgt, wie den, der ſich in Klagen erleichtert. Der Menſch, der bei einem entſcheidenden Ereigniſſe gleichgültig bleibt, trägt, wofern er nicht blödſinnig oder raſend iſt, den leeren Schein des Gleichmuthes, weiter nichts. Wer ſich der völligen Ruhe rühmt, der lügt, und Sokrates mag mir dieſe Behauptung vergeben. Ich will dem Zeno alles glauben, wenn er mir zeigen kann, das Geheimniß gefunden zu haben, wie der Natur das Erbleichen und Erröthen, das Lachen und Weinen verboten iſt.

Einem Erſtarrenden gleich, ſaß ich in meinem Lehnſtuhle. Zur unbeweglichen Bildſäule geworden, ſah ich alle Mühe verloren und konnte ſie doch nicht bereuen. Jede Hoffnung hatte mich verlaſſen. Nicht der Zukunft gedenken, war alle Erleichterung, die ich mir geben konnte.

---

*) Enthaltſamkeit und Geduld.

Erhoben ſich meine Gedanken zum Himmel, ſo erkannte ich meinen Zuſtand als eine Strafe, daß ich, nachdem er mir Muße zu meiner Arbeit gegeben, ſeine Gnade gemißbraucht und drei Tage mit meiner Selbſtbefreiung gezögert. Es iſt wahr, ich konnte drei Tage früher entſpringen. Aber verdiente ich ſo harte Strafe, weil ich einer der weiſeſten Betrachtungen wegen zögerte, und weil ich eine Vorſicht brauchte, welche ein lobenswerthes Vorſehen mir gebot? Nur wenn ich meiner natürlichen Ungeduld folgte, würde ich allen Gefahren getrotzt haben.

Der vernünftigen Betrachtung aber zu trotzen, die mich auf den ſieben und zwanzigſten Auguſt verwies, hätte ich einer Offenbarung bedurft, und das Buch der Maria von Agrada hatte mich noch nicht bethört.

Nach wenigen Minuten brachten mir zwei Büttel mein Bett und gingen nach den übrigen Sachen. Aber zwei Stunden verfloſſen, ehe ich etwas Weiteres hörte oder ſah, obwohl die Thüren des Gefängniſſes offen ſtanden. Dieſer Verzug brachte mich auf manchen Gedanken, nur konnte ich zu keinem Schluſſe gelangen. Da ich

alles zu fürchten hatte, ſuchte ich einen Zuſtand von Ruhe zu erringen, der mich zum Widerſtand gegen jedes Mißgeſchick waffnete.

Nächſt den Bleikammern und den Gefängniſſen im innern Hofe ſtanden den Inquiſitoren noch neunzehn andre furchtbare unterirdiſche Kerker in dem nämlichen herzoglichen Palaſte, für die zum Tode verurtheilten Gefangnen, zu Gebote. Alle Richter und Herrſcher der Erde haben es für eine Gnade gehalten, wenn ſie dem zum Tode Verdammten das Leben ließen, wie qualvoll es ihm auch gemacht ward. Eine Gnade kann das nur ſeyn, wenn der Schuldige ſie dafür hält; und man ſollte zuvor doch ihn befragen, ſonſt artet die Huld in Ungerechtigkeit aus.

Jene neunzehn unterirdiſchen Gefängniſſe ſind wahrhafte Gräber; aber ſie heißen die Brunnen, weil ſie ſtets zwei Fuß hoch unter dem Meerwaſſer ſtehen, das durch die nämlichen Gitter eindringt, welche dem kümmerlichſten Lichte den Eingang geben. Der Gefangne, der nicht den ganzen Tag über im ſalzigen Meerwaſſer ſtehen will, muß ſich auf ein Geſtell ſetzen, das zugleich ſein Nachtlager iſt. Dort liegt ſein

Strohſack, dort wird ihm mit Tagesanbruch ſein Waſſer, ſeine Suppe und ſein Brot hingelegt. Augenblicklich muß er dieſe Koſt verzehren, ſonſt entreißen die großen Seeratten ſie ſeinen Händen. In dieſen furchtbaren Gefängniſſen, worin die Verurtheilten bis zu ihrem Tode verbleiben, erreichen demohnerachtet viele bei jener Nahrung ein hohes Alter. Damals ſtarb ein Verbrecher darin, der vier und vierzig Jahre hatte, als er eingeſetzt ward. Vielleicht ſah er dies Gefängniß als eine Gnade an, weil er den Tod verdient hatte. Er hieß Beguelin, war Franzos und hatte unter den Truppen der Republik beim letzten Türkenkriege von 1716 unterm Graf Schulenburg gedient. Als deſſen Spion ging er, türkiſch gekleidet, dreiſt hinein in die feindliche Armee, aber er war zugleich Spion des Großveſſir. Des doppelten Kundſchaftens überführt, ward er zum Tode verurtheilt, den er verdiente. Die Gefangenſchaft in den Brunnen galt für eine Gnade. Er lebte noch ſieben und dreißig Jahr darin. Nur Langeweile und Hunger kann er empfunden und geſagt haben: dum vita su-

perest, bene est. (Wohl dem, dem nur das Leben bleibt.)

Angſt, nach den Brunnen geſchafft zu werden, beherrſchte mich während der erſten beiden Stunden. An einem Orte, wo den Unglücklichen chimäriſche Hoffnungen erhalten, darf auch ein unvernünftiger paniſcher Schreck ihn beſiegen.

Endlich höre ich die wüthenden Schritte eines Ankommenden. Es war Lorenz, ganz entſtellt vom Zorn. Vor Wuth ſchäumend und Gott ſammt allen Heiligen fluchend, fing er damit an, das Beil von mir zu fordern, womit ich den Boden aufgegraben, und mir die Sbirren zu nennen, von denen ich es erhalten. Darauf befiehlt er, daß man mich viſitire. Aber ich ſtehe auf, drohe, ziehe mich ganz nackt aus und ſage, nun möchten die Büttel ihr Geſchäft verrichten. Er ließ meine Betten, meinen Strohſack, alles Weitere unterſuchen, befühlte das Kiſſen von meinem Seſſel und warf, als er nichts fand, dieſes im wüthenden Grimm auf die Erde.

Sie wollen mir nicht ſagen, wo die Werkzeuge ſich befinden, mit denen Sie den Fußboden

aufgebrochen haben; aber Sie ſollen einem Andern bekennen! —

Wenn es wahr iſt, daß ich den Fußboden aufgebrochen, werde ich ſagen, daß ich die Werkzeuge von Euch erhalten und daß ich ſie Euch wiedergegeben habe. —

Nach dieſen Worten, welche ſeine wahrſcheinlich durch ihn aufgebrachten Leute beklatſchten, fing er an zu heulen. Er rannte mit dem Kopfe gegen die Wand und ſtampfte mit den Füßen, daß er einem Raſenden glich. Dann ging er, und ſeine Helfershelfer brachten mir meine Kleider, Bücher, Flaſchen ſammt allem Uebrigen, bis auf die Lampe und den Stein. Im Gange ſchloß er die Fenſter, die mir ein wenig Luft zuführten, und nun fehlte auch dieſe meinem engen Kerker. Dennoch freute ich mich, ſo wohlſeil davongekommen zu ſeyn. In ſeinem Gewerbe erfahren, hatte er doch nicht daran gedacht, den Lehnſtuhl umzukehren. Noch beſaß ich alſo meinen Riegel. Ich dankte dem Himmel und fand, daß ich noch darauf rechnen konnte, das Stilet als Werkzeug meiner Flucht zu benutzen.

Die Hitze und die Veränderung meiner Lage nahmen mir den Schlaf. Früh ward mir Eſſig gewordner Wein, ſtinkendes Waſſer, verfaulter Salat, verdorbenes Fleiſch und hartes Brot gebracht. Das Auskehren fiel weg, und als ich das Fenſter zu öffnen verlangte, erhielt ich nicht einmal eine Antwort. Mit einer eiſernen Stange unterſuchte ein Büttel alle Wände des Kerkers und den Fußboden, vornämlich die Gegend des Bettes. Mich freute, daß er nicht gegen die Decke ſtieß. Denn gleich kam ich auf den Gedanken, durch das Dach zu entfliehen. Aber es waren, um dies Project zur Reife zu bringen, Verbindungen nöthig, die ich nicht zu Stande bringen konnte. Alles, was ich that, war den Augen der Wärter ausgeſetzt, das Gefängniß völlig neu.

Ich brachte einen fürchterlichen Tag zu. Gegen Mittag ſtieg die Hitze ſo, daß ich zu erſticken glaubte und mich wie in einer Backſtube befand. Eſſen konnte ich ſo wenig wie trinken; alles, was man brachte, war verdorben. Tropfenweiſe hervorquellender Schweiß ließ mich weder leſen noch umhergehen, und in der Be-

handlung ward nichts verändert. Fleiſch und Waſſer, das mir am folgenden Tage gebracht ward, roch mir entgegen. Ich fragte, ob es Befehl ſey, mich durch Geſtank und Hitze zu tödten. Aber ohne zu antworten, ging Lorenz fort. Ich tauchte Brot in Cyperwein, um mich zu erhalten und um mich genugſam zu ſtärken, dieſem Unmenſchen am folgenden Tage mein Stilet in die Kehle zu ſtoßen. Dieſe That war bereits mein feſter Entſchluß geworden. Doch als Lorenz frühmorgens eintrat, begnügte ich mich, ihm zuzuſchwören, daß ich ihn erdroſſeln würde, ſobald ich frei wäre. Er lachte und ging, ohne ein Wort zu ſagen. Ich glaubte, alles geſchähe auf Befehl des Secretario, dem er meinen Verſuch verrathen. So rang meine Geduld mit dem Verzweifeln; ich war der Entkräftung nahe.

Am achten Tage forderte ich in Gegenwart der Wärter mit wüthender Stimme meine Rechnung und nannte Lorenz Henkersknecht. Er verſprach, ſie morgen zu bringen. Ihn zu vermögen, daß er meinen Nachteimer leeren ließ, machte ich Miene, das Gefäß in den Gang auszuſchüt-

ten. Das Fenſter, welches er öffnete, ward, bevor er ging, wieder geſchloſſen, und er verlachte mein Geſchrei. Weil ich das Wenige durch Trotz errungen, wollte ich fortfahren im trotzigen Benehmen.

Aber am folgenden Tage legte ſich meine Wuth. Ehe Lorenz mir meine Rechnung vorlegte, übergab er mir einen Korb mit Citronen, die Bragadin mir ſchickte, eine Flaſche gutes Waſſer und ein Huhn. Ein Wärter öffnete das Fenſter. Ich ſah in der Rechnung nur auf das, was mir verblieb, und beſtimmte es bis auf eine Zechine, welche er unter ſeine Leute vertheilen ſollte, ſeiner Frau. Als wir allein waren, fing er mit vieler Ruhe folgendes Geſpräch an.

Sie haben geſagt, mir verdankten Sie die Werkzeuge, mit denen Sie die große Oeffnung in dem Fußboden Ihres Kerkers ausgegraben. Wegen jener Inſtrumente darf ich alſo nicht neugierig ſeyn. Doch wer ſchaffte Ihnen die Lampe? —

Ihr ſelbſt thatet es. Ihr gabt mir Oel, Feuerſtein und Schwefel. Das Uebrige hatte ich bereits. —

Das iſt richtig. Können Sie mir eben ſo leicht beweiſen, daß ich Ihnen die Bedürfniſſe gegeben, um den Fußboden aufzubrechen? —

Eben ſo leicht. Alles habe ich nur von Euch erhalten. —

Barmherziger Gott, was höre ich! Sagen Sie mir, wie ich Ihnen ein Beil gab! —

Alles ſage ich Euch, wenn Ihr es begehrt. Doch der Secretario muß dabei ſeyn. —

Ich will nichts weiter wiſſen und glaube Ihnen. Schweigen Sie und bedenken Sie, daß ich ein armer Mann bin und daß ich Kinder habe! Damit ging er, den Kopf zwiſchen den Händen haltend. Ich aber freute mich, etwas entdeckt zu haben, womit ich den Menſchen in Furcht erhalten konnte, dem ich offenbar mein Leben zu danken hatte. Ich erkannte, daß ſein eignes Intereſſe ihn zwang, alles, was ich gethan, zu verſchweigen. Als ich ihm auftrug, mir die Werke des Maffei zu kaufen, verdroß ihn die Geldausgabe, und er wagte nicht es mir zu geſtehen. Aber er fragte, wozu ich die mehrern Bücher verlange, da ich deren genug habe. — Sie wären ſämmtlich durchgeleſen, gab ich zur Antwort,

ich brauche neue. Nun verſprach er mir, Bücher von einem andern Gefangenen zu erborgen, dem ich dafür die meinigen leihen könne. Als er verſicherte, daß es nicht Romane, ſondern gelehrte Bücher wären, weil mehrere verſtändige Leute im Gefängniſſe ſäßen, nahm ich es an und gab ihm die Chronologie des Petaud, um dagegen ein andres Werk zu erhalten.

Nach vier Minuten brachte er mir den erſten Theil von Wolffs Schriften. Das war mir recht. Ich nahm den Auftrag wegen des Maffei zurück, und er ging weg, zufrieden darüber, mir ſo gut gerathen zu haben. Mich freute dieſe Beſeitigung der Sache, nicht um des Buchs willen, ſondern wegen der Gelegenheit, die ſich ankündigte, mit irgend jemand in Briefwechſel zu treten, der mir bei dem Plane zu meiner Flucht, welche mich beſchäftigte, Hülfe leiſten konnte. Beim Oeffnen des Buches fand ich ein Blatt Papier, von ſechs guten Verſen beſchrieben, welche Seneca's Worte: calamitosus est animus ſuturi anxius, (ängſtliche Sorge für die Zukunft macht unglücklich,) paraphraſirten. Ich machte ſechs andre dagegen. Der Nagel am

kleinen Finger meiner rechten Hand war ſtehen geblieben, weil ich mich ſeiner als Ohrlöffels bediente. Jetzt machte ich ihn zur Feder; ſtatt der Tinte nahm ich Maulbeerſaft und ſchrieb meine Verſe auf das nämliche Papier. Meine übrigen Bücher verzeichnete ich auf dem letzten Blatt in demſelben Bande. Auf der Rückſeite unter dem Titel des Buchs ſchrieb ich: latet. Neugierig auf die Antwort, ſagte ich Lorenz ſchon am andern Morgen, ich habe das Buch ausgeleſen und würde mich freuen, wenn der Gefangne mir ein andres borgen wolle. Sogleich kam der zweite Theil. Ein fliegendes Blatt darin ſagte mit lateiniſchen Worten mir folgendes:

Wir beide, an Einem Orte gefangen, müſſen uns freuen, daß die Dummheit eines Geizhalſes uns ein beiſpielloſes Privilegium gibt. Ich, der ich dies ſchreibe, Marino Balbi, bin venetianiſcher Nobile und gehöre zur geiſtlichen Brüderſchaft von Somascus. Mein Mitgefangner iſt der Graf Andreas Asquin aus Undine in Friaul. Er läßt Ihnen ſagen, daß Sie über ſeine ſämmtlichen Bücher, die auf der innern Seite des Einbandes verzeichnet ſtehen, disponi-

ren dürfen. Wir müſſen vorſichtig ſeyn, Lorenz unſern kleinen Verkehr zu verbergen.

Mir gefiel unſre Uebereinſtimmung, doch lächelte ich über die Anempfehlung der Vorſicht, weil das loſe Blatt mit dem Bücherverzeichniß ihr widerſprach. Lorenz konnte dies Papier finden und brauchte nur, was darauf ſtand, überſetzen zu laſſen. Ich ſchloß daraus auf Balbi's Unbeſonnenheit.

Nachdem der Katalog geleſen war, ſchrieb ich auf die leere Hälfte der Seite, wer ich ſey, wie man mich feſtgeſetzt, daß ich mein Verbrechen nicht wiſſe und bald entlaſſen zu werden hoffe. Im nächſten Buche fand ich nur von Balbi, denn Asquin ſchrieb niemals, einen ſechzehn Seiten langen Brief, welcher die vollſtändige Verhaftungsgeſchichte enthielt. Sein Vergehen war, daß er mehreren unehelichen Kindern in der Taufe ſeinen Namen geben laſſen, und das ſollte die Hälfte des Briefes vertheidigen. Sophismen, mit falſchen Gefühlen und Anſichten vermiſcht, waren alles, was er beibrachte. Ich erkannte den Mann als ſonderbar, empfindelnd und falſch raiſonnirend, dabei boshaft, dumm, unüberlegt

und undankbar. So ſagte er mir, wie unglück⸗ lich er ſich ohne die Geſellſchaft des ſiebenzig⸗ jährigen Grafen, ohne Bücher und ohne Geld befinden würde, und füllte zwei Seiten mit Schmähung und Spott über ihn. Einem Manne von dieſem Charakter würde ich niemals geant⸗ wortet haben; doch diesmal wollte ich ihn benu⸗ tzen. Unter dem Rücken des Einbandes fand ich Bleiſtift, Feder und Papier. Nun konnte ich nach meiner Bequemlichkeit ſchreiben. Balbi hatte mir in ſeinem Brief unter andern geſagt, Nicola ſey der Wärter, der ihm alles verſchaffe, auch ihn von allen Verhafteten unterrichte. Zum Be⸗ weis erzählte er mir jedes, was mit mir vor⸗ gegangen, z. B. daß Lorenz zwei Stunden ge⸗ braucht, die Oeffnung im Fußboden wieder zu verſtopfen, und dem Zimmermann und Schloſſer, den er dazu angewendet, das ſtrengſte Still⸗ ſchweigen anempfohlen, und daß der Patrizier Priuli Gran Cen jetzt in meinem Käfig ſitze. Nicola hatte ihm geſagt, einen Tag ſpäter wür⸗ de ich entflohen ſeyn, und die ganze Stadt da⸗ von geſprochen haben. Aber Lorenz hätte dieſe Wendung das Leben gekoſtet. Es würde geur⸗

theilt worden ſeyn: um den Schein von ſich abzulenken, habe er mich die Oeffnung graben laſſen und die Inſtrumente hergegeben. Ferner hörte ich, Bragadin habe Lorenz tauſend Zechinen geboten, wenn er meine Flucht befördern wolle, und jener hoffe noch, ſie durch die Vermittlung Diedo's, des Freundes ſeiner Frau, zu verdienen, ohne daß es ſein Leben koſtete. Ferner bat mich Balbi um mein Vertrauen und Mittheilung der Art und Weiſe, wie ich meinen Befreiungsverſuch möglich gemacht.

Seine Neugier bezweifelte ich weniger wie ſeine Verſchwiegenheit; denn ſchon ſeine Frage machte ihn verdächtig. Doch mußte ich dieſen Mann ſchonen. Gerade ſolch ein Menſch ſchien mir gemacht, alles auszuführen, was ich ihm unſrer Befreiung wegen auftrüge. Den ganzen Tag verwandte ich auf die Antwort; aber Argwohn verzögerte die Abſendung. Vielleicht konnte Lorenz den Briefwechſel eingeleitet haben, um auszumitteln, durch wen ich zu den Inſtrumenten meiner Befreiung gekommen, und wo ſie ſich befänden. Ich ſagte alſo, eines Meſſers hätte ich mich bedient, das noch auf dem Fenſter im

Gange vor meinem Kerker liegen müſſe. Dort hatte Lorenz nicht nachgeſehen, und jetzt durfte er nachſehen, wenn er meinen Brief unterſchlug. Das beruhigte mich auf drei Tage.

Balbi wollte wiſſen, daß ich jenes große Meſſer allerdings könne gehabt haben, weil man, wie er erfahren, mich nicht viſitirt. Darauf hätte auch Lorenz ſich verlaſſen, wenn meine Flucht gelungen wäre. Er konnte annehmen, daß ein von Messer grande ihm zugeſchickter Gefangner viſitirt geweſen ſey. Jenem aber fehlte der Anlaß zur Viſitation, da er mich aus dem Bette ſteigen ſah. Balbi bat mich, ihm das Meſſer durch Nicola zu ſenden, weil dieſem Menſchen zu trauen ſey.

Der Leichtſinn dieſes Mönchs ſetzte mich in Erſtaunen. Kaum war ich gewiß, daß meine Briefe nicht aufgefangen wurden, ſo ſchrieb ich ihm, weder dem Nicola traue ich, noch möchte ich mein Geheimniß dem Papier übergeben. Seine Briefe beläſtigten mich übrigens. So ſchrieb er mir die Gründe der Gefangenſchaft des Grafen Asquin, eines Siebenzigers mit dickem Bauch und gebrochnem Bein. Dieſer Mann hatte ſei-

ner beſchränkten Vermögensumſtände wegen den Advocatenſtand gewählt und vertheidigte die Bauern gegen den Adel, der ihnen in den Provinzialverſammlungen das Recht beſtritt, mitzuſtimmen. Dadurch waren Unruhen entſtanden, und das Inquiſitionstribunal verbot dem Grafen ſeine Clientel. Allein er berief ſich auf die Conſtitution und gehorſamte nicht. Darauf ward er, dem Geſetzbuche zum Trotz, in die Bleikammern geſetzt, wo er ſich ſeit fünf Jahren befand. Er empfing gleich mir täglich funfzig Sous, durfte ſie aber ſelbſt beziehen.

Allmälig verließ mich der Argwohn, und ich raiſonnirte alſo, die Freiheit zu erringen, ſey mein Stilet ein treffliches Hülfsmittel. Doch ich konnte dies Geräth nicht brauchen, denn mit Ausnahme der Decke ward mein Gefängniß täglich durch Gegenſtoßen einer eiſernen Stange viſitirt. Ich vermochte alſo durch die Decke nur dann zu entrinnen, wenn jemand ein Loch darin von außen machte. Dieſer konnte ſich mit mir durch eine Oeffnung retten, welche noch dieſelbe Nacht in der Decke des herzoglichen Palaſtes zu machen war. Ich mußte aber einen Gefährten

haben, um zum Dache zu gelangen, wo ſich überſehen ließ, was zu machen ſey. Es mußte folglich gewagt werden, und ich fand keinen Menſchen geſchickter, meine Anordnungen aus-zuführen, als jenen acht und zwanzigjährigen Mönch von ſchwacher Urtheilskraft. Dieſer mußte alles wiſſen, auch in den Beſitz meines Riegels kommen. Deshalb fragte ich in einem Briefe Balbi, ob er die Freiheit ernſtlich wünſche und ob er zu allem bereit ſey, was ich von ihm for-dern würde, um ſich mit mir zu retten. Er antwortete: er und ſein Camerad ſeyen zu allem bereit; aber auf das Unmögliche hinarbeiten, wäre überflüſſig. Vier lange Seiten ſchrieb er mir über die Hinderniſſe und Schwierigkeiten. Ich antwortete ihm, die allgemeinen Bedenklichkeiten kümmerten mich nicht; mein Plan ſey gemacht, und ihm ſolle die Freiheit zu Theil werden, wenn er auf ſein Ehrenwort verſpräche, mir in allem zu folgen. Er ſagte alles zu.

Nun ſchrieb ich ihm von meinem eiſernen Inſtrumente, das ich ihm zuſchicken wolle, da-mit er den Fußboden ſeines Gefängniſſes aus-grübe, die Mauer durchbräche und mich durch

die Oeffnung zu ſich hinaufzöge. Dann wolle ich alles Uebrige vollbringen und ihn wie den Grafen befreien.

Er antwortete mir, wenn er mich zu ſich hinaufgezogen, ſey ich noch immer gefangen, nur in einem andern Gefängniß. Ich entgegnete, ich wiſſe das wohl, wolle aber auch zu keiner der Thüren hinaus. Mein Plan ſey gemacht und werde gelingen. Von ihm erwarte ich nur Pünctlichkeit bei der Ausführung, doch nicht Einwendungen. Zugleich rieth ich ihm, gegen funfzig Kupferſtiche von geiſtlichen Gegenſtänden zu kaufen und damit alle Wände ſeines Kerkers zu bekleben. Dieſe würden Lorenz keinen Verdacht erregen, und er müſſe damit das Loch verhängen, durch welches wir entſpringen wollten. Denn es auszuarbeiten, bedurfte er weniger Tage, und Lorenz ſah nicht, was geſchehen war. Ich durfte das nicht thun; ich war zu verdächtig geworden, als daß man mir Verehrung gegen die Heiligenbilder zugetraut hätte.

Darauf bedacht, wie ich mein Eiſen Balbi zukommen ließe, befahl ich Lorenz, mir eine neue Folioausgabe der Bibel, mit der Vulgata ver=

ſehen, zu kaufen. Die Größe dieſes Buches ließ mich hoffen, zwiſchen dem Bandrücken das Stilet verbergen zu können; aber es war zwei Zoll länger. Inmittelſt hatte mir Balbi geſchrieben, ſein Gefängniß ſey austapezirt, und ich mußte als Antwort ihm die Schwierigkeit auseinanderſetzen, die ſich fände, ihm das Eiſen zuzuſchicken. Er ſchien verwundert über meine Armuth an Erfindung und meinte, ich könne das Eiſen ihm in dem Fuchspelze ſchicken, von welchem Nicola ihm erzählt; er wolle vorgeben, es ſey des Grafen Abſicht, einen ähnlichen ſich zu beſtellen, und ich brauche ihn ja nur zuſammenzulegen. Aber gewiß hätte Lorenz den Pelz auseinandergeſchlagen, ſchon weil er ſich ſo beſſer tragen ließ. Dennoch hatte ich Gründe, Balbi zu ſchreiben, er möchte den Pelz fordern. Es geſchah; ich ſchickte ihn zuſammengelegt, aber ohne das Stilet, und erhielt durch Lorenz die Antwort, daß der Pelz gefallen habe.

Doch am folgenden Tage ſchrieb mir Balbi, ſein Rath ſey ſchlecht geweſen, und ich hätte ihn nicht befolgen ſollen. Wahrſcheinlich wäre der Spieß verloren. Lorenz, der den Pelz ausein-

andergeſchlagen gebracht, würde ihn in die Taſche geſteckt haben, und alle Hoffnung ſey verſchwunden. Doch ich tröſtete ihn und ſagte, er möchte künftig nicht ſo verwegne Rathſchläge geben. Zugleich beſchloß ich, ihm den Riegel in der Bibel zu ſenden, aber mit einer eignen Vorſicht. Ich ſagte Lorenz, daß den Michaelistag zwei große Schüſſeln Macaroni in Butter und Parmeſankäſe feiern ſollten, und eine davon ich dem Manne zum Geſchenk machen wolle, der mir ſeine Bücher leihe. Darauf antwortete mir Lorenz, derſelbe Mann wünſche mein großes Buch zu leſen. Ich antwortete, mit der Schüſſel Macaroni würde ich es ſchicken, und beſtellte mir eine Schüſſel, ſo groß ſie nur zu haben war. Ich ſelbſt wollte ſie füllen. Während Lorenz dieſe Schüſſel holt, wickle ich den Riegel in Papier und verſtecke ihn hinter dem Rücken des Einbandes. Ich war überzeugt, wenn ich eine tüchtige Schüſſel Macaroni auf den Band ſetzte, würde ich Lorenzens Augen von den etwa über den Rand der Schüſſel hinausgehenden Ecken ablenken. Balbi unterrichtete ich von allem und empfahl ihm Vorſicht bei Annahme der Schüſ-

ſel, ſie ja mit dem Buche zugleich ſich geben zu laſſen.

Am Michaelistage kam Lorenz, verſehen mit einer großen Pfanne, in der die Macaroni ſchmorten. Sogleich that ich Butter hinzu und füllte ſie in die beiden Schüſſeln mit geriebnem Parmeſankäſe, welche ich mir bringen laſſen. Die Schüſſel für den Mönch war bis zum Rande voll, und die Macaroni ſchwammen in Butter. Die Schüſſel, halbmal ſo breit im Durchmeſſer, wie der Band lang, ſetzte ich auf das Buch und gab dies, den Buchrücken gegen Lorenz gekehrt, in ſeine Hände, indem ich ſagte, er möchte die Arme ausſtrecken und ja langſam gehen, damit nichts von der Butter auf das Buch flöſſe und es verdürbe. Dabei ſah ich ihm feſt in die Augen. Er konnte den Blick nicht von der Butter ablenken, die er zu verſchütten fürchtete; er wollte lieber erſt die Schüſſel tragen und hiernächſt die Bibel holen. Aber ich ſagte, daß ſo mein Geſchenk ſeinen ſchönſten Werth verlöre. Endlich nahm er beides unter Klagen, die Schüſſel ſey zu voll, und ihn treffe keine Schuld, wenn ſie überflöſſe. Ich war froh, als er beides auf ſei-

nen Armen trug. Denn nun waren die Enden des Stilets den Augen entzogen, und Lorenzens ganze Aufmerkſamkeit richtete ſich auf die Schüſſel. Ich verfolgte ihn mit den Augen bis kurz vor Balbi's Zimmer, den ich bald ſich dreimal ſchnauben hörte, das verabredete Zeichen des glücklichen Gelingens. Bald kam auch Lorenz wieder und ſagte, alles ſey gehörig angelangt.

Der Pater Balbi brauchte acht Tage zu der Oeffnung, die er täglich mit einem Kupferſtiche mittels Brodteigs überklebte. Täglich ſchrieb er mir, wie wenig er gefördert habe, obwohl er die ganze Nacht gearbeitet, und daß wir unſre Lage nur verſchlimmern dürften, da unſer Werk ſchwerlich Erfolg gewinnen würde. Meine Antwort war, ich ſey des Gegentheils gewiß.

Doch leider war ich es nicht. Ich mußte indeß, wie ich gethan, verfahren oder alles aufgeben. Denn wie wollte ich angeben, was ich ſelbſt noch nicht wußte? Hinaus aus meinem Käfig ſollte es gehen. Das war all mein Wiſſen. Nur unüberſteiglichen Hinderniſſen gedachte ich zu weichen. Das große Buch der Erfahrung hatte mich gelehrt, daß große Unternehmungen

nicht über die Maaße bedacht ſeyn wollen, auf daß dem Glücke die Herrſchaft nicht geſchmälert werde, die es über alle Sterbliche ausüben will. Aber hätte ich dem Pater Balbi dieſe hohen Myſterien der Philoſophie und Moral mitgetheilt, ſo würde er mich für einen Narren gehalten haben.

Am ſechzehnten October, nach italieniſcher Uhr um die achte Stunde, als ich mich damit unterhielt, eine Ode des Horaz zu überſetzen, hörte ich über mir trappeln und dann drei kleine Schläge. Ich erwiderte mit eben ſo vielen. Es war das verabredete Signal, daß wir uns nicht getäuſcht hatten. Balbi arbeitete noch bis zum Abend und ſchrieb mir am folgenden Morgen, er würde noch heute ſein Werk vollenden, wenn meine Decke aus nicht mehr denn zwei Bretern beſtünde; denn die Breter wären nur einen Zoll ſtark. Zugleich verſprach er, das letzte Bret nicht völlig zu durchſchneiden, etwas, das ich ihm ſehr eingeſchärft hatte; denn meine Decke durfte keine Spur von Verletzung zeigen. Endlich benachrichtigte er mich, daß er nur noch eine Viertelſtunde brauche, um völlig durchzudringen, und

ich hatte ſchon auf übermorgen Nacht beſchloſſen, mein Gefängniß zu verlaſſen, um nie mehr zurückzukehren. Da ich einen Gehülfen hatte, war ich gewiß, in vier Stunden eine Oeffnung im großen Dache des herzoglichen Palaſtes zu Stande zu bringen, dann hinaufzuſteigen und das beſte Mittel zu wählen, welches ſich bot, wieder hinunterzukommen.

Doch an demſelben Tage, es war Montag, zwei Uhr nach dem Eſſen, gerade während Balbi arbeitete, höre ich die Thür des Saales aufgehen, der an mein Gefängniß ſtieß. Mein Blut ward zu Eis, aber ich verlor die Beſinnung nicht, um noch durch zwei Schläge das Zeichen zum Allarm zu geben, bei welchem Balbi die Oeffnung in dem Fußboden bedecken mußte. Eine Minute darauf erſcheint Lorenz und bittet um Verzeihung, daß er mir einen Taugenichts zum Geſellſchafter bringe. Zugleich ſehe ich einen Mann von dreißig bis vierzig Jahren, klein, mager, häßlich und ſchlecht gekleidet, mit runder, ſchwarzer Perücke, von zwei Bütteln geführt. Daß ich einen Schelm vor mir hatte, daran war nicht zu zweifeln, weil Lorenz mir ihn in

ſeiner Gegenwart ſo bezeichnete, ohne daß es ihn ſtörte. Ich antwortete, das Tribunal habe hier zu gebieten. Darauf ließ ich durch Lorenz einen Strohſack bringen, und nachdem jener den Gefangnen benachrichtigt, daß täglich zehn Sous für ihn ausgeſetzt wären, ging er davon. Gott mag ſie dem Tribunal wieder vergelten, ſagte mein neuer Gefährte. Ich betrachte mir den Schelm, den ſein Geſicht hinlänglich bezeichnete, und will ihn zum Reden vermögen. Doch er beginnt mit Dankſagungen für den Strohſack, den ich ihm bringen laſſen. Ich bot ihm an, mit mir zu ſpeiſen. Darauf küßte er mir die Hände und fragte, ob er ſich ſogleich die zehn Sous könne auszahlen laſſen, welche das Tribunal bewilligt. Ich bejahte es, und er fiel auf ſeine Kniee. Einen Roſenkranz aus der Taſche ziehend, ſah er ſich überall im Gefängniſſe um. Was ſuchen Sie, mein Freund? — frage ich. Ein Bild von der unbefleckten Mutter Gottes oder ein erträgliches Crucifix, antwortet er, weil er Chriſt ſey und nie ein größeres Bedürfniß empfunden, den heiligen Franciscus von Aſſiſi

anzurufen, deſſen Namen er unwürdiger Weiſe führe.

Mir ward es ſchwer, das Lachen zu unterdrücken, nicht ſeiner Frömmigkeit und Andacht wegen, dieſe hätte ich verehrt, ſondern um der Art willen, wie er die Sache vortrug, denn er hielt mich gewiß für einen Juden. Sogleich gab ich ihm mein Gebetbuch. Er küßte das Marienbild davor und gab es mit der Aeußerung zurück, daß ſein Vater verſäumt habe, ihn im Leſen unterrichten zu laſſen, er aber eine beſondre Devotion für den heiligen Roſenkranz hege, von dem er eine Menge Wunder erzählte. Mit der Geduld eines Engels hörte ich alles an. Drauf bat er um Erlaubniß, das Heiligenbild in meinem Gebetbuche vor ſich hinſtellen zu dürfen, um einen Roſenkranz zu beten. Ich betete mit ihm und fragte darauf, ob er zu Mittag gegeſſen. Da er mir geſtand, noch nüchtern zu ſeyn, überließ ich ihm die vorhandnen Reſte. Er verzehrte ſie mit wahrem Wolfshunger, trank allen Wein aus und fing an, als der Wein ihm zu Kopfe geſtiegen war, zu weinen und verwirrt zu ſpre-

chen. Ich fragte nach ſeiner Geſchichte, und er erzählte ſie mir in folgenden Worten:

Meine einzige Leidenſchaft in dieſer Welt war der Ruhm unſrer heiligen Republik und Gehorſam unter ihre Geſetze. Auf alle Unterſchleife jener Schelme, deren Gewerbe darin beſteht, zu betrügen und die Einnahmen ihres Landesherrn zu ſchmälern, gab ich Acht, ſuchte ſie zu entdecken und erſtattete ſodann dem Messer grande Bericht. Es iſt wahr, daß er mich ſtets bezahlt hat. Aber das Geld, welches er mir gab, war mir minder werth, als das Gefühl, dem großen Evangeliſten Marcus gefrommt zu haben, und ſtets mußte ich diejenigen verſpotten, welche mit dem Worte Spion aus Vorurtheil eine falſche Vorſtellung verknüpften. Das Wort klingt nur denen übel, welche das Gouvernement haſſen. Denn Spion heißt im Grunde ein Mann, der das Wohl des Staats liebt, die Verbrecher verfolgt und ſeinem Fürſten ergeben iſt. Wenn mein Dienſteifer es mit ſich brachte, hat kein Gefühl der Freundſchaft, das auf andre einigen Einfluß ausüben mag, noch weniger aber die Dankbarkeit irgend etwas über mich vermocht.

Oft ſchwor ich Verſchwiegenheit, wenn es galt, irgend einem Uebelthäter ein wichtiges Geheimniß zu entreißen. Doch kaum war ich im Beſitze dieſes Geheimniſſes, als ich es getreulich hinterbrachte, wenn mein Beichtvater mir verſicherte, daß ich es verrathen könne, theils weil ich beim Schwur einen gewiſſen Vorbehalt gemacht, theils weil kein Schwur gilt, wo das Wohl des Staats im Spiel iſt. Im Dienſteifer hätte ich meinen Vater verrathen und der Natur Schweigen gebieten können.

Vor drei Wochen beobachtete ich auf der kleinen Inſel Iſola, woſelbſt ich wohnte, eine Verbindung unter vier bis fünf angeſehenen Perſonen, die mit dem Gouvernement wegen einer Contrebande unzufrieden waren, welche entdeckt und confiscirt worden. Auch ins Gefängniß hatte man etliche gebracht. Der Pfarrer des Kirchſpiels, ein Eingeborner der Kaiſerſtaaten, gehörte zu dem Complot, deſſen Geheimniß ich zu entſchleiern beſchloß. Die Mitglieder deſſelben verſammelten ſich Nachts in einem Zimmer des Wirthshauſes, worin ein Bett ſtand. Darunter mich zu verſtecken, beſchloß ich heldenmüthig an

einem Tage, wo ich die Thür offen und das Zimmer leer fand. Abends kamen meine Leute und ſprachen davon, wie die Inſel nicht zur Gerichtsbarkeit von St. Marcus, ſondern zu der von Trieſt gehöre. Denn ſie dürfe nicht als ein Theil des venetianiſchen Iſtrien betrachtet werden. Der Pfarrer trug dem Hauptmann der Geſellſchaft, Namens Petro Paulo, vor, daß, wenn ſie eine Eingabe unterzeichnen wollten, er in Perſon ſie dem kaiſerlichen Botſchafter übergeben würde. Alle waren geneigt, und der Pfarrer wollte morgen mit der Bittſchrift eintreffen. Dies ſchändliche Complot beſchloß ich zu Rauch zu machen, obwohl einer der Mitverſchwornen mir als Vetter ſo nahe ſtand, wie ein leiblicher Bruder. Kaum waren die Männer fort, als ich Bedacht nahm, mit meiner Entdeckung glücklich aus dem Zimmer zu kommen. Ich ſchiffte mich ein und langte am folgenden Vormittage hier an, ſchrieb die Namen der Verſchwornen auf und berichtete den Vorfall dem Inquiſitor. Sogleich ward mir jemand nach Iſola mitgegeben, um die Perſon des Pfarrers anzugeben, und das lief vollkommen glücklich ab.

Aber nach dem Eſſen ließ mich mein Vetter rufen, um ihm den Bart abzunehmen, denn das Raſiren iſt mein Gewerbe. Kaum bin ich fertig, als er mir trefflichen Refosco und Wurſt mit Knoblauch vorſetzt. Wir frühſtücken in beſter Freundſchaft, und meine vetterliche Freundſchaft wird rege. Ich nehme den Mann bei der Hand, weine vom Grunde meines Herzens, rathe ihm, den Pfarrer zu meiden und eine gewiſſe Schrift nicht zu unterſchreiben. Er wollte von keiner Schrift wiſſen, und ich antworte mit einem Lächeln, indem ich ſage, daß er ſcherze, und verlaſſe ihn, reuevoll, auf die Stimme meines Herzens gehört zu haben.

Am folgenden Morgen iſt er ſammt dem Capellan verſchwunden. Ich verlaſſe Iſola, hieher zu gehen, und habe kaum meinen Beſuch beim Messer grande gemacht, als er mich arretiren läßt. So bin ich zu Ihnen gekommen, mein theuerſter Herr. Dem heiligen Franciscus danke ich es, daß er mich zu einem guten Chriſten geführt, der hier aus Urſachen ſitzt, um die ich mich nicht kümmere, denn Neugier kenne ich nicht. Mein Name iſt Sorodaci; meine Frau,

Legrenzi, iſt Tochter eines Secretario beim Rathe der Zehen, die dem Vorurtheile zum Trotz mich genommen hat. Sie wird außer ſich ſeyn, nichts von mir zu wiſſen. Aber ich hoffe baldige Loslaſſung, denn gewiß bin ich hier, weil der Secretario mich an dieſem Orte leichter vernehmen kann, als an einem andern.

An dieſer frechen Erzählung erkannte ich meinen Mann. Ich that, als ob ich ihn bedaure, und beſtärkte ihm ſeine baldige Loslaſſung. Kaum war er eingeſchlafen, als ich alles an Balbi ſchrieb und ihm die Nothwendigkeit vorſtellte, unſre Arbeit für jetzt einzuſtellen. Aber bei Lorenz beſtellte ich am folgenden Morgen ein Crucifix, ein Heiligenbild und eine Flaſche mit Weihwaſſer. Sorodaci verlangte ſeine zehn Sous, und mit Verachtung warf der Kerkermeiſter ihm zwanzig hin. Nun ließ ich eine vierfache Portion Wein und viel Knoblauch bringen, den Leckerbiſſen meines Genoſſen. Kaum war Lorenz fort, als ich geſchickt Balbi's Brief aus dem Buche zog, der mir ſeinen Schrecken ſchilderte und ſagte, daß die Oeffnung verſteckt worden, er aber des

Todes gewiß ſey, wenn Sorodaci zu ihm wäre gebracht worden.

Es ließ ſich abſehen, daß Sorodaci mehrmals verhört werden würde. Ich beſchloß alſo, ihm zwei gleichgültige Briefe anzuvertrauen, die mir vielleicht Nutzen bringen konnten, wenn er ſie dem Secretario gab, und ſchrieb ſie mit Bleifeder. Am folgenden Morgen brachte Lorenz alles Beſtellte, und ich tractirte meinen Kunden. Dann ſagte ich ihm, er könne mir durch ſeine Freundſchaft und ſeinen Muth einen Dienſt erweiſen, der mir ſo werth ſey, wie mein Leben. Ich gab ihm darauf zwei Briefe, die er nach der Adreſſe beſtellen möchte, ſobald er frei wäre. Mein Glück, ſagte ich, hängt von Ihrer Treue ab, aber Sie müſſen die Briefe ſorgſam verbergen. Werden ſie bei Ihnen gefunden, ſo ſind wir beide verloren. Sie müſſen bei dieſem Crucifix und Heiligenbilde ſchwören, mich nicht verrathen zu wollen. —

Alles, mein Meiſter, beſchwöre ich, was Sie verlangen; ſo bin ich Ihnen verpflichtet, antwortete er und zerfloß in Thränen über ſein Unglück, daß ich eine Verrätherei durch ihn für

möglich halten könnte. Nun ſchenkte ich ihm ein Hemd und eine Nachtmütze, zog die meine ab, beſprengte das Zimmer mit Weihwaſſer und ſprach in ſinnloſen aber ſchreckbaren Worten eine Eidesformel aus, die er knieend und unter Verfluchungen, die Schauder erregten, dahin beſchwören mußte, daß er die Briefe abgeben werde. Kaum hatte er ſolche, als er ſelbſt ſie in das Rückenfutter ſeiner Weſte einzunähen vorſchlug. Ich wußte, er würde ſie dem Secretair übergeben, und hatte alles ſo eingerichtet, daß man durchaus meiner Verſchlagenheit auf keine Spur kommen konnte. Die Briefe erwarben mir vielleicht ſogar die Achtung des Tribunals.

Bragadin und Grimani ſagte ich darin, ſie möchten ruhig ſeyn und unbekümmert um mein Schickſal. Sie würden nach meiner Entlaſſung finden, daß jene Strafe mir mehr genützt, als geſchadet. Denn niemandem ſey eine Aenderung ſeines Lebenswandels nöthiger, als mir, geweſen. Bragadin bat ich um Winterſtiefeln, weil mein Gefängniß kalt ſey. — Sorodaci durfte die Unſchuld meiner Briefe nicht ahnen. Er konnte den redlichen Mann ſpielen wollen und ſie überbringen.

Nach einigen Tagen holte Lorenz den Sorobaci ab. Er blieb lange aus; ich glaubte ſchon, ihn nie wieder zu ſehen, als ſein Erſcheinen Abends mich etwas verwunderte. In einem oft unterbrochnen und erneuten Verhöre hatte er bekennen ſollen, den Prieſter gewarnt zu haben, nicht nach Iſola zurückzukehren. Das konnte er nicht, denn ſtreng genommen, war es nicht geſchehen. In der Verſtimmung meines Gemüths beſorgte ich, man werde ihn lange gefangen halten. Ich ſchrieb Balbi während der Nacht das ganze Ereigniß und lernte bei dieſer Gelegenheit im Dunkeln ſchreiben.

Am andern Morgen wollte ich Gewißheit deſſen, was ich nicht bezweifelte, und verlangte den Brief an Bragadin unterm Vorwande eines Zuſatzes zurück, indem ich ſagte, er könne ihn ja wieder einnähen. Er nannte das gefährlich, und um ſo mehr beſtand ich darauf. Nun warf ſich der Böſewicht auf die Kniee, indem er ſagte, beim zweiten Verhöre des Secretario habe ihm ein unüberwindlicher Schauder den Rücken zuſammengeſchüttelt, gerade da, wo ſich der Brief befunden. Als der Secretario nach dem Grunde

des Fiebers gefragt, ſey es ihm unmöglich geworden, die Wahrheit zu verſchweigen. Dann habe der Secretario nach Lorenz geſchellt und dieſen die Weſte auftrennen laſſen, die Briefe geleſen und ſie in eine Schublade gelegt, mit der Aeußerung, wenn er ſie abgegeben, würde man es erfahren und ihn mit dem Tode beſtraft haben.

Nun that ich, als ob ich krank, ja ohnmächtig würde. Ich ahmte Schreck und Verzweiflung nach, indem ich die Jungfrau und alle Heiligen beſchwor, dieſe Verrätherei zu rächen. Dann warf ich mich auf das Bett und that mir Gewalt an, den ganzen Tag kein Wort zu ſprechen und mich zu ſtellen, als ob ich die Thränen, Ausrufungen und Betheurungen des Nichtswürdigen weder geſehen noch gehört hätte. Trefflich ſpielte ich meine Komödie, zu der ich die Skizze ſchon entworfen. In der Nacht ſchrieb ich Balbi, mit dem Glockenſchlag achtzehn ſolle er ſeine Arbeit wieder beginnen und nach vier Stunden aufhören, ſo daß er mit dem Schlage drei und zwanzig ſie verlaſſen müſſe. Er habe nichts zu fürchten, und unſre Befreiung hänge

von der pünctlichſten Ausführung ab, ſetzte ich hinzu.

Es war der fünf und zwanzigſte October, und der Tag nahte, wo das Werk gethan ſeyn oder gänzlich aufgegeben werden mußte. Die Inquiſitoren und der Secretario beſuchten in den erſten Novembertagen einige Dörfer auf dem feſten Lande. Lorenz betrank ſich dann am Abend und ſtand ſehr ſpät wieder auf, um die Gefangnen zu beſuchen. Hiermit ſchon bekannt, mußte ich jene Nacht zu der Flucht wählen. Dann hatte ich noch einen Grund.

Nichts erleichtert dem Elenden ſein Unglück mehr, als die Hoffnung, es bald zu verlaſſen. Alle ſeine Gedanken ſuchen dieſen Augenblick, alle ſeine Kräfte wollen ſeine Ankunft beſchleunigen, und er wünſcht die Zeit zu wiſſen, wenn der Moment erſcheinen ſoll. Ungeduldig und dadurch ſchwach geworden, hofft er auf irgend eine geheime Weiſe dieſen Augenblick zu entdecken. Gott, ſagt er ſich, weiß jenen Moment, und Gott kann erlauben, daß er durch irgend einen Zufall offenbar werde. Nun treten die Verſuche ein, das Schickſal zu befragen. Das Wandern

zu den Orakeln und die Künſte der Cabbala entſtanden daher, eben ſo die Fragen an Verſe in der Bibel oder im Virgil. Deshalb ſind die sortes virgilianae ſo berühmt geworden, von denen mehrere Schriftſteller uns ſprechen.

Die Weiſe, wie mir die Bibel mein Geheimniß offenbaren konnte, kannte ich nicht, und ſo beſchloß ich, mich an den wüthenden Roland des Arioſt zu wenden, einen Dichter, deſſen Geiſt ich aufs höchſte bewunderte, und der mir geeigneter ſchien, als Virgil, meine Zukunft vorauszuſagen. Ich ſchrieb alſo eine kurze Frage über den Tag meiner Befreiung auf, zählte davon die Buchſtaben und gründete darauf das Exempel, welches mir die Zahlen 9. 7. 1. gab. Nun ſchlug ich mit klopfendem Herzen das Gedicht auf und las im erſten Vers der ſiebenten Stanze des neunten Geſanges:

Tra il fin d'Ottobre, e il capo di Novembre.

Die Worte waren zu beſtimmt und zu paſſend, um nicht den Glauben in Anſpruch zu nehmen. Man wird mir verzeihen, wenn ich dachte, erklärend zu Hülfe kommen zu müſſen. „Zwiſchen dem Ende des October und dem An=

ſang des November" iſt die Stunde der Mitternacht. Man wird hören, daß gerade am ein und dreißigſten October mit dem Glockenſchlage der Mitternacht ich in das Freie trat, und man wird mich deshalb nicht für abergläubiger halten, als andre Menſchen. Ich erzähle die Sache, weil ſie geſchehen und weil ſie außerordentlich iſt, ich auch ſchwerlich ſie beachtet hätte, wenn ich nicht mich in Freiheit geſetzt. So viel lehrt dieſer Vorfall wenigſtens und ſtimmt hierin ſogar mit der Geſchichte überein, daß manches, was geſchehen iſt, ohne Vorherſagung nicht vorgefallen ſeyn würde. Die Thatſache beglaubigt die Vorausſagung, die ſonſt nichtig bleibt.

Es kam nun darauf an, durch Staunen erregende Bilder des Sorodaci ſchwachen Verſtand dergeſtalt zu zerrütten und zu verwirren, daß er mir nicht ſchaden konnte. Ich lud dieſen Heuchler daher, nachdem uns Lorenz verlaſſen, zur Suppe ein. Er lag auf dem Strohſack und hatte ſich für krank ausgegeben. Ungerufen hätte er nicht gewagt, ſich mir zu nahen. Nun aber ſprang er auf, warf ſich lang vor mir nieder, küßte meine Füße und konnte vor Schluchzen

und Weinen kaum ſprechen. Er müßte ſterben, ſagte er, wenn ich ihm nicht verziehe, die heilige Jungfrau habe ihn wegen ſeines Eidbruches beſtraft. Schmerzen durchwühlten ihm die Eingeweide, und die Zunge, ſagte er, ſey mit Geſchwüren bedeckt. Er zeigte ſie mir, und ich ſah mehrere Bläschen. Ob ſie ſchon früher dageweſen, wußte ich nicht, mochte auch nicht unterſuchen, wie weit er die Wahrheit ſagte. Mein Intereſſe war, zu thun, als glaube ich ihm, ſogar ihm Hoffnung auf mein Verzeihen zu erregen. Er mußte eſſen und trinken. Vielleicht wollte er mich betrügen. Aber eben das war meine Abſicht, daß es geſchah. Es kam darauf an, wer geſchickter war. Ich bereitete ihm einen Angriff, gegen den Vertheidigung unmöglich ſchien. Mit der Miene eines Begeiſterten gebot ich ihm, ſich zu ſetzen. Verzehren wir, ſagte ich, dieſe Suppe zuſammen, dann will ich Ihnen Ihr Glück verkündigen. Wiſſen Sie, daß heute früh mir die heilige Jungfrau erſchienen iſt und mir befohlen hat, Ihnen zu vergeben! Sie werden nicht ſterben, ſondern mit mir gehen.

Völlig verdummt und verſtört fing er nun

an, knieend, denn Stühle fehlten uns, die Suppe zu eſſen. Dann ſetzte er ſich auf den Strohſack vor mir hin, um folgende Rede, die ich ihm hielt, anzuhören.

Der Schmerz über Ihre Verrätherei hat mir eine ſchlafloſe Nacht verurſacht. Denn die Briefe, die Sie dem Secretario überliefert, müſſen mich zu lebenslänglicher Gefangenſchaft verurtheilen. Mein einziger Troſt war, daß auch Sie in drei Tagen vor meinen Augen ſterben würden. Während ich mich aber mit dieſem eines Chriſten unwürdigen Gedanken beſchäftigt, hat bei Tagesanbruch die heilige Jungfrau, deren Bildniß Sie dort ſehen, ſich bewegt, hat lebendig ſich vor mich hingeſtellt, den Mund geöffnet und mich mit folgenden Worten angeredet:

„Sorodaci iſt ein andächtiger Verehrer meines Roſenkranzes; du ſollſt ihm vergeben und die Folgen des Fluches abwenden, den er ſelbſt über ſich ausgeſprochen. Dich zu belohnen, ſoll einer meiner Engel in Menſchengeſtalt vom Himmel zu dir niederſteigen, die Decke deines Gefängniſſes durchbrechen und dich in Zeit von fünf

bis ſechs Tagen befreien. Dieſer Engel wird heute beim neunzehnten Glockenſchlage ſein Werk beginnen und bis eine halbe Stunde vor Sonnen=untergang daran arbeiten, um mit dem Tages=lichte wieder gen Himmel zu ſteigen. Von mei=nem Engel begleitet, wirſt du Sorodaci begleiten und, wenn er das Gewerbe eines Spions auf=gibt, fůr ihn ſorgen. Sage ihm das alles!“

Mit ernſteſter Miene beobachtete ich das Geſicht des der Verſteinerung nahen Verrǎthers, nahm mein Gebetbuch und fing an, nachdem ich das Gefǎngniß mit geweihtem Waſſer beſprengt, zu thun, als ob ich betete, und kůßte von Zeit zu Zeit das Bild der Jungfrau. Eine Stunde lang hatte der Schuft geſchwiegen, und unauf=gefordert fragte er nun, wann der Engel vom Himmel herabkommen werde, und ob wir ihn hǒren wůrden, wenn er ſich durch das Gefǎngniß durchbrǎche. — Gewiß, ſagte ich, kǒmmt er mit dem Glockenſchlage neunzehn; wir werden ihn arbeiten hǒren, und nach vier Stunden, die mei=nes Erachtens genug ſind, daß ein Engel ſolch ein Werk vollbringt, geht er wieder.

Sie haben vielleicht getrǎumt, gab er zur

Antwort, und ich beſtritt es, indem ich ihn fragte, ob er entſchloſſen ſey, das Spioniren abzuſchwören. Statt der Antwort ſchlief er ein, um mich zu befragen, ob es mit dem Abſchwören ſeines Gewerbes nicht noch Zeit habe. Bis zum Eintritte des Engels bewilligte ich ihm Friſt, aber mit der Ankündigung, daß ich ihn, wenn er den Schwur nicht leiſten ſollte, zurücklaſſen würde. Ich mußte die Befriedigung ſeines Gemüths hierüber bewundern; er war gewiß, der Engel werde nicht kommen, und ſchien mich zu bemitleiden. Den neunzehnten Glockenſchlag konnte ich kaum erwarten, und die Sache beluſtigte mich ſchon, denn ich wußte, daß die Ankunft des Engels die Verſtandesſchwäche dieſes Menſchen an den Tag bringen würde. Nur wenn Lorenz das Buch vergeſſen hatte, konnte mein Plan fehlſchlagen.

Die Mittagszeit kam heran, und ich trank nichts denn Waſſer. Sorodaci nahm allen meinen Wein und gewaltig viel Knoblauch zu ſich. Mit dem Glockenſchlage neunzehn warf ich mich lang nieder und gab ihm einen Schlag in den Rücken, ſo heftig, daß er gleich mir hinſtürzte, ich aber rief: der Engel kömmt! So blieb ich

eine Stunde. Es war zum Lachen, wie der Schuft unbeweglich ſeine Stellung beibehielt. Aber ich lachte nicht. Es war ein verdienſtliches Werk, ſeine Seele durch die Taufe des Schreckens menſchlich zu machen. Viertehalb Stunden hindurch las ich, und er betete den Roſenkranz, von Zeit zu Zeit einſchlafend. Den Mund wagte er nicht zu öffnen, ſondern ſtarr richtete er ſeine Augen nach der Decke, wo Balbi arbeitete, unter den lächerlichſten Geberden. Schlag drei und zwanzig ſagte ich ihm, er ſolle mir nachahmen, denn der Engel würde verſchwinden. Wir warfen uns nieder, Pater Balbi entfernte ſich, und es ward ruhig. Am andern Morgen las ich mehr Schreck, als vernünftiges Staunen, auf dem Antlitz des Blödſinnigen.

Ihn anzuhören, beluſtigte mich. Unter beſtändigem Weinen brachte er die ausſchweifendſten Aeußerungen durch einander vor, über ſeine Sünden, ſeine Frömmigkeit, ſeine Anhänglichkeit an St. Marcus und ſeine Gewiſſenhaftigkeit gegen die Regierung, wodurch er die Hülfe der Jungfrau Maria verdient. Ueber die Wunderkraft des Roſenkranzes ſeiner Frau, deren Beicht-

vater ein Dominicaner war, mußte ich viel hö- ren. Was ich aber mit ihm Unwiſſenden anfan- gen wollte, konnte er nicht begreifen. Er ſolle mir beiſtehen und künftig zu leben haben, ohne das ſchändliche Gewerbe des Kundſchafters zu treiben, verſetzte ich. Darauf erbot er ſich zu dem Eide und widerlegte mein Bedenken, ob er ihn halten werde, indem er bemerkte, daß ohne ſeinen Meineid mir die Jungfrau nicht erſchie- nen, alſo ich nicht glücklich geworden wäre. Ich fragte ihn, ob er Judas liebe, weil er den Hei- land verrathen. Er verneinte es, und ich brachte ihn dahin, daß er fragte, womit er ſeine Sün- den abbüßen ſolle. Ich antwortete auf folgende Weiſe:

Wenn Lorenz morgen eintritt, müſſen Sie, ohne ſich zu rühren, unbeweglich das Angeſicht gegen die Mauer gerichtet, und ohne nach ihm hinzuſehen, auf Ihrem Lager liegen bleiben, auch nie mehr ein Wort mit ihm ſprechen, noch ſich aufrichten. Schwören Sie das? Es ge- ſchah, und ich erwiderte mit einem Schwur, daß, ſobald ich ihn ſich nach Lorenz hin richten ſähe, ich ihn erdroſſeln würde. Nachdem er meine

Frage, ob er Erinnerungen gegen den Schwur habe, verneint, gab ich ihm zu eſſen und ließ ihn ſich niederlegen; denn auch ich bedurfte des Schlafes. Aber zwei Stunden waren nöthig, Balbi von allem zu unterrichten und ihm zu ſagen: wenn er fertig ſey, bedürfe es nur noch, daß er die Decke meines Gefängniſſes einſtoße. Das ſollte in der Nacht vom ein und dreißigſten October geſchehen, und wir wollten zu vieren entſpringen, ſeinen und meinen Gefährten mit eingerechnet. Es war der acht und zwanzigſte October.

Nach Balbi's Briefe konnte der Durchbruch in vier Minuten geſchehen ſeyn, und Sorodaci ſpielte ſeine Rolle muſterhaft. Er ſtellte ſich ſchlafend, und Lorenz redete ihn nicht einmal an. Ich beobachtete ihn ununterbrochen und war zu ſeiner Erdroſſelung bereit, denn mit einem Winke der Augen konnte er mich verrathen.

Den ganzen Tag über erhitzte ich Sorodaci's Kopf mit ſchwärmeriſchen Reden und ließ ihm erſt Ruhe, als er betrunken und auf dem Puncte war, einzuſchlafen. Er umarmte mich und wollte nicht begreifen, wie ein Engel ſo viel

Zeit brauchen könne, mein Gefängniß zu durchbrechen. Ich antwortete, weil er als Menſch und nicht als Engel wirke. Auch theilte ich ihm mein Bedenken mit, ob der Engel heute erſcheinen würde, weil er zweifelſüchtig, nicht wie ein frommer und demüthiger Menſch, ſondern wie ein verſtockter Sünder geſprochen, der noch immer mit Messer grande und mit Sbirren zu verkehren gedenke.

Nun begann ein neues Heulen; und als man beim Schlage neun den Engel nicht kommen hörte, war er der Verzweiflung nahe. Meine Klagen deshalb brachten ihn zur Verzweiflung. So ließ ich ihn den ganzen Tag. Pünctlich beobachtete er bis zum ein und dreißigſten das vorgeſchriebne Verfahren gegen Lorenz, den ich ſeitdem nicht wieder geſehen, nachdem ich ihm noch das Buch mit dem Briefe gab, der den Mönch anwies, um die ſiebenzehnte Stunde die Oeffnung durchzuſchlagen. Ich fürchtete kein Hinderniß mehr. Lorenz ſelbſt hatte mir von der Abreiſe der Senatoren und des Secretario geſprochen. Ich hatte alſo keinen neuen Gefangnen

zu erwarten und brauchte ſelbſt meinen ſchurkiſchen Gefährten nicht mehr zu ſcheuen.

Doch nun muß ich mich noch gegen die Leſer rechtfertigen, die mich wegen meiner Religioſität in Verdacht haben könnten, weil ich unſre heiligen Myſterien bei dem vom Blödſinnigen angenommenen Schwur und beim Erſcheinen der Mutter Gottes gemißbraucht habe, und dieſes ſogar noch erzähle. Aber wenn ich die Geſchichte meiner Flucht unverſtellt vortragen wollte, durfte auch dies nicht verſchwiegen bleiben. Und ſo ſage ich, daß ich keine Gewiſſensbiſſe fühle, aber auch nicht ruhmredig bin. Gegen meinen Willen nahm ich Zuflucht zum Trug; gern hätte ich beſſere Mittel gebraucht. Aber um meine Freiheit wieder zu gewinnen, würde ich wahrſcheinlich heute noch, wie damals, handeln.

Gebot mir die Natur, mich zu retten, ſo verbot es die Religion mir nicht, und Zeit war nicht zu verſäumen. Ich hatte einen Verräther um mich, den ſeine Moral berechtigte, Lorenz alles zu verrathen. Ich mußte entweder die Seele dieſes Affen durch Schreck lähmen, oder ihn erdroſſeln, wie mancher Andre gethan hätte,

der grauſamer war. Ich konnte es mir leichter machen, wenn ich vorgab, Sorodaci ſey natürlichen Todes geſtorben, und man hätte nicht eben nachgeforſcht. Sollte nun ein Leſer dies für beſſer halten, ſo wolle Gott ihn erleuchten. Nie wird ſeine Religion die meinige ſeyn. Ich that, was mir Pflicht ſchien, und die ewige Vorſehung hat meine Maaßregeln wenigſtens nicht mißglücken laſſen, meines Schwures aber mich entbunden, denn Sorodaci hatte nicht den Muth, mit mir zu flüchten. Aber wäre es nicht geſchehen, ſo will ich dem Leſer die Beichte ablegen, daß ich doch nicht eidbrüchig geworden ſeyn würde. Ja, ich bekenne, bei erſter Gefahr hätte ich mich des Scheuſals entladen, und wenn ich ihn an einen Baum aufknüpfen mußte. Als ich ihm ewigen Beiſtand ſchwor, wußte ich, daß ſeine Treue nicht länger, als ſeine fanatiſche Aufregung, dauern würde, die mit der Ankunft des Engels und Mönches gewiß ſchwand. Non merta fè, chi non la serba altrui. (Treue verdient nicht, wer gegen Andre ſie verletzt.) Der Menſch hat mehr Recht, alles der Selbſt-

erhaltung aufzuopfern, wie Regenten, alles dem Staatswohl aufzuopfern, ein Recht behaupten.

Als Lorenz gegangen war, ſagte ich Sorodaci, daß mit der ſiebenzehnten Stunde der Engel die Decke des Gefängniſſes durchbrechen und eine Scheere mitbringen würde; damit habe er uns allen den Bart abzuſchneiden. Hat der Engel auch einen Bart? fragte der Gimpel, und ich antwortete: Sie werden es ſehen. Wir ſteigen durch die Oeffnung, dann zum Dache des Palaſtes hinaus, kommen auf den Marcusplatz hinab und gehen nach Deutſchland. Er antwortete nichts und verzehrte allein die Mahlzeit; denn mir war Geiſt und Seele zu beſchäftigt, um etwas genießen zu können. Selbſt der Schlaf blieb mir aus.

Endlich ſchlägt die ſiebenzehnte Stunde, und der Engel erſcheint. Sorodaci will ſich niederwerfen, doch ich erkläre es für überflüſſig, und in drei Minuten liegt ein Stück aus der Decke zu meinen Füßen; Balbi aber ſtürzt mir in die Arme. Nun iſt Ihre Arbeit vollbracht, und die meine beginnt, ſage ich. Er übergibt mir Stilet und Scheere. Die Scheere reiche ich Sorodaci,

uns den Bart zu ſtutzen. Ich konnte nun aber kaum das Lachen unterdrücken, als ich das Thier ſah, wie es ſtaunend den Engel betrachtete, der dem Teufel ſelbſt glich. Er kürzte uns beiden die Bärte mit der Scheere ganz muſterhaft.

Ungeduldig, mir die Oertlichkeit zu betrachten, gebot ich dem Mönch, unten zu bleiben, weil ich Sorodaci nicht allein laſſen wollte; dann drängte ich mich mit Mühe durch die enge Oeffnung zum Kerker des Grafen, den ich herzlich umarmte. Ich fand einen Mann, deſſen Körperbau Verſuche, wie die meinigen, nicht begünſtigte; und als ich ihm auf ſeine Frage meinen Plan mittheilte, äußerte er, daß ihm Flügel fehlten, die nöthig wären, um einen Weg von den Bleidächern hinab zu finden. Er geſtand, nicht den Muth zu beſitzen, um uns zu begleiten, und wollte zurückbleiben, für uns zu beten. Nun begab ich mich nach dem Dache, das Sparrwerk und die Breter unter dem Bleidache mit meinem Esponton zu unterſuchen. Die meiſten zerbröckelten bei jedem Stoß. In weniger denn einer Stunde konnte ich eine ziemliche Oeffnung zu Stande bringen. Dann kehrte ich nach meinem

Käfig zurück und zerſchnitt Tücher, Servietten und Bettzüge, um mir Stricke zu drehen. Ich ſelbſt verband die Enden durch Schlingen, nach Weberart angelegt; denn ein einziger fehlerhafter Knoten konnte den Hinabſturz des Menſchen verurſachen, der ſich daran hielt. Ich hatte hundert Klaftern Seile. In Lagen, wie die meine, entſcheidet ein zufälliger Umſtand oft alles, und nur der macht ſich alsdann um das Gelingen verdient, der keinem Andern vertraut.

Hierauf band ich mein Kleid, meinen ſeidnen Mantel und einige Wäſche in ein Bündel zuſammen. So verfügten wir alle drei uns in das Gefängniß des Grafen. Dieſer wünſchte Sorodaci Glück, mit mir eingeſperrt worden zu ſeyn und nun mit mir entfliehen zu können. Ich mußte lachen, indem ich die Tartuffe-Maske ablegte, die ich um des Gaudiebs willen eine Woche lang getragen. Er ſah ſich betrogen und begriff doch nicht, wie ich Verkehr mit dem Engel haben konnte, der um die beſtimmte Stunde zur Rettung herbeikam. Des Grafen Worte, daß wir uns großer Gefahr ausſetzten, machten ihn ängſtlich. Feige, wie er war, beſchloß er,

die gefahrvolle Reiſe zu unterlaſſen. Den Mönch ermahnte ich, ſein Bündel zu ſchnüren, während ich die Oeffnung im Dache vollendete. Um die zweite Stunde der Nacht, italieniſcher Uhr nach, war ſie fertig. Zwar konnte ich fühlen, daß die Platten angenietet, oder wenigſtens über die marmorne Dachrinne gekrümmt waren. Doch mit Balbi's Hülfe und mit meinem Spieße gelang es, eine der Platten genugſam zu löſen, ſo daß ſie ſich ausheben ließ, wenn die Schulter zu Hülfe kam. Als ich hinausblickte, ſah ich mit Betrübniß die Helligkeit des Neumondes, der am folgenden Tage in das erſte Viertel treten ſollte. Dies Hinderniß mußte ruhig ertragen und die Mitternacht abgewartet werden, mit der jenes Licht die Antipoden erleuchten ſollte. In einer Nacht, wie dieſe, welche die geſammte vornehme Welt nach St. Marcus hinausgelockt, durfte man mich nicht auf dem Dache umherwandeln ſehen. Der verlängerte Schatten konnte ſich bis nach jenem Platze hin ausdehnen. Dann hätte alles die Augen emporgerichtet, und das ungewöhnliche Schauſpiel würde allgemeine Aufmerkſamkeit, vornämlich die des Messer grande und ſeiner

Sbirren, erregt haben, die Einzigen, welche in der großen Stadt Venedig die nächtliche Wache halten. Ich entſchied alſo ziemlich gebieteriſch, daß erſt nach Mondes Untergang wir uns davon machen dürften. Ich flehte zu Gott um ſeinen Beiſtand, aber ohne Wunder zu erbitten. Da ich ganz dem Eigenſinne des Glücks blosgegeben war, mußte ich ſo handeln, daß keinem Fehltritte das Mißlingen beizumeſſen war. Um fünf Uhr ſollte der Mond unter, und um dreizehn ein halb die Sonne aufgehen. Wir hatten alſo ſieben Stunden vollkommene Dunkelheit.

Ich ſagte Balbi, daß wir die drei Stunden in Geſprächen mit dem Grafen Asquin zubringen wollten, und er dann ſeinen Kerkergenoſſen bitten ſolle, uns dreißig Zechinen zu borgen, die mir zu allem Weiteren nicht minder nöthig ſeyn konnten, wie mein Esponton. Er richtete den Antrag aus, ſagte mir aber nach einigen Minuten, der Graf wolle mich allein ſprechen. Der arme Alte ſtellte mir mit vieler Milde vor, daß ich zur Flucht kein Geld brauche, daß ſeine Familie zahlreich ſey, und daß, wenn ich ſtürbe, das Darlehn verloren gehe, nebſt andern Grün-

den, die den Geiz verſtecken ſollten. Meine Antwort währte eine halbe Stunde. Ich hatte treffliche Gründe. Aber gewiß haben dergleichen, ſo lange die Welt ſteht, noch niemals gefruchtet. Denn wie will der Redner eine Leidenſchaft entwurzeln! Ich dachte: nolenti baculus, (wer nicht will, muß den Stock fühlen,) war aber nicht ſo grauſam, dieſem Spruche nach zu verfahren, und ſchloß mit dem Verſprechen, daß, wenn Asquin mit uns entfliehen wolle, ich ihn, wie Aeneas den Anchiſes, auf den Schultern tragen würde, wogegen er, wenn er beten wolle, eine Inconſequenz begehe. Denn er bäte für das Gelingen einer Sache, die er nicht einmal mit den einfachſten Mitteln hätte unterſtützen wollen. Unter Weinen und unter Schluchzen fragte er, ob wohl zwei Zechinen genug ſeyn möchten. Ich antwortete, alles müſſe mir genügen, und er, indem er ſie gab, bat, ihm das Geld ja wiederzugeben, wenn ich mich nach einigem Umherwandeln auf dem Dache in mein Gefängniß zurückzukehren entſchließen ſollte. Das verſprach ich denn auch, etwas verwundert, wie er denken konnte, ich würde mich entſchließen,

zurückzukehren. Ich wußte zu gut, das würde nicht geſchehen. Nun wurden unſre Gefährten gerufen, wir ſchafften unſre Habſeligkeiten nach der Oeffnung, und ich theilte die hundert Klaftern Seile in zwei Bündel. Dann brachten wir noch zwei Stunden mit Geſpräch und Erinnerung an die überſtandnen Leiden hin. Balbi legte mir nun die erſte Probe ſeiner feinen Geſinnung ab. Zehnmal gab er mir Schuld, ihm nicht Wort gehalten zu haben, weil ich in meinem Briefe geſagt, daß mein Plan feſtſtehe, was nicht der Fall ſey. In ſeiner Frechheit äußerte er, daß, wenn er alles ſo gewußt hätte, wie nun es ihm kund ſey, er mich nicht aus dem Gefängniſſe geriſſen haben würde. Der Graf aber ſagte mit dem Ernſt eines Siebzigers, ich thäte am klügſten, nicht weiter zu gehen; denn vom Dache hinunterzukommen, ſey unmöglich; es könne mein Leben koſten. Ich achtete nicht darauf. Aber Advocat von Profeſſion, hielt er, um, wo möglich, die zwei Zechinen zu retten, mir eine lange Rede. Er beſchrieb die Schwierigkeit, längs dem Dache fortzugehen, und die Unmöglichkeit, entweder in eine der mit eiſernen

Stäben verſehenen Lucken einzudringen, oder einen Ort anzutreffen, wo ſich die Seile befeſtigen ließen. Und wenn ſich auch eine ſolche Stelle fände, ſo, meinte er, würde niemand es aushalten, mit den Händen am Seil hinabzugleiten. Daher müſſe Einer von uns die beiden Andern mit dem Seile feſtbinden und ſie hinablaſſen, wie man einen Eimer in den Brunnen läßt; wer das thäte, würde genöthigt ſeyn, in ſeinen Kerker zurückzukehren. Es ſey die Frage, ob ſich jemand zu dieſer mitleidigen Handlung hergeben wolle; und wenn auch jemand heroiſch genug ſeyn ſollte, ſo käme es darauf an, von welcher Seite man, ohne geſehen zu werden, ſich hinablaſſen wolle. Nach der Kirche hinaus ſey man eingeſchloſſen; im Hofe aber mache die Wache der Arſenaloten die Ronde. Alſo die Canalſeite müßten wir wählen. Dort würde aber Kahn und Gondel fehlen. — In dieſem Advocatengeiſte folgerte der Graf eine ganze Reihe von Bedenken zuſammen, die ich, von der Noth gedrängt, mit einer Geduld anhörte, die nicht in meiner Natur lag.

Am meiſten ward ich durch die ſchonungs-

loſen Vorwürfe des Mönches gereizt. Aber nur mit Hülfe eines Gefährten konnte ich mein Werk vollbringen. Darum bezähmte ich mich und behauptete, ich ſey von unſrer Rettung überzeugt, obwohl ich im Einzelnen mein Verfahren nicht angeben könne. Des Grafen weiſe Betrachtungen würden mich behutſam machen, und vom Beiſtande des Himmels hoffe ich das Meiſte.

Nach Sorodaci ſtreckte ich mehrmals meine Hände aus. Er ſprach kein Wort, und ich lachte, wenn mir einfiel, was jetzt in ſeinem verworrenen Gemüthe vorgehen müſſe, das doch gewiß einſah, wie ich ihn betrogen. Ich ſchickte ihn weg, daß er nachſähe, wo der Mond am Himmel ſtände. Er kam mit der Nachricht, in einer Viertelſtunde werde kein Mond mehr zu ſehen ſeyn; ein dichter Nebel aber mache es gefährlich, das Bleidach zu beſteigen. Wenn der Nebel nur nicht Oel iſt, bin ich zufrieden, ſagte ich und hieß Sorodaci ſeinen Mantel umthun und einen Theil der Seile nehmen. Da ſtürzte er mir zu Füßen, küßte weinend meine Hände und bat ſchluchzend, ich möchte ſeinen Tod nicht verangen. Ich werde in den Canal ſtürzen und Ih-

nen nichts nützen, drum laſſen Sie mich hier! Die ganze Nacht will ich zum heiligen Franciscus für Sie beten. Sie haben es in Ihrer Gewalt, mich zu tödten, aber niemals werde ich mit Ihnen gehen. Das ſagte er mir.

Der Narr wußte nicht, daß auch ich ſeine Geſellſchaft für gefahrbringend hielt. Ich entließ ihn daher unter dem Beding, er müſſe zum heiligen Franciscus beten und ſogleich ſich aufmachen, alle meine Bücher, wohl hundert Thaler werth, dem Grafen zu überbringen. Es geſchah. Der Graf wollte ſie bei meiner Rückkehr zurückliefern, doch ich ſagte: wahrlich, ich ſehe Sie nicht wieder. Jener Schuft aber verdient nicht, mit Pater Balbi und mir ein Unternehmen zu theilen, das dem unſrigen glich. Nicht wahr, Balbi? Ich wollte hiermit das Ehrgefühl eines zweiten Feiglings ſtacheln. Er mußte auch wirklich mit einem Ja antworten.

Nun forderte ich vom Grafen Tinte, Feder und Papier, die er troz dem Verbote beſaß; denn Lorenz hätte für einen Thaler den heiligen Marcus verkauft. Dann ſchrieb ich einen Brief, den ich, weil es dunkel war, nicht überleſen

konnte, und gab ihn Sorodaci. Zum Eingange wählte ich den den Umſtänden anpaſſenden Vers:

Non moriar, sed vivam, et narrabo opera domini. *)

Unſre Herren Staatsinquiſitoren dürfen freilich jedes Mittel anwenden, einen Schuldigen mit Gewalt in ihrem Kerker feſtzuhalten. Aber dieſer, wenn er ſo glücklich iſt, nicht auf ſein Ehrenwort zu ſitzen, darf auch alles verſuchen, ſich die Freiheit zu verſchaffen. Jene fußen auf das Recht; der Gefangne fußt auf die Natur. Sie bedürfen ſeiner Beiſtimmung zur Feſtſetzung nicht; er bedarf ihrer zu ſeiner Befreiung nicht. Ich ſchrieb Folgendes:

„Jakob Caſanova, der dies in der Bedrängniß ſeines Herzens ſchreibt, weiß, ihm kann das Unglück begegnen, ehe er ſeinem jetzigen Zuſtand entflieht, in die Hände derjenigen zurückgeführt zu werden, denen er entfliehen wollte. In dieſem Falle fleht er die Menſchlichkeit ſeiner großmüthigen Richter an, ſein Schickſal nicht härter

*) Ich werde nicht ſterben, ſondern leben und preiſen, was der Herr an mir gethan.

zu machen, indem ſie ihn einer That wegen beſtrafen, zu welcher Vernunft und Natur ihn zwang. Er fleht, wenn er ergriffen werden ſollte, ihm alle ſeine Habe und den Kerker wiederzugeben, welchen er durchbrochen. Rettet er ſich aber, ſo ſchenkt er alles Zurückgelaſſene an Franciscus Sorodaci, den die Liebe zur Freiheit nicht beſeelt wie ihn, der darum zurückbleibt, und den Caſanova bittet, ihm dies Geſchenk nicht anzurechnen.

Geſchrieben eine Stunde vor Mitternacht, ohne Licht, im Gefängniſſe des Grafen Asquin, am 31. Oct. 1756."

Castigans castigavit me Deus, et morti non tradidit me. *)

Ich übergab Sorodaci dieſen Brief unter der Weiſung, ihn nicht in Lorenz, ſondern in des Secretario Hände zu liefern, der gewiß das Gefängniß ſelbſt beſichtigen mußte. Der Graf meinte, der Brief könne ſeine Wirkung nicht verfehlen, und er verſprach, wenn ich wieder

---

*) Gott hat mich hart gezüchtigt, aber nicht dem Tode preisgegeben.

eingebracht werden ſollte, mir alles zurückzuerſtatten. Der alberne Sorodaci meinte, auch er wünſche mich wiederzuſehen und mir alles wiederzugeben.

Aber es war Zeit zu ſcheiden. Den Mond ſah man nicht mehr. Ich legte alſo um Balbi's Hals auf einer Seite die Stricke, auf die andre Schulter ſeine Habſeligkeiten. Eben ſo belud ich mich. Beide gingen wir, in bloßer Weſte und den Hut auf dem Kopfe, gegen die Dachöffnung.

E quindi uscimmo a rimirar le stelle. *)

Dante.

---

*) Dort wir entflohn, zu ſchaun die Sterne wieder.

Neuntes Capitel.

Meine Flucht und meine Ankunft in Meſtre und Treviſo.

Ich ging voran, Balbi folgte, Sorodaci mußte die Platte wieder zurechtlegen. Dann ſchickte ich ihn fort, um zu ſeinem heiligen Franciscus zu beten. Ohnerachtet des Nebels waren alle Gegenſtände ſo ziemlich zu erkennen. Ich, knieend und kriechend, nahm meinen Spieß, zwängte ihn mit ausgeſtrecktem Arme zwiſchen die Fugen der Bleiplatten, hielt mich dann mit der andern Hand an das Bret, worauf die Platte lag, die ich gehoben, und half mir ſo zum Dache hinan. Balbi, mir zu folgen, faßte mit den vier Fingern ſeiner rechten Hand meinen Hoſenbund in der Gegend der Schnalle. So hatte ich das

Schickſal des Laſtthiers, das ziehen und tragen muß, und dabei ſollte ich eine ſchiefe, vom Nebel angefeuchtete Fläche anklimmen.

Auf der Hälfte dieſer gefährlichen Fahrt rief Balbi, ich möchte einen Augenblick verweilen; eins ſeiner Bündel habe ſich losgemacht und es ſey vielleicht nur bis zur Dachrinne gefallen. Mein erſter Gedanke war, ihm einen Stoß zu geben, der ihn leicht zu ſeinem Bündel gefördert hätte. Doch der Himmel lieh mir Mäßigung. Die Strafe wäre hart für uns beide geweſen. Ohne Gehülfen konnte ich mich nicht befreien. Ich fragte, ob das Bündel Seile verloren ſey. Da ich aber hörte, daß ſein ſchwarzer Ueberrock, zwei Hemden und ein Manuſcript, das er in den Bleikammern gefunden, ſich losgemacht, ſo vertröſtete ich ihn zur Geduld. Er ſeufzte und folgte, indem er ſich an mir anklammerte.

Nachdem ich über etwa ſechzehn Platten geſtiegen, erreichte ich den Forſt des Daches. Mit ausgebreiteten Beinen ſetzte ich mich auf die Dachhöhe, und der Mönch folgte mir. Der Rücken war gegen die Inſel S. Giorgio maggiore gerichtet, und zweihundert Schritte vor

uns lag die Kuppel der Marcuskirche, ein Theil des herzoglichen Palaſtes, worin ſich die Capelle des Doge befindet, prächtig, wie kein Monarch ſie beſitzt. Hier entlud ich mich meiner Laſt und rieth auch Balbi, daſſelbe zu thun. Das Bündel Seile nahm er zwiſchen die Beine, doch ſein Hut, den er darauf legen wollte, verlor das Gleichgewicht und ſtürzte in den Canal. Er nahm es als böſe Vorbedeutung und klagte, daß ihm nun Hemde, Hut und das Manuſcript fehlte, welches die koſtbare, noch unbekannte Geſchichte aller Feſttage der Republik enthielt. Doch ich, etwas milder jetzt, erklärte ihm, wie jene Vorfälle nicht für böſe Omina zu nehmen wären. Es war ein Glück, daß der Hut rechts und nicht links hinabgefallen, denn hier wäre er in den Hof gerathen, wo die Arſenaloten Wache halten. Sie hätten ihn erblickt, auf das Entſpringen eines Gefangnen geſchloſſen und uns einen Beſuch zugezogen.

Nachdem ich mich rechts und links umgeſehen, hieß ich den Mönch hier unbeweglich bis zu meiner Rückkehr verweilen und rutſchte, den Spieß in der Hand, auf der Dachhöhe fort.

Eine Stunde lang kroch ich umher, jedes Plätzchen unterſuchend, wo ſich mein Seil befeſtigen laſſe, um daran hinunterzuklimmen. Aber alle Abgründe, die ich abwechſelnd vor mir ſah, führten in eingeſchloſſene Oerter, und zur Canonica jenſeit der Kirche zu gelangen, zeigten ſich unüberwindliche Hinderniſſe. Doch alles Unmögliche mußte wegfallen, und ich mußte verwegen ſeyn ohne Ueberlegung. Da fiel mir gegen das zweite Drittheil des Dachabhanges ein Dachfenſter in die Augen, das wahrſcheinlich einen nicht im Verſchluſſe der Gefängniſſe gelegenen Boden oder einige Gänge mit Thüren zu Wohnungen und Ausgängen erhellte, die ich bei Anbruch des Tages wohl offen gefunden hätte. Wer uns geſehen, auch wenn er uns für Staatsgefangne hielt, hätte uns ſchwerlich aufgehalten, bildete ich mir ein. In dieſer Abſicht ließ ich mich mit dem einen Fuße nach dem Fenſter langſam ſo lange hinunter, bis ich die Höhe eines kleinen, mit dem obern parallel laufenden Daches erreichte, und auf dieſes ſetzte ich mich nun. Dann bog ich mich mit Kopf und Händen vor und entdeckte tappend ein Fenſter mit kleinen, runden,

in Blei eingelegten Scheiben hinter einem Gitter. Dieſes bedurfte des Feilens, und mein Spieß war alles, was ich beſaß. Traurig, nachdenkend und in äußerſter Verwirrung, war mir jeder Entſchluß ausgegangen, als ein ſehr gewöhnliches Ereigniß mit aller Kraft eines Wunders auf mich wirkte. Der mitternächtliche Schlag der Marcusglocke ertönte und riß meinen Geiſt aus der verderblichen Unentſchiedenheit, welche ihn niederbeugte. Ich beſann mich, daß dieſer Schlag den Tag aller Heiligen, alſo auch meines Schutzheiligen, wofern ich einen ſolchen beſaß, ankündigte. Aber faſt noch mehr ermuthigten mich Arioſts Verſe: tra il ſin d'Ottobre e il capo di Novembre. Wenn das Unglück einen ſtarken Geiſt zur Andacht treibt, bleibt einiger Aberglaube niemals aus dem Spiele. Jener Glockenſchlag befeuerte mich zum Handeln und verſprach mir den Sieg. Auf meinem Bauche mich vorſtreckend, ſtieß ich gewaltſam mit dem Spieße gegen das Gitter, mit dem feſten Vorſatze, es ganz hinauszuheben. In einer Viertelſtunde waren deſſen vier Holzrähme entfugt, und meine Hand hielt das Holzwerk. Die Glas-

ſcheiben waren bald zerdrückt, denn die blutige Verwundung meiner Hände achtete ich nicht.

Nun ſchwang ich mich mit Hülfe meines Spießes wieder auf den oberſten Dachgipfel und begab mich zu der Stelle, wo ich meinen Cameraden gelaſſen. Ich fand ihn in einer unmenſchlichen Wuth und Verzweiflung, mich verfluchend, weil ich ihn zwei Stunden allein gelaſſen. Indem er geglaubt, ich ſey vom Dache geſtürzt, wollte er eben nach ſeinem Gefängniſſe zurückkehren. Er fragte, was ich nun weiter vorhabe. Sie werden es ſehen, gab ich zur Antwort, indem ich Gepäcke und Seile um meinen Hals band, ihn aber folgen ließ. Als wir das Dachfenſter erreichten, ſetzte ich ihm auseinander, was ich gethan und was ich thun wollte. Ich fragte ihn nach der Weiſe, wie wir in das Dachfenſter kämen. Für den Erſten war es leicht: der Zweite hielt das Seil. Aber wie mit dieſem Zweiten? Vom Fenſter in den Boden hinabſpringend, konnte er ein Bein brechen, denn niemandem war der Abſtand zwiſchen Fenſter und Boden bekannt. Der Mönch, dem ich dies ruhig vorſtellte, meinte, ich ſolle ihn nur hinunter-

laſſen und nachher überlegen, wie auch ich zu ihm gelangen würde. Ich hatte mich genugſam in der Gewalt, um meinen Unwillen über dieſe Aeußerung zu zügeln und zum Werke zu ſchreiten. Ich band dem Gefährten ein Seil um und ließ ihn, auf dem Dachforſte reitend, gegen die Oeffnung des Dachfenſters hinunter, indem ich ihm ſagte, er müſſe ſich mit den Ellenbogen gegen das Fenſterdach legen und die Füße in die Oeffnung bringen. Dann legte ich mich wieder auf das Fenſterdach und beugte mich vorn über. Er ſolle ruhig ſeyn, ich halte das Seil feſt, rief ich ihm zu. Balbi kam glücklich auf die Dielen des Fußbodens, band ſich los, und ich zog das Seil hinauf. Aber nun erkannte ich auch daran, daß der Abſtand von der Dachlucke bis zum Fußboden meine zehnmalige Armlänge betrug. Hier war kein Sprung möglich. Er rief mir zwar, ich möchte ihm die Seile zuwerfen; aber ich befolgte den albernen Rath nicht.

Nochmals ward die Rückkehr auf die Dachhöhe beſchloſſen, und ich entdeckte hier endlich eine Kuppel an einem Orte, wo ich noch nicht geweſen. Sie brachte mich zu einem Gerüſte,

belegt mit Bleiplatten, neben einer Dachlucke von zwei Flügelthüren oder vielmehr Läden. Hier zeigte ſich ein Kübel voll friſchen Kalks, Maurergeräth und eine ziemlich lange Leiter. Dieſe letztere erregte meine Aufmerkſamkeit. Ich ſchlang mein Seil um die Sproſſen, erſtieg abermals das Dach und ſchleppte die Leiter, fortrutſchend auf dem Dache, mir nach. Dieſe Leiter mußte in das Dachfenſter, und ſie hatte zwölfmal die Länge meines Armes.

Aber nun fehlte mir die Hülfe des Mönchs. Ich hatte die Leiter gegen die Dachrinne dergeſtalt hinabgelaſſen, daß ihr oberes Ende gegen die Fenſteröffnung lehnte, das untere in der Dachrinne ſtand. Ich zog die Leiter abermals zu mir hinauf und wollte ihr, mich wieder überbeugend, die Richtung geben, daß ſie in die Fenſteröffnung hineintrat. Aber umſonſt. Ihr oberes Ende ging über das Dach hinaus, und der nahende Morgen konnte mich hier finden, Lorenz aber bald nachfolgen.

Nun beſchloß ich, mich ſelbſt auf die Dachrinne hinabzulaſſen, um die Leiter gehörig zu richten. Jene Rinne von Marmor gab mir ei-

nen Halt, indem ich der Länge nach darauf lag. Es gelang wirklich, die Leiter einen Schuh in das Dachfenſter hineinzuſchieben, und das verminderte ihre Laſt beträchtlich. Es kam darauf an, ſie nur noch zwei Schuh vorzutreiben; dann beſtieg ich wieder das Fenſterdach und zog ſie mit dem Seile ganz hinein. Jenes zu vollbringen, richtete ich mich knieend empor. Aber während dieſer Anſtrengung glitten meine Kniee von der Rinne ab; nur mit der Bruſt und den Ellenbogen lag ich noch auf derſelben. Alle Kräfte verſuchte ich, den Unterleib nachzuziehen und mich feſt auf die Dachrinne zu legen. Wegen der Leiter hatte ich keine Noth. Sie war drei Fuß zum Fenſter hineingeſchoben und bewegte ſich nicht. Ich aber, ſobald ich merkte, daß ich feſt lag, ſuchte das rechte Knie auf die Dachrinne zu bringen. Schon war ich derſelben nah, als die Anſtrengung mir einen Krampf zuzog, ſo lähmend wie ſchmerzhaft. Ein fürchterlicher Augenblick! Zwei Minuten blieb ich regungslos. Endlich wichen die Schmerzen, und allmälig bringe ich ein Knie nach dem andern auf die Rinne. Nun ruhte ich einen Augenblick aus und

richtete die Leiter tief genug in das Fenſter hinein. Sattſam mit den Geſetzen des Gleichgewichts bekannt, brachte ich mich mittels meines Riegels nun ſelbſt nach dem Dachfenſter und zog die Leiter nach, deren Ende mein Gefährte faßte, um ſie an ſich zu ziehen. Jetzt warf ich Seile und Gepäck gegen den Boden und folgte, dem Mönch in die Arme ſtürzend. Nach kurzen Freundſchaftsbezeugungen unterſuchte ich den dunkeln und engen Ort, an dem wir uns befanden.

Wir kamen an eine eiſerne Gitterthür, die ſich öffnete, wie ich auf die Klinke drückte, traten in einen großen Saal, tappten an den Wänden umher, geriethen an einen großen Tiſch, von Lehnſeſſeln umgeben, und fanden endlich ein Fenſter. Ich öffne deſſen Flügel, und das Sternenlicht zeigt mir eine furchtbare Tiefe. Hier war an kein Hinablaſſen zu denken. So kehre ich zum Saal zurück, in welchem unſre Sachen geblieben waren, und ſetze mich in einen Lehnſtuhl. Ein ſolcher unüberwindlicher Schlaf befällt mich hier, daß, wenn man mir geſagt hätte, es ſey der Tod, ich ihn willkommen geheißen haben würde. Unausſprechlich war das Gefühl dieſes

Einſchlafens. In der dritten Stunde weckte mich endlich das Schreien und Stoßen des Mönchs. Er ſagte, mein Schlaf in dieſer Lage ſey unbegreiflich. Ihm war er es, nicht mir, den die Müdigkeit unwillkürlich befallen hatte; die Natur ſelbſt beſiegte mich, und ich gewann ſo die nöthigen Kräfte wieder.

Im Aufſtehen ſagte ich: hier iſt kein Gefängniß, hier muß ſich ein Ausgang antreffen laſſen. Suchend finde ich auch der großen eiſernen Thür gegenüber eine kleinere, verſehen mit einem Schlüſſelloch, in das ich meinen Spieß ſetze, indem ich ausrufe: wenn es nur kein Schrank iſt! Nach einigen Stößen iſt die Thür geöffnet, und wir treten in ein kleineres Zimmer. Hier finden wir einen Tiſch, worauf ein Schlüſſel liegt. Ich verſuche ihn. Er öffnet, und ich gerathe unter Schränke mit Papieren. Es war das Archiv. Eine Treppe, die ſich zeigt, ſteigen wir hinab und kommen durch eine Glasthür in die Canzlei des Doge. Nun wußte ich Beſcheid. Weil wir, hier uns hinunterlaſſend, in das Labyrinth mehrerer kleiner Höfe gerathen wären, griff ich nach einem Canzlei-Inſtrumente, mit

welchem die Pergamente durchſtochen werden, um die Siegel einzuheften. Dies Geräth laſſe ich Balbi in die Spalte der Thür ſtecken, die ich mit dem Spieß mache, und handhabe, den dadurch verurſachten Lärmen nicht achtend, daſſelbe ſo lange nach allen Seiten, bis ein Loch von ziemlichem Umfange ſich bildet. Aber die hervorragenden Splitter drohen uns Kleider und Haut zu zerreißen. Auch waren es fünf Fuß von dem Fußboden bis zur Oeffnung, denn ich hatte die Stelle gewählt, wo die Breter am dünnſten waren. Aber ich rückte einen Seſſel heran, und der Mönch ſtieg hinauf. Er ſteckte Arme und Kopf durch die Oeffnung, und ich ſchob ihn hindurch in ein Zimmer, deſſen Finſterniß mich nicht ſchreckte. Ich war mit jeder Oertlichkeit bekannt. Mein Gepäck warf ich nach; nur die Seile blieben in dem Canzleizimmer.

Mir konnte niemand Hülfe leiſten. Deshalb ſtellte ich zwei Stühle neben einander, und einen dritten darauf. Nun ging mir die Oeffnung bis zur Hüfte. Nur halb konnte ich mich hindurch zwängen. Ich mußte Balbi bitten, mich mit aller Gewalt nach ſich zu ziehen, und verbiß die

Schmerzen, als Haut und Fleiſch mir in Fetzen riſſen. Endlich waren wir draußen, und ich packte meine Habſeligkeiten zuſammen. Ungeſäumt eilte ich zwei Treppen hinunter und gelangte durch eine von innen zu öffnende Thür in den Gang, welcher zur ſogenannten Königstreppe führt. Aber dieſe, groß wie ein Stadtthor, war gleich der der Flur mit vier Thoren verſchloſſen. Sie zu ſprengen, hätte ich eine Petarde oder einen Mauerbrecher gebraucht, und nun ſchien mir mein Spieß zu ſagen: hic fines posuit! (Dieſer hat dich ans Ziel gebracht.) Das theure Werkzeug meiner Befreiung verdient neben dem Altare meines Schutzheiligen ex voto aufgehängt zu werden. Froh und heiter ſetzte ich mich nieder und ſagte Balbi, daß meine Arbeit vollbracht ſey; Gott und das Glück würden das Weitere thun.

Abbia, chi regge il ciel, cura del resto,
O la fortuna, se non tocca a lui. *)

Heute, fuhr ich fort, iſt Allerheiligen, morgen Allerſeelen, und ſchwerlich kommen die Zim-

---

*) Er, der im Himmel thront, ſorge für das Uebrige, oder Fortuna, wenn es ſeine Sache nicht iſt!

merwärter herauf. Zeigt ſich einer und öffnet die Thür, ſo rette ich mich, und Sie folgen mir. Kömmt niemand, ſo bleibe ich hier und ſterbe vor Hunger. Ich kann es nicht ändern. —

Balbi's Wüthen, Schmähen und Verzweifeln überſchritt alle Grenzen. Doch ich erhielt mich geduldig und ſann darauf, mich völlig umzukleiden. Glich Balbi auch einem Bauer, ſo war ſein Anzug doch nicht zerriſſen, zerlumpt und voll Blut, wie der meinige. Ich zog meine Strümpfe ab und entdeckte an jedem Fuße ſtark blutende Wunden, die ich der Dachrinne und den Bleiplatten verdankte. Ich zerriß mein Schnupftuch und befeſtigte den Verband mit Bindfaden, den ich bei mir trug. Dann zog ich mein ſeidnes Kleid an, das ſich ſonderbar genug bei der Kälte ausnahm, ordnete meine Haare und band ſie in den Haarbeutel, legte ſeidne Strümpfe und ein Hemd mit Spitzenmanſchetten an. Meine alten Kleider warf ich hinter einen Lehnſtuhl. So glich ich einem Stutzer, der nach einem Ball an irgend einem verdächtigen Orte zerzauſt worden.

In dieſem Anzuge, den ſpaniſchen Federhut

auf dem Kopfe, trete ich gegen ein offenes Fenſter, und — dies erfuhr ich erſt nach zwei Jahren in Paris — ein Müßiggänger unten, der mich ſieht, benachrichtigt einen der Aufſeher davon. Dieſer fürchtet, jemanden durch zu frühzeitiges Zuſchließen eingeſperrt zu haben. Ich höre das Geräuſch der Schlüſſel und Schritte, welche die Treppe heraufkommen. Ein Spalt in der Thür zeigt mir einen einzelnen Menſchen mit Schlüſſeln in der Hand. Gleich gebiete ich mit ernſter Miene Balbi das ſtrengſte Stillſchweigen, verberge das Stilet unter meinem Kleide und ſtelle mich ſo an den Eingang der Thür, daß ich nur einen einzigen Sprung zur Treppe brauche. Die Thür öffnet ſich, und mein Anblick nimmt dem Manne, der ſie aufſchließt, alle Faſſung. Aber ſtumm und ohne Aufenthalt ſtürze ich an ihm vorüber. Der Mönch folgt ſpringend nach. Mit gelaſſenem Schritt, ohne zu laufen, nehme ich die Richtung zur großen Treppe, während Balbi ruft: zur Kirche! zur Kirche! Sie lag rechts, etwa zwanzig Schritte von der großen Treppe ab.

Venedigs Kirchen entbehren das Vorrechtes,

gegen peinliche Verbrechen oder Civilvergehungen zu ſchützen, und niemand ſucht ſie, wenn es darauf ankömmt, Häſchern zu entgehen, die einen Verhaftsbefehl vollziehen wollen. Das wußte der Mönch Balbi, aber ihm fehlte die Kraft, dem Triebe ſeines Gemüths zu entfliehen, das ein Aſyl ſuchte. Späterhin erklärte er mir, ein religiöſes Gefühl, das ich ehren müſſe, habe ihn nach dem Altare gezogen. Ich fragte, weshalb er nicht allein dorthin gegangen ſey, und er behauptete, nicht das Herz gehabt zu haben, mich zu verlaſſen.

Ich ſuchte Strafloſigkeit nicht in Venedig, ſondern jenſeit der Grenzen der Republik. Mein Geiſt hatte den Weg dorthin bereits angetreten; es fehlte nur noch, daß der Leib nachfolgte. Ich ſtand gerade vor dem königlichen Thor im herzoglichen Palaſt, und ohne jemand anzuſehen, um nicht wieder angeblickt zu werden, durchſchnitt ich die piazetta und erreichte das Ufer. Hier ſtieg ich in die erſte Gondel, die ſich fand, indem ich laut ausrief: „Schafft noch einen Ruderer, ich will nach Fuſina!“ Der Gehülfe erſcheint, und ich werfe mich nachläſſig auf das

mittelſte Polſter, während der Mönch ſich mit einer Seitenbank begnügt, und die Gondel ſtößt ab. Die Figur des Mönchs, ohne Hut, in meinen Mantel gehüllt, konnte wohl das Ihrige thun, daß man mich für einen Aſtrologen oder Abenteurer hielt.

Kaum war die Douane hinter uns, ſo begannen meine Gondoliere mit aller Gewalt die Fluthen des großen Canals zu durchrudern, mittels deſſen man ſowohl nach Fuſina wie nach Meſtre gelangt, wohin ich wollte. In der Mitte des Canals bog ich den Kopf hinaus und fragte den Steuermann, ob wir wohl vor vierzehn Uhr in Meſtre ſeyn könnten. —

Sie wollten ja nach Fuſina! verſetzt der Rudrer.

Du biſt ein Narr, ich habe Meſtre genannt, antworte ich, und der zweite Rudrer beſtreitet meine Behauptung gleichfalls. Auch Balbi, als guter Chriſt und Vertheidiger der Wahrheit, glaubt mir Unrecht geben zu müſſen. Darauf breche ich in ein lautes Gelächter aus, indem ich einräume, ich könne mich geirrt haben, aber meine Abſicht ſey geweſen, die Fahrt nach Meſtre

zu beſtellen. Man ſchwieg, und der Gondolier meinte, er könne mich wohl auch nach England fahren; Meſtre wollten wir in drei Viertelſtunden erreichen, denn Wind und Fluth begünſtige uns.

Nun warf ich den erſten Blick nach dem Canal hinter uns zurück. Auch nicht eine Gondel war zu ſehen, und ich mußte den ſchönen Tag bewundern, köſtlich, wie man ihn nur wünſchen kann, beglänzt von den Erſtlingsſtrahlen eines unvergleichlichen Sonnenaufganges. In das Betrachten meiner beiden jungen Schiffer und ihres rüſtigen Ruderns vertieft, dann zurückdenkend an die ſchrecklich überſtandne Nacht, an den Ort, wo ich den vorigen Tag zubringen müſſen, und alle die Fügungen überlegend, die ſich mir ſo glücklich vereinigt hatten, bemächtigte ſich meiner Seele ein Gefühl, das ſich emporſchwang zur Allbarmherzigkeit Gottes. Alle Federn meiner Dankbarkeit ſpannten ſich an, ſo gewaltig, daß Thränen mein Herz erleichterten von der Freude, die mich erſticken wollte. Ich ſchluchzte, ich weinte dem Kinde gleich, das man wider Willen zur Schule treibt.

Mein unvergleichlicher Gefährte, der kein Wort geſprochen, als um den Gondolieren gegen mich Recht zu geben, glaubte ſich nun verpflichtet, jene Thränen, deren Urſach er wußte, zu ſtillen. Doch die Art, wie er ſich dabei benahm, ließ mich zu einem ſo ungemäßigten Lachen überſpringen, daß der Mönch mich, wie ich nachher von ihm erfuhr, in dem Augenblicke für verrückt hielt. Dieſer Menſch war recht eigentlich dumm und aus Dummheit ſchlecht. Ich befand mich in der traurigen Lage, das benutzen zu müſſen, und er hätte beinahe mich zu Grunde gerichtet, aber ohne es zu wollen, denn er war höchſt einfältig. Nie gelang es mir, ihm begreiflich zu machen, daß ich die Abſicht, nach Meſtre zu gehen, ſchon gehabt, als ich Fuſina genannt; er blieb feſt dabei, erſt im großen Canal ſey ich auf den Gedanken gerathen.

Meſtre war erreicht; auf der Poſt fehlten Pferde, aber im Gaſthofe zur Glocke befanden ſich Fuhrleute, die der Poſt nichts nachgaben. Ich hatte mir im Stalle die Roſſe betrachtet, ſie waren tüchtig, und ich bewilligte dem Vetturin ſeine Forderung, um in fünf Viertelſtunden

uns nach Treviſo zu fahren. In drei Minuten ſind die Pferde vorgeſpannt, und überzeugt, Balbi werde hinter mir ſeyn, rufe ich: laſſen Sie uns einſteigen! Aber niemand iſt zugegen. Meine Blicke ſuchen nach ihm, ich frage, wo er ſeyn könne, und kein Menſch weiß es. Dem Stallknechte befehle ich, daß er ihn ſuche, und ich nehme mir vor, ihn auszuhunzen, auch wenn ein Bedürfniß ihn entfernt haben ſollte; denn das ſogar mußte in unſrer Lage aufgeſchoben werden. Aber man kömmt zurück mit der Nachricht, ihn nicht gefunden zu haben. Ich war meiner ſelbſt nicht mächtig und dachte ſchon daran, ohne den unbeſonnenen Gefährten abzureiſen. Ich wollte das und ich durfte es. Dennoch gebe ich einer ſchwachen Stimme meiner Vernunft Gehör, laufe ſelbſt umher, und jedermann will ihn geſehen haben, doch keiner weiß, wohin er gegangen ſeyn könne. Selbſt durchlaufe ich nun die Schwibbögen der Hauptſtraße, und zufällig den Kopf in ein Caffeehaus ſteckend, ſehe ich den Unbeſonnenen daſtehen, eine Taſſe Chocolade in der Hand und mit der Aufwärterin plaudernd. Er ſieht mich, meint, das Mädchen ſey hübſch,

und fordert mich auf, gleichfalls eine Taſſe Chocolade zu mir zu nehmen, auch für ihn zu bezahlen, weil er nicht einen Heller bei ſich habe. Mir gelingt es, mich zu beherrſchen, und ich antworte, ich hätte keinen Appetit. Zugleich bitte ich Balbi, ſich zu fördern, und faſſe ſeinen Arm heimlich mit ſolcher Wuth, daß er fürchten mußte, ich werde ihn zerbrechen. Nun bezahle ich, er folgt mir, und alle meine Glieder zittern vor Zorn. Kaum habe ich den Weg nach meinem Fuhrwerk angetreten, als ich einem Bewohner von Meſtre, Balbo Thomaſi, begegne, einem guten Manne, von dem es aber hieß, daß er zu den Beauftragten des Tribunals der Inquiſitoren gehöre. Er ſieht mich, naht mir und ruft: „wie kommen Sie hieher? Ich freue mich, Sie zu ſehen. Sie haben ſich alſo befreit. Wie fingen Sie das an?“ — Keineswegs habe ich mich befreit, ſondern meinen Abſchied erhalten, gebe ich zur Antwort. —

Das iſt nicht möglich, erwidert jener; denn noch geſtern war ich bei Grimani und hätte dort davon gehört. —

Man denke ſich meinen Zuſtand in dieſem Augenblick; ich hielt mich durch einen Menſchen entdeckt, von dem ich glauben mußte, er ſey bezahlt, mich zu verhaften, und der nicht mehr bedurfte als eines Winkes der Augen für den erſten beſten Sbirren, mit denen Meſtre angefüllt war. Ich bat ihn, leiſe zu reden und mir hinter den Gaſthof zu folgen. Es geſchah, und als ich ſah, daß niemand uns bemerkte, auch daß wir dicht an einem kleinen Graben ſtanden, jenſeits deſſen ſich das weite Feld hinſtreckte, ſo griff ich mit der rechten Hand mein Esponton und packte mit der linken den Kragen des vermeintlichen Verräthers. Aber dieſer wußte mir ſehr geſchickt zu entrinnen und über den Graben zu ſetzen, von wo er anfing, aus Leibeskräften nach der Meſtre entgegengeſetzten Richtung zu laufen, indem er von Zeit zu Zeit ſich nach mir umſah und mir Kußhände zuwarf, als wolle er ſagen: glückliche Reiſe! glückliche Reiſe! ſeyn Sie unbeſorgt! — Endlich verlor ich ihn aus den Augen und dankte dem Himmel, daß dieſer Menſch ſich meiner Gewalt entriſſen und dadurch mich von einer Mordthat abgehalten; denn mein

Vorſatz war es, ihn zu erdroſſeln, und doch führte er keine böſen Abſichten wider mich im Schilde. Meine Lage war aber in der That fürchterlich; denn ganz allein ſah ich mich im erklärten Kriege mit ſämmtlichen Kräften der Republik. Es war nothwendig, daß ich der Bedachtſamkeit und Vorſicht alles opferte. Nun ſteckte ich mein Esponton wieder in die Taſche.

Finſter, einem Menſchen gleich, welcher den ſchrecklichſten Gefahren entronnen, warf ich einen Blick der Verachtung auf den jämmerlichen Menſchen, der nun geſehen hatte, welchem Verbrechen ich im Begriffe ſtand, mich durch ſeine Schuld entgegenzuſtürzen. So ſetze ich mich in die Kaleſche, und Balbi nimmt den Platz an meiner Seite ein, aber kein Wort geht ihm über die Zunge. Seitdem fing ich an zu überlegen, wie ich mir dieſen unglückſeligen Menſchen vom Halſe ſchaffen könne.

Treviſo erreichten wir glücklich, und ſogleich erſuchte ich den Poſtmeiſter, mir zwei Pferde bereit zu halten, um zur ſiebenzehnten Stunde weiter reiſen zu können. Aber es war keineswegs meine Abſicht, die Reiſe mit Poſtpferden

fortzuſetzen. Theils fehlte mir Geld, theils fürchtete ich Verfolgungen. Der Gaſtwirth fragte mich, ob ich ein Frühſtück wolle. In der That bedurfte ich einer Stärkung, um mir das Leben zu erhalten; denn durch Erſchöpfung war ich dem Tode nahe gekommen. Aber mir fehlte der Muth, das Erbieten anzunehmen. Eine verlorne Viertelſtunde konnte alles verderben. Ich fürchtete wieder eingefangen zu werden, und das hätte mich Zeit meines Lebens beſchämt. Im freien Felde kann man bei einiger Klugheit es mit viermal hunderttauſend Mann wagen, und der iſt ein Tölpel, der es nicht verſteht, ſich zu verſtecken.

Einem Menſchen gleich, welcher einen Spaziergang im Sinne hat, ging ich zum Thore St. Thomas hinaus und verfolgte etwa tauſend Schritte weit die große Straße. Dann ſchlug ich mich ab in die Feldwege und Aecker, feſt entſchloſſen, dieſe erſt zu verlaſſen, wenn ich mich jenſeit der Grenzen des Gebiets von Venedig befinden würde. Das kürzeſte Mittel, um fremdes Territorium zu erreichen, hätte freilich die Richtung auf Baſſano geboten, aber ich zog

den weiteſten Weg vor. Denn gewiß ſpürte man mir an den nächſten Ausgängen nach. Aber daß man ſich nicht einbilden werde, ich habe, um über die Republik hinauszukommen, die Straße von Feltre gewählt, konnte ich verſichert ſeyn. Es war ein großer Umweg, den ich machte, wenn ich verſuchte, die Gerichtsbarkeit des Biſchofs von Feltre zu erreichen.

Ende des vierten Theils.

Verbeſſerungen.

S. 4. Z. 2. v. o. für elle l. *che*
S. 49. Z. 6. v. o. für Imen l. Imer
S. 49. Z. 10. v. u. für Pompenti l. Pompeati
S. 52. Z. 13. v. o. für Bonaſedè l. Bonafede
S. 111. Z. 9—10. für Mendey l. Mendex
S. 148. Z. 3 v. o. für derer l. derjenigen
S. 205. Z. 10. v. u. für Olderens l. Oldernes
S. 209. Z. 8. v. o. für Celleau l. Colleoni
S. 235 Z. 6. v. o. für Calnoni l. Colleoni
S. 279. Z. 6. v. o. für Marechal l. Marſchal
S. 344. Z. 7. v. o. für Caffeehauſe l. Landhauſe

284
358
448
57
51 7/4